This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UC-NRLF
$B 185 056

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Elsass-Lothringen

von

Dr. Chr. G. Hattinger.

Straßburg im Elsaß,
im Selbstverlag des Verfassers.
1883.

Elsaß-Lothringen.

Straßburg, Druck von G. Fischbach. — 2974

Straßburg im Elsaß,
im Selbstverlag des Verfassers,
(Kommissionär für den Buchhandel: Herr L. Fernau in Leipzig).
1883.

Elsaß-Lothringen

von

Dr. Chr. G. Hottinger.

Strasbourg
1883

LOAN STACK

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung . . . . . 5.

Allgemeines.

Namen . . . . . 6.
Lage und Grenzen . . . . . 6.
Ausdehnung . . . . . 7.
Bodengestalt . . . . . 7.
Gebirge . . . . . 7.
Flüsse . . . . . 11.
Seen . . . . . 16.
Klima . . . . . 16.
Steine . . . . . 17.
Pflanzen, Wald . . . . . 17.
Tiere . . . . . 18.
Anbau des Bodens . . . . . 20.
Gewerbe . . . . . 25.
Handel . . . . . 26.
Einwohner . . . . . 28.
Elsässer und Lothringer, Deutsche und Franzosen . . . . . 28.
Religion . . . . . 32.
Sprachverhältnisse . . . . . 32.
Schulwesen . . . . . 34.
Verwaltung . . . . . 36.
Gerichtswesen . . . . . 36.
Zölle und Steuern . . . . . 37.
Militärische Verhältnisse . . . . 37.

Städte und berühmte Orte.

I. Unter-Elsaß . . . . . 38.
II. Ober-Elsaß . . . . . 80.
III. Lothringen . . . . . 94.

Geschichte des Elsasses . . . . . 102.
Geschichte Deutsch-Lothringens . . . . . 207.
Das religiöse Leben . . . . . 218.
Das Schrifttum, besonders die Dichtkunst . . . . . 258.
Die Tonkunst . . . . . 291.
Die bildende Kunst . . . . . 296.
Unterrichtswesen . . . . . 303.
Fachwissenschaften . . . . . 305.
Philosoph . . . . . 305.
Altertumsforscher . . . . . 306.
Geschichtschreiber . . . . . 309.
Rechtsgelehrter . . . . . 313.
Naturforscher und Aerzte . . . . . 314.
Mechaniker . . . . . 316.
Buchdrucker . . . . . 317.
Sitten und Gebräuche . . . . . 318.
Register . . . . . 333.

DD801
A34/67

Jedem reich i gern min Hand,
Wo schätzt wie ich sin Heimetland.
(Karl Bernhard.)

Sag' an, wo ist ein Land so schön,
Wie unser holdes Ländchen ist?
Führ mich ins Thal, hin zu den Höh'n,
Wo Du, wie hier, so selig bist!
Die Welt ist groß: zieh hin und her,
Du findest doch kein Elsaß mehr.

So singt der Dichter Ehrenfried Stöber, und in dem heimlichen elsässer Ditsch gibt Karl Bernhard demselben Gedanken Ausdruck in den Worten:

Wenn langsam dort d'Vogese sich uffhelle
Im Morjeglanz, do duet eim d'Bruſt uffschwelle.
Ball sieht mer Wälder, Matte grüen dernewe,
Ball Dörfle frindli gicklen us de Rewe.

Und Friedrich Otte bekennt:

Mein Auge kann nicht satt sich schauen
An deiner Wälder Pracht und Glanz,
Am goldnen Segen deiner Auen
Und deiner Dörfer schmuckem Kranz.
Keck stürzt der Strom, voll mut'gen Strebens,
Von deiner Berge hohem Wall;
Der Pulsschlag deines reichen Lebens
Regt sich vernehmlich überall.

Auch des Schwesterlandes Lob erschallt in vielen Liedern; von ihm heißt es z. B.:

Du altes Lotharingen,
Du reichbegabtes Land,
Beschiffte Ströme schlingen
Sich eng um deinen Rand.

Schön zieren schlanke Reben
Dein sanftes Berggefild,
Und deine Wälder geben
Viel schmuckes Vieh und Wild.
(Ad. Bube.)

Wer möchte den Sängern die Berechtigung zu solchem Lobpreise Elsaß-Lothringens bestreiten, wenn er die gesegneten Gefilde nach allen Richtungen hin durchwandert hat? Wahr ist's, daß jedes Land seine gerade ihm eigentümlichen Schönheiten besitzt, aber doch ist eines bevorzugt vor andern. Bei jedem aber, wie es auch beschaffen sei und wo es auch liege, kommt es darauf an, es mit dem rechten Blicke zu betrachten, seine Vorzüge mit sinnigem Verständnis herauszufinden, seine Schattenseiten mit gerechtem, aber billigem Urteile zu beleuchten.

Wie sehr es nun auch unser Bemühen sein muß, uns Kenntnis von allen Ländern der Erde zu erwerben, so liegt uns doch unsere Heimat, unser liebes teures Vaterland, am nächsten. Bei ihm muß uns alles wichtig sein: das Land, die Städte, das Volk, dessen Handel, Wandel, Sitten und Geschichte von den frühesten Zeiten an bis heute.

Elsaß-Lothringen ist unsre Heimat, und von ihm sollen darum die nachfolgenden Seiten, wenn auch in aller Kürze, handeln.

Wir beginnen mit den **Namen:**

Elsaß, Elisaza, ist das Land der in der Fremde Sitzenden, Wohnenden (Eli: die Fremde). Auf dem rechten Ufer des Rheins hatte sich nämlich der Hauptstock der Alamannen angesiedelt. Diese nannten ihre linksrheinischen Stammesgenossen Alisazas, Elisazun, d. h. die Leute drüben, in der Fremde.

Andere wollen den Namen von dem Flusse Ill oder Ell und Saß (Ansässiger) ableiten, also: Elsaß = ein Ansässiger an der Ill. Dieser Name der Bewohner wäre dann auf das ganze Land übertragen worden. Diese Erklärung ist jedoch sprachlich unbegründet.

Lothringen, Lotharingen, führt seinen Namen von Lothar II., welcher dies Ländergebiet — nebst andern Landstrichen — im Jahre 855 bei einer Teilung erhielt.

Lage und Grenzen: Es bildet den südwestlichen Teil des Deutschen Reiches und liegt zwischen 47° 25′—49° 30′ nörd-

licher Breite und 23° 33′—25° 53′ östlicher Länge (von Ferro).

Es grenzt im Norden an Luxemburg, Preußen und Bayern, im Osten an den Rhein (Baden), im Süden an die Schweiz und Frankreich, im Westen gleichfalls an Frankreich.

Seine jetzige **Ausdehnung** bekam Elsaß-Lothringen durch den Frieden von Frankfurt a. M. vom 10. Mai 1871. Es enthält 14,508/10 □ Kilometer oder rund 263 Quadratmeilen. Seine größte Längenausdehnung beträgt 195, seine größte Breitenausdehnung 180 Kilometer.

Bodengestalt: Seine Oberfläche zeigt in reicher Abwechslung Ebenen und Gebirge.

O wie wechseln Berg und Thal,
Feld und Wiesen überall
In dem schönen Land!

Elsaß zerfällt in Bezug auf die Bodengestalt in 3 Teile: die Rheinebene, das Hügelland mit dem Vogesengebirge und den Sundgau (zwischen den Vogesen und dem Jura).

Die oberrheinische Tiefebene wird links von den Vogesen, rechts von dem Schwarzwalde und Odenwalde eingeschlossen. Sie liegt bei Lauterburg 108 Meter, bei Hüningen 245 Meter über dem Meere. Einst war sie ein See.

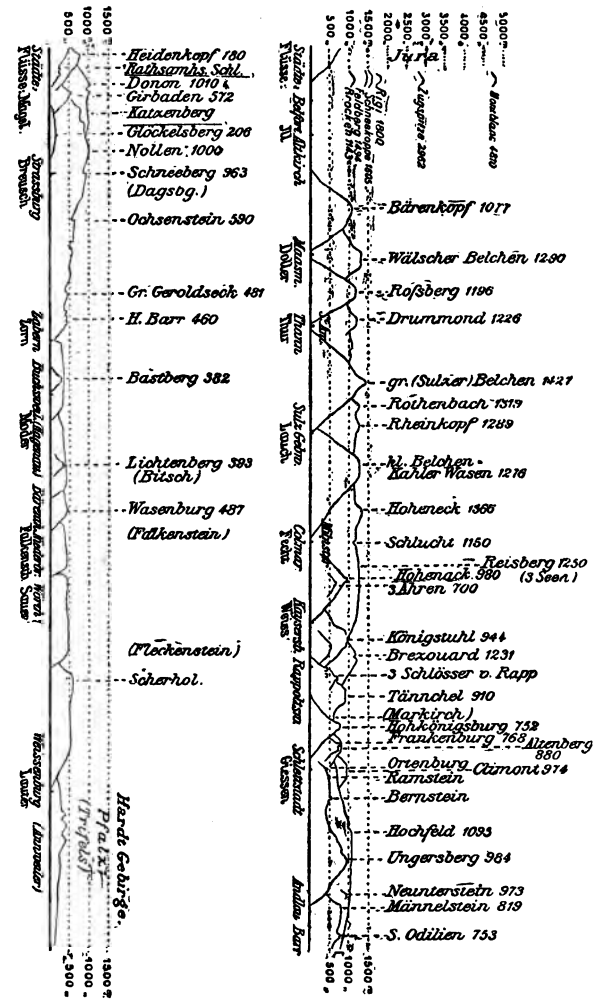
In einem Gedichte auf das Rheinthal sagt Karl Candidus:

Vor langen, langen Zeiten war's ein See,
Das ganze Rheinthal war ein See, juhe!
Und heute wächst so guter Rheinwein da,
So guter Rheinwein da, Viktoria!

Das Hügelland liegt vor dem eigentlichen Gebirgsstock der Vogesen.

Lothringen zeigt größtenteils wellenförmiges Gelände mit geringen Hebungen und Senkungen.

Gebirge kommen 3 in Betracht: Die Ausläufer des Jura im Süden von Elsaß; die Vogesen, das Hauptgebirge des Elsaß, welches nur einem kleinen Teile nach zu Lothringen gehört; die Ausläufer der Ardennen in Lothringen.



Idealer Längendurchschnitt der Vogesen von Süd nach Nord.

Der Jura fällt bei Pfirt steil ab und verläuft in eine Niederung, seit alten Zeiten eine bequeme Straße für durchziehende Völker und Kriegsheere. Aus ihr steigen empor:

Die Vogesen, deutsch Wasgau, Wasgenwald. Dieselben sind in der Sage und im Liede reichlich verherrlicht. So singt z. B. Ehrenfried Stöber:

Blaue Glöcklein blüh'n im Mooſe,
Gelbe Blüten an dem Strauch;
Labend weht der Freiheit Hauch!
Aus geheimnisvollem Schoße
Wiegt ſich in kryſtall'ner Helle
Deiner Bächlein Silberquelle
Froh dahin.

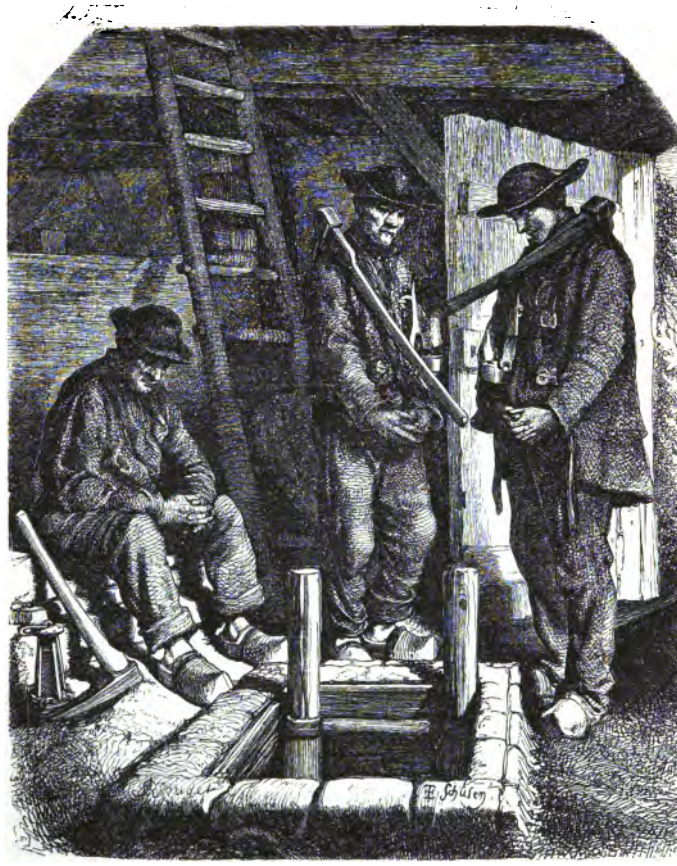
Und der Herden laut Getümmel
Tönet in der Vögel Chor;
Von den Felſen ſchwingt empor
Sich der Adler zu dem Himmel,
Badet ſich in Sonnengluten,
Grüßt dich aus den Aetherfluten
Kühn herab.

Die Vogeſen ziehen ſich nordoſtwärts in die bayriſche Pfalz — hier Pfälzer Gebirge oder Hardt genannt, bis zur Nahe im Preußiſchen; nordweſtwärts gehen ſie in das Hoch- und Hügelland von Deutſch-Lothringen über.

Man teilt ſie in die Süd-, Mittel- und Nordvogeſen; als Scheide der Süd- und Mittelvogeſen gilt das Markircher Thal, als die der Mittel- und Nordvogeſen das Zaberner Thal. Die größten Erhebungen haben die Südvogeſen, deren höchſter Punkt, der Gebweiler Belchen (auch der Sulzer Belchen), 1439 Meter über dem Meere liegt; außer ihm gibt es noch mehrere Belchen, namentlich einen badiſchen und „welſchen".

Im Jahre 1872 bildete ſich unter dem Namen „Vogeſenklub" ein Verein, welcher bezweckt „die Zugänglichkeit und die Bereiſung der Vogeſen zu erleichtern, ſowie die Kenntnis derſelben (namentlich in geſchichtlicher und naturwiſſenſchaftlicher Beziehung) zu erweitern und zu verbreiten." Derſelbe zählte im Jahre 1880 ſchon 2100 Mitglieder, Elſäſſer und ins Elſaß gekommene rechtsrheiniſche Deutſche. Er hat bisher Wegweiſer anbringen, Wege anlegen, Hütten herſtellen und namentlich auf dem Großen Belchen (unterſtützt von dem Fabrikanten und Präſidenten des Landesausſchuſſes, Jean Schlumberger) ein Steinhaus erbauen laſſen, welches allein 8550 Mark koſtete.

Das Innere der Vogeſen: Im nördlichen und mittleren Teil herrſcht roter Sandſtein (mit Quarzbrocken, ſogenannter Vogeſenſandſtein) vor, im Weiler Thal (bei der



Das Gebet der Bergleute.

Von Theophil Schuler. Nach einem Holzschnitt im „Magasin pittoresque“.

Die Erdölgruben von Pechelbronn bei Wörth werden besonders seit 1785 ausgenützt, als die Familie Lebel, welcher dieselben jetzt noch gehören, die Arbeit daran thatkräftig aufnahm. Die Heraufförderung des nützlichen Oeles ist mit mancherlei Gefahren verknüpft; denn die beiden furchtbaren Elemente, Wasser und Feuer bringen den Bergleuten oft Verderben. Es ist darum begreiflich, daß diese, ehe sie in die Gruben steigen, ihre Arbeit und ihre Seele in Gottes Hand befehlen.

Steige) findet sich „Steiger" Schiefer, im südlichen bilden Granit und Gneis den Hauptstock. Auf den südlichsten Abhängen bei Burbach lagert Keuper Sandstein, mit untergegangenen Palmwäldern durchsetzt. Eisenerze findet man in der Nähe von Schirmeck, edlere bei Markirch, Serpentin in der Nähe des Bressoir, Porphyr an der Nideck. Der versteinerungsreichste Punkt ist der Bastberg bei Buchsweiler, ein inselförmiger Kegel, gebildet aus einer Menge zusammengesetzter Gesteine.

Petroleumquellen kennt man seit dem Mittelalter bei Lobsann, Pechelbronn und Schwabweiler; neuerdings bohrt man solche auch im Hagenauer Walde.

Flüsse: Elsaß-Lothringen liegt im Stromgebiet des Rheines.

K. G. Fecht besingt diesen in einem Liede, dem wir folgende Stellen entnehmen; von seinem Ursprung — er entspringt im Kanton Graubünden in der Nähe des St. Gotthard's — sagt er:

Aus Gletscherschoß, im Eispalast geboren,
Wie springst du, lustig Kind, von Stein zu Stein,
Wie schaust du von des Felsens hoher Zinne
Mit hellem Blick ins tiefe Thal hinein
Und eilst, als ob dich's in die Ferne riefe,
An glatter Felswand jauchzend in die Tiefe!

Bei seinem Eintritt ins Elsaß ruft ihm der Dichter zu:

Du sollst sie grüßen, Wasgaus reiche Fluren,
Im grünen Rheinthal lustgen Schnittertanz,
Sich spiegeln sehn in deiner Wogen Bette
Manch traulich Dörfchen, vieler Menschen Städte.

Seines Laufes Ende — er mündet in die Nordsee — schildert er mit den Worten:

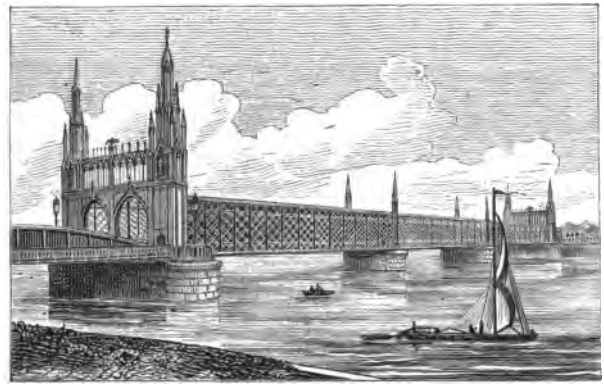
Und fern und ferner siehst im Nebelgrauen
Du hinter dir der Heimat Berge fliehn,
Die Lebenskraft versiegt dir matt im Sande,
Freudlos und schweigend ziehst du still dahin,
Vermagst noch kaum in schleichend schwachen Schritten
An deiner Wandrung letztes Ziel zu ziehn:
Die Welle, die an Gotthard's Quell getrunken,
Ist lautlos in des Meeres Schoß versunken.

Der Rhein begrenzt Elsaß gegen Baden und die Pfalz in einer Länge von 184,14 Kilometer. Bis zum Jahre 1840 war er

von Hüningen bis Lauterburg ein in viele Arme geteilter Wildstrom, der oft große Verheerungen anrichtete. Von da an wurde er gemäß einer Vereinbarung von Frankreich und Baden in ein einziges Bett von 200—250 Meter Breite eingeengt. Bis zum Jahre 1876 erforderte dies für das linke Ufer mehr als 31 Mill. Mark, den Anwohnern erwuchsen aber auch große Vorteile: Weite Strecken wurden entsumpft und dadurch gesünder, ausgedehnte Ländereien anbaufähig; auch kann nunmehr wirksamer dem Hochwasser begegnet werden, das von Zeit zu Zeit sich einstellt, namentlich im Juni und Juli, wenn der Schnee in den Alpen schmilzt. Gegen das Hochwasser wurden überdies noch besondere Dämme errichtet, welche von Hüningen bis Lauterburg 207,3 Kilometer lang sind.

Die Geschwindigkeit des Rheines beträgt bei Mittelwasser 2,90 bis 2,40, bei Hochwasser 4,50 bis 3,80 Meter in der Sekunde.

Von Basel bis Straßburg wird hauptsächlich nur Flößerei betrieben, auch auf der weiteren Strecke bis Lauterburg ist der Strom für die eigentliche Schifffahrt nicht günstig.



Die Rheinbrücke bei Kehl,

1858—61 erbaut, 12 Meter breit und 309 Meter lang.

Die beiden Ufer des Rheines werden durch 4 feste Brücken (bei Hüningen, bei Eichwald-Neuenburg, bei Alt-Breisach und bei Kehl) und eine größere Anzahl von Schiffbrücken mit einander verbunden.

Während es bei vielen Franzosen lange Zeit als eine ausgemachte Sache galt, daß der Rhein Deutschland's Grenze sei, ist er nun zu dem geworden, was die Deutschen forderten, Deutschland's Strom. Wie anderwärts, so scheidet auch hier nicht der Strom die Völker, sondern er verbindet sie.

Gustav Mühl brachte am 22. August 1875 bei Gelegenheit der Einweihung der Schiffbrücke zwischen Neufreistett und Gambsheim einen Trinkspruch aus, in welchem es heißt:

Unn beffert[1]) au noch hit emol e finschdrer Bandel —
Mer looße lewe jetz de freije Handel, Wandel;
Mer henn es uff der Bruck gereichd die Bruederhand;
Hoch Elsaß, Bade hoch! — e jed's e brächdi's Land! —
Unn jed's vun Johr zue Johr soll herrlicher floriere;
Die Bruck, die soll zueglich au zue de Herze fiehre!

Ein anderer Dichter (Adolf Meißner) drückt denselben Gedanken aus in den Worten:

Ob uns gehört dies Land, das frage nie!
Steig' auf die freie Höh', blick' aus und sieh'!
Wie ein geöffnet Buch daliegt es weit,
Baden das eine Blatt, Elsaß das zweit'.
Jede Zeil' reich an Sinn, deutsch jedes Wort darin,
Silberband drüberhin wallend — der Rhein.

Ehrenfried Stöber bekennt:

Der Schwarzwald, die Vogese, — E nochberliches Wese!
Sie sehn si fründli an: — Sie sind si zuegethan.

Und Daniel Hirtz singt:

Nicht Grenzen sollen scheiden — Verwächst zu einem Stamme
Dies biedre Volk, dies Land; — Dies Volk einst und dies Thal,
Bei Gott, 's wär zu beneiden, — Glüht eine Freudenflamme
Umschläng's ein festes Band! — Auf Erwin's Ehrenmal!

Der Rhein erhält vom Ostabhang der Vogesen viele Zuflüsse, welche sich entweder geradezu mit ihm vereinigen, oder durch Vermittlung der Ill, welche alle zwischen Mülhausen und Straßburg von den Vogesen kommenden Ab-

[1]) belfert, keift.

flüsse aufnimmt und sie unterhalb Straßburgs dem Rheine zuführt. Dieselben sind: Die Doller, die Thur, die Lauch, die Fecht, die Weiß, der Giessen, die Andlau, die Ehn, die Breusch und die Suffel. Von der rechten Seite fließen der Ill einige in der Rheinebene zwischen ihr und dem Rhein entspringende Quellwasser zu: Die Blind, die Lutter, die Ischert und die Zembs. Bei Erstein zweigt sich von der Ill die Krafft ab; dieselbe ergießt sich von West nach Ost in den Rhein.

Geradezu in den Rhein fließen die im nördlichen Teil der Vogesen entspringenden Flüsse: Die Moder (mit dem Nebenflusse Zorn), die Sauer und die Lauter.

Die 205 Kilometer lange Ill hat ihren Ursprung in den nördlichsten Ausläufern des Jura und tritt bei Mülhausen in die eigentliche Rheinebene. Bis dahin ist sie ein Gebirgsbach und setzt eine große Anzahl Triebwerke in Bewegung; zu letzterem Zwecke werden ihre Zuflüsse teilweise durch Canäle abgefangen, so daß der Hauptfluß zwischen Mülhausen und Colmar alljährlich einige Monate ohne Wasser ist. Unterhalb Colmar hat er dann wieder fortwährend Wasser, und von da an gilt er als schiffbar.

Den Ursprung der Ill bei dem Dorfe Winkel unweit der Schweizergrenze schildert Adolf Stöber wie folgt:

Am End vom Dörfel, uff de höchste Matte
Von Winkel steh i jetz im Eicheschatte:
Sieh do, just hinter'm letste Buurehuus
Springt lusti unser Flüssel, d'Ill, erus!

Und Ehrenfried Stöber preist sie mit den Worten:

Als wie e Silberbändel
Spaziert die Ill doher;
Sie danzt durch unser Ländel
Gar lusti kryz un quer,
Durch Felder un durch Aue!

Die Moder entspringt in den Vogesen, auf der Gemarkung Zittersheim im Bezirke Unter-Elsaß; sie ist bis Hagenau ein Gebirgsbach, tritt unterhalb dieser Stadt

in die Rheinebene und mündet bei Fort-Louis in den Rhein. Ihre beiden Hauptnebenflüsse, die Zinsel und die Zorn, haben ihren Ursprung in Lothringen.

Der Sauerbach entspringt in der bayrischen Pfalz und fließt unterhalb Selz in den Rhein. Sein Hauptzufluß ist der Selzbach.

Die Lauter entspringt ebenfalls in der bayrischen Pfalz, bildet eine Strecke weit die Grenze zwischen ihr und Elsaß und mündet bei Lauterburg in den Rhein.

In der Rheinebene selbst entspringen — wie erwähnt — die Zembs, die Ischert und die Blind.

Die lothringische Hochebene erhält ihre Hauptzuflüsse von dem Westabhang der Vogesen. Sie teilt sich in zwei durch eine Wasserscheide getrennte Flußgebiete, das der Mosel im engeren Sinne und das der Saar, eines Nebenflusses der Mosel.

Die Mosel entspringt auf der Westseite des Drumont, fließt durch französisches, elsaß-lothringisches und preußisches Gebiet, vereinigt sich oberhalb Trier mit der Saar und mündet bei Koblenz in den Rhein. Um sie schiffbar zu machen, wurden bedeutende Strombauten zur Einengung des Flußbettes ausgeführt, da aber die Fahrtiefen bei Niederwasser gleichwohl gering sind, konnten keine großen Erfolge erzielt werden. Ihr bedeutendster Nebenfluß auf elsaß-lothringischem Gebiete ist die Seille. Außer ihr sind zu erwähnen: Die Kanner, die Fensch, die Orne.

Die Saar wird aus der weißen und roten Saar gebildet. Erstere entspringt nordwestlich vom Donon, die rote am Großmann. Bei Hermelingen vereinigt sie sich mit der roten Saar und heißt von da an Saar. Sie speist den Rhein-Marnecanal.

Die wichtigsten Nebenflüsse der Saar auf der linken Seite sind: Der Naubach, die Albe, die Rossel, die Bisten, die Nied (welche aus der Vereinigung der französischen und der deutschen Nied gebildet wird); auf der rechten

Seite, aus den Vogesen kommend: Die Bieber, die Isch, die Eichel, die Blies.

Unter den **Seen** erwähnen wir die drei Vogesenseen im Quellgebiet der Weiß: 1) den weißen, 2) den schwarzen, 3) den grünen oder Darensee[1]), sodann am Hohneck das Fischbädle (künstlich angelegt), am roten Wasen den Sternsee, bei Maasmünster den Sewensee.

Weißer See.

Der weiße See, in einer wilden Einöde im Urbeisthale, liegt mehr als 1000 Meter über dem Meere, ist 760 Meter lang, 380 Meter breit und hat einen Flächeninhalt von nahezu 25 Hektaren. Er ist von hohen, zum Teil Hunderte von Metern über seinen Wasserspiegel hervorragenden Felsen umstarrt und führt seinen Namen davon, daß sein Grund mit weißem Quarzsande bedeckt ist. Sein Ausfluß bildet einen Wasserfall.

In Lothringen gibt es mehrere größere Seen, welche zugleich als Wasserbehälter für die Speisung des Rhein-Marne-Kanals dienen. Die bedeutendsten sind der Stockweiher und der Linderweiher.

Das **Klima** von Elsaß-Lothringen ist gemäßigt. In Straßburg beträgt die mittlere Jahrestemperatur nach 40-

[1]) Denselben entsprechen auf französischer Seite der Retournemer, Longemer und Gérardmer.

jährigen Beobachtungen 9,8 Grad Celsius. Daß in den Vogesen ein rauheres Klima, ein strengerer und längerer Winter vorherrscht als in den Thälern und der Rheinebene, ist selbstverständlich.

Steine: Außer den Gesteinsarten, welche wir bei den Vogesen erwähnten und dem Eisen, birgt das Land im Reiche der Mineralien keine besonders nennenswerten Schätze; denn die wenigen Goldkörner, welche der Rhein mit sich führt, kommen kaum in Betracht. Ebenso wird Silber, Kupfer, Blei, Zink, Kobalt und Arsenik nur in geringer Menge gewonnen. Es gilt auch in dieser Hinsicht von dem Teile, was der Dichter vom ganzen, großen Vaterlande sagt:

Wohl hat das deutsche Land
„Nicht Gold, noch Edelstein,
Doch Männer hat es, Korn und Wein."
(Schmidt von Lübeck).

Pflanzen. Wald: Der meist aus Eichen und Buchen bestehende Wald bedeckt einen Raum von ungefähr 459,000 Hektaren (280,000 im Elsaß, 179,000 in Lothringen). Im Jahre 1879/80 wurden über 15 Mill. Mark daraus erlöst.

Holzschlitter in den Vogesen.

Die Schwierigkeit, das in den Bergen gefällte Holz auf fahrbare Straßen und dadurch in den Handel zu bringen, führte zur Errichtung von Schlittwegen: in gewissen Abständen werden halbrunde Hölzer aufgelegt; auf ihnen können Schlitten leicht herabgleiten, während der Lenker derselben zugleich an ihnen einen Halt findet, um ein allzu rasches Fahren zu verhindern. Es gehört ein geübtes Auge und große Körperstärke und Gewandtheit dazu, den hoch beladenen und durch seine Schwere vorwärts treibenden Schlitten richtig zu lenken. Ein kleines Versehen, und der Schlitter ist ein Krüppel, und seine Fuhre ist zerschellt!

Den Ruf, die schönste Pflanzendecke unter den Bergen der Vogesen zu haben, genießt der Hoheneck. Ihn schmückt eine Reihe von Alpenblumen, welche in dem ganzen Gebirge sonst nicht mehr vorkommen. Im Frühling — der hier allerdings später eintritt als in der Ebene — ist er weiß von den Blüten der Alpenanemone, im Sommer wechseln Bergwohlverlei, Orchideen und Veilchen in bunter Farbenzier miteinander und geben ihm ein so schmuckes Kleid, daß seine Pracht sich sogar dem aufdrängen und sein Anblick selbst den erfreuen muß, welcher den Reichtum der Pflanzenwelt sonst wenig achtet.

Tiere: Die Vogesenwälder beherbergten vor alters, als der Menschen Hand sie noch nicht so gelichtet und ihre Umgebungen noch nicht so bebaut hatte wie heute, Auerochsen, Gemsen, Bären und anderes Wild. Deutsche Kaiser, wie Karl der Große und Ludwig der Fromme, jagten gerne darin. Im Jahre 1017 erhielt Bischof Werinhard von Straßburg von Kaiser Heinrich II. das ausschließliche Jagdrecht in den damaligen großen Waldungen an der Moder, dergestalt, daß niemand berechtigt sein sollte ohne seine Erlaubnis „weder Hirsch noch Hirschkuh, nicht Bär oder Bärin" u. s. w. zu erlegen. Friedrich Barbarossa jagte noch im 12. Jahrhundert im kaiserlichen Walde zu Hagenau Bären. Im Jahre 1448 wurde der Vater des Johann Geiler von Kaisersberg von einem solchen zerrissen. Die Gegend von Gebweiler wurde im Jahre 1475 durch diese Tiere so in Schrecken gesetzt, „daß die Bürger ihre Arbeit

Ein Rudel Wildschweine. Von C. Odert.

in den Weinbergen und auf den Feldern im Stich lassen mußten, um sich zu retten." Im Gregorienthale wurden in den Jahren 1725—55 noch 6 Bären erlegt. Heute gibt es in den elsaß-lothringischen Wäldern an schädlichem Raubwild nur noch Wölfe, Wildkatzen, Wildschweine und Füchse, deren Ausrottung eifrig angestrebt wird. Man schätzte ihre Zahl allein in Deutsch-Lothringen am 1. Juni 1873 auf 120 Wölfe, 80 Wildkatzen, 1500 Sauen, 1900 Füchse.

Wölfe.

Anbau des Bodens. Der Landwirtschaft widmet sich die Mehrzahl der Bewohner. Nach einer sorgfältigen Berechnung war im Jahre 1878 der $^{45}/_{100}$ste Teil der Gesamtfläche des Landes mit nachstehenden Getreidearten (in Prozenten der Gesamtfläche des Landes ausgedrückt) bebaut und ergab folgenden Ertrag (für den Hektar in Zentnern ausgedrückt):

	Weizen und Spelz	Roggen	Gerste	Hafer
Bebaute Fläche	13,26	2,80	3,83	6,47
	21,2	18,5	22,8	20,2

	Buchweizen	Erbsen	Kartoffeln	Wiesen & Weiden
Bebaute Fläche	0,07	0,21	5,99	12,13
	16,4	18,6	108,3	90,5

Durch weitere Heranziehung landwirtschaftlicher Maschinen beim Anbau und der Ernte sowie auch durch möglichst rationelle (zweckmäßige) Ausnützung des Bodens läßt sich in manchen Gegenden noch ein höherer Erntertrag erhoffen, als dies jetzt der Fall ist. Und daß dies geschehe,

Heimkehr in den Bauernhof. Von Theophil Schuler. Nach einem Holzschnitt im „Magasin pittoresque.“

dazu mahnt die Einsicht, daß zur Deckung des Bedarfes noch viel Getreide nach Elsaß-Lothringen eingeführt werden muß.

Hopfenernte.

Von besonderer Wichtigkeit ist der Anbau des Hopfens, des Rebstocks und des Tabaks.

Nach mehrjährigem Durchschnitt berechnet, werden in Elsaß-Lothringen auf den Kopf der Bevölkerung 52 Liter Bier gebraut (in Deutschland im Ganzen 89 Liter).

Der Weinstock wurde durch die Römer unter Kaiser Probus, der 276—282 regierte, in die Rheingegenden gebracht. Heute findet er sich überall, wo das Klima es zuläßt, und alle Schichten der Bevölkeung erfreuen sich seines Ertrages. Etwa der 50ste Teil des Landes sind Weinberge (30,000 Hektaren).

Wo wächst der beste Rebensaft? Eine schwierige Frage! Ein weitbekannter Vers beantwortet sie so:

Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in den Wannen,
Zu Türkheim im Brand
Wächst der beste Wein im Land.

Die Reichenweirer aber halten sich berechtigt zum Zusatze:

Doch gegen den Reichenweirer Sporen
Haben sie all das Spiel verloren.

Ehrenfried Stöber führt folgende Weine auf:

Helljesteiner, Muschkedeller,
Wolxemer un Kidderle,
Richewirer, Berker, Zeller,
Luter gueti Winele —
Vivat's Elsaß, unser Ländel,
Diß so gueti Winle het!

In den Jahren 1875—78 brachte Elsaß-Lothringen durchschnittlich 1,327,945 Hektoliter Wein hervor. Im Jahre 1880 wurden nur etwas über 200,000 Hektoliter erzielt, 1875 dagegen 2,059,293 Hektoliter.

Im Jahre 1880 wurden in 596 Gemeinden auf 317,747 Ar Tabak gepflanzt und 8,181,247 Kilogramm Tabak in dachreifem trockenem Zustande geerntet (auf einem Ar durchschnittlich 25,74 Kg.). Da 100 Kg. getrocknete Blätter durchschnittlich mit 54,21 Mark bezahlt wurden, belief sich der Gesamtwert der Tabakernte auf 4,435,498 M.

Die für die Landwirtschaft nützlichen Haustiere, Kühe, Ochsen, Pferde, Ziegen, Schafe, Schweine, Hühner, Gänse, Enten, Tauben u. s. w., werden in großer Zahl gehalten.

Eifrige Anhänger hat auch die Bienenzucht. Viele Bewohner des Landes haben es verstanden, ansehnlichen Gewinn daraus zu ziehen, wobei sich ihnen immer auf's neue die Wahrheit des Versleins ergibt:

„Wollt ihr lernen fleißig sein,
Kommt zu unsern Bienelein."

Der Obstbaumzucht und dem Gartenbau wird nicht überall die nötige und doch so lohnende Pflege zu Teil. Bestrebungen, wie sie Lezay-Marnesia mit so viel Liebe und

Ein elsässischer Schäfer.
Von Theophil Schuler. Nach einem Holzschnitt im „Magasin pittoresque.“

Der Künstler zeichnete in obigem Bilde einen Schäfer (den „Vater Adam“ aus Dachstein), wie er ihn seit seiner Kindheit in lebhafter Erinnerung trug. Vater Adam war so groß, daß ihn Schuler als Knabe „mit Einem Blicke nicht ganz überschauen konnte“, er sah ihn nur nach und nach, stückweise. Der Schäfer war mit Leib und Seele bei seinem Geschäfte. Seine Schafe, bei deren jedem er die Eigenschaften genau kannte, behandelte er so gut, daß sie ihm willig folgten und ihn umringten, wenn er stehen blieb. Dafür leitete er sie auch immer auf die besten Weideplätze und trug für jedes einzelne Sorge. Ein rechter Schäfer, sagte er, dürfe nicht weniger als 150 und nicht mehr als 400 Schafe hüten. Noch im hohen Alter lebte er ausschließlich seiner Herde, deren „Kaiser und König“ er bleiben wollte bis zu seinem Tod.

Eifer verfolgte, blieben leider zu vereinzelt[1]). Und doch mahnt ein beherzigenswertes Wort:

Im kleinen Raum Und pflege sein,
Pflanz einen Baum Er bringt dir's ein.

Die Verarbeitung und der Vertrieb des Tabaks liegt in erster Linie der kaiserlichen Tabaksmanufaktur in Straßburg ob.

Gewerbe. Nach der Gewerbezählung vom 1. Dez. 1875 gab es in Elsaß-Lothringen 106,285 Gewerbetreibende. In sämtlichen Gewerbebetrieben waren zusammen 249,845 Personen beschäftigt. Am meisten ragt — und zwar hauptsächlich im Oberelsaß — die Textilindustrie (Herstellung von Geweben) hervor, innerhalb derselben besonders die Baumwollspinnerei, bei welcher allein 45,432 Personen beschäftigt waren. — Es kam auf durchschnittlich 151 Einwohner 1 Herbergs- und Schankwirt, auf 333 ein Bäcker, 540 ein Fleischer, 903 ein Brauer, 1975 ein Weinhändler, 4488 ein Tabak- und Zigarrenhändler. An Arbeitslöhnen wurden im Jahre 1875 in den Hauptzweigen der oberelsässischen Textilindustrie (ausschließlich der Leinenindustrie) 24,103,656 M. bezahlt, ein Arbeiter in der Baumwollspinnerei erhielt durchschnittlich 1,95 M. täglich.

In Lothringen wird Eisen gewonnen und verarbeitet, wodurch viele Bewohner ihren Unterhalt verdienen.

Seitdem die Dampfkraft in den Dienst der Gewerbe gestellt wurde, sind auch in Elsaß-Lothringen viele Dampfkessel errichtet worden. Nach einer am Schluß des Jahres 1879 gemachten Erhebung gab es im Elsaß 1610 Dampfkessel und 27 Lokomotiven (ohne die der Reichseisenbahnen und anderer staatlicher Verwaltungen), in Lothringen 949 Dampfkessel, welche namentlich der Textil-, der Metallindustrie und dem Brauereigewerbe dienen. Die ältesten an diesem Zeitpunkte noch im Gebrauche befindlichen wurden 1832 erbaut. Ein einziges Geschäft — in Wesserling mit einigen Zweiganstalten in St. Amarin u. s. w.

[1]) Nachahmungswerte Vorbilder sind: Die Obstbaumschule Grafenburg bei Brumath und die Obstzüchterei der Familie Baumann in Bollweiler.

— besaß allein 48 Dampfkessel. Außer den beiden Hauptgewerben (Gewebe und Eisen-) werden noch viele andere betrieben, jedoch nicht in derselben Ausdehnung, so daß wir deren Aufzählung unterlassen können.

Der **Handel,** welcher sich auf die Erzeugnisse des Landes wie auch eingeführte Waren erstreckt, wird befördert durch die guten Verbindungen zu Wasser (Kanäle) und zu Land (Straßen, Straßenbahnen, Eisenbahnen), durch die Post, durch Telephon- und Telegrapheneinrichtungen.

Unter den Kanälen nennen wir besonders den Rhein-Rhone-Kanal, den Rhein-Marne-Kanal, den Saarkohlenkanal und den Moselkanal.

Die Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens liegt den beiden Oberpostdirektionen in Straßburg und Metz ob. Ihnen sind Postämter, Telegraphenämter und Postagenturen untergeordnet.

Die Verwaltung und der Vertrieb der dem Deutschen Reich gehörigen Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen, sowie die Ausführung der Bauten derjenigen Bahnstrecken, welche in Elsaß-Lothringen auf Kosten des Deutschen Reichs ausgeführt werden, ist der Generaldirektion der Eisenbahnen in Elsaß-Lothringen zu Straßburg übertragen. Die Gesamtlänge der von dieser verwalteten Eisenbahnen beträgt ungefähr 1400 Kilometer.

Es wäre ein vergebliches Beginnen, auf kleinem Raume auch nur die allerwichtigsten Namen der Männer aufzuzählen, welche in der Land- und Forstwirtschaft, dem Bergbau, den Gewerben und dem Handel großes für Elsaß-Lothringen geleistet haben. Aus ihrer Zahl wollen wir daher beispielsweise nur 2 der angesehensten anführen.

Jean Dollfuß, geb. den 25. September 1800 in Mülhausen, trat schon frühe in das Geschäft Dollfuß, Mieg & Compagnie ein, das unter der Leitung seines Vaters stand. Derselbe starb 1818. Sollte der Druck der Indiennes, der gedruckten baumwollenen Gewebe, welchen jenes Geschäft betrieb, recht in Gang kommen und Gewinn bringen, so mußte eine Reihe verwandter Fabrikationszweige mit hereingezogen werden. Die Aufgabe, dies alles ins Leben zu rufen und die Erzeugnisse der Fabriken den Wettbewerbern gegenüber stets auf der Höhe des jeweiligen Könnens zu erhalten, hat Doll-

fuß zwei Menschenalter hindurch zum Ruhme und Vorteil seiner Familie und seiner Vaterstadt glänzend durchgeführt. Da er wahrnahm, wie wichtig es war, für die Fabrikate weitere als die seitherigen beschränkten Absatzgebiete zu gewinnen, ruhte er nicht, bis er die Ermäßigung der bezüglichen Tarife erwirkt hatte.

Von der Einsicht ausgehend, daß, wenn die Lage der Unbemittelten verbessert würde, dieselben dadurch nicht nur zu glücklicheren Menschen, sondern auch zu geschickteren, anhänglicheren und treueren Gehilfen erzogen werden könnten, ist er die Seele der vielen Einrichtungen zum Besten der Arbeiter geworden, welche der Stadt Mülhausen einen Weltruf verschafft haben.

Den öffentlichen Arbeiten widmete er sich als langjähriger Bürgermeister seiner Vaterstadt sowie dadurch, daß er im vorgerückten Greisenalter die Würde eines Mitglieds des deutschen Reichstags annahm.

Schon frühe hatte er sich vermählt. Als er am 30. Oktober 1882 seine diamantene Hochzeit feierte, wies ein zu Ehren dieses Festes angefertigter Stammbaum 51 Enkel- und 44 Urenkelkinder nach. Unter seinen Arbeitern jubelten ihm Kinder, Männer und Greise als dem Begründer ihrer irdischen Wohlfahrt zu, und er schätzte sich glücklich, Gelegenheit gehabt zu haben, einiges gute zu thun, und hoffte seinen Mitbürgern auch noch ferner nützlich sein zu können.

Der Wahlspruch seines Lebens ist ausgedrückt in den Worten: Ordnung, Arbeit, Rechtlichkeit.

Jean Schlumberger, geb. 1818 in Gebweiler, erwarb sich erst eine gediegene wissenschaftliche Bildung (er studierte die Rechte), ehe er in die Baumwollspinnerei seines Vaters eintrat. In einem so ausgedehnten Geschäfte konnte er eine Gabe zur Geltung bringen, welche ihm in besonders hohem Grade verliehen ist, die der Leitung. Rasch übersieht er, was für Aufgaben gerade der jeweilige Augenblick stellt, und er ist erfinderisch im Treffen der Mittel, welche zum Ziele führen. Aber keineswegs huldigt er jenem verwerflichen Grundsatze, daß der Zweck die Mittel heilige, sondern er erwägt mit äußerster Gewissenhaftigkeit, ob keine Unlauterkeit bei seinen Unternehmungen mit unterlaufe. Ist er sich aber einmal seines Rechtes bewußt, so hält er wohl auch an der kleinsten Summe hartnäckig fest, während er mit vollen Händen gibt, wo ihm eine Sache der Unterstützung wert erscheint. Letzteres bewies er z. B. beim Bau eines Steinhauses auf dem großen Belchen, wofür er nahezu die ganze bedeutende Summe schenkte. Auch sind die Krankenkasse und die sonstigen Wohlthätigkeitsanstalten in seinen Fabriken sehr zweckmäßig eingerichtet. Die Liebe zur Wissenschaft hat ihn bis in sein Alter begleitet, und er ist wohl bewandert in der Pflanzenkunde, der Insektenkunde und der Geschichte seines Heimatlandes. Ueber dem Ort, an welchem mutmaßlich die Schlacht zwischen Cäsar und Ariovist geschlagen wurde, veröffentlichte er eine Schrift, welche zu den gehaltvollsten in dieser Frage gehört.

Die Beschäftigung mit der Politik ist seine Liebhaberei nicht; er kann sich weniger für eine besondere Regierungsform als dafür erwärmen, daß die Ordnung unter allen Umständen aufrecht erhalten werde. Als er jedoch durch das Vertrauen seiner Mitbürger in den Landesausschuß und von dessen Mitgliedern zu ihrem Vorsitzenden erwählt wurde, wollte er sich diesem ehrenvollen und wichtigen Posten nicht entziehen. Auf ihn berufen, verläßt er die ihm zur zweiten Natur gewordene Beschäftigung in seinen Fabriken (einer Baumwollspinnerei und Maschinenbauwerkstätte, welche er gemeinsam mit seinem Bruder besitzt) und den Umgang mit seinen ungefähr 1400 Arbeitern — Kindern, Frauen und Männern —, um Wochen hindurch in der Hauptstadt des Landes die Wohlfahrt seiner Heimat zu beraten und zu befördern.

Einwohner hatte Elsaß-Lothringen nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1880 in 1699 Gemeinden im

Unter-Elsaß	612,015
Ober-Elsaß	461,942
Lothringen	492,713
zusammen	1,566,670.

Die Bevölkerungszahl war in früheren Jahren folgende:

	in Unter-Elsaß	Ober-Elsaß	Lothringen	Im ganzen
1806	515,770	299,153	444,788	1,259,711
1821	519,386	327,674	444,081	1,291,141
1871	600,406	458,873	490,459	1,549,738

Elsässer und Lothringer, Deutsche und Franzosen. Wenn auch die Menschen aller Himmelsstriche, jeder Farbe und jeder Sprache im großen und ganzen für dieselben Tugenden empfänglich und von denselben Leidenschaften beherrscht sind, gibt es doch auch Unterschiede unter ihnen, welche teils in leichten Schattierungen, teils in stärkeren Licht- und Schattenseiten hervortreten. So spricht man z. B. von einem thatkräftigen Engländer, einem höflichen Franzosen, einem gemütvollen Deutschen. Und — seltsam — solche Eigentümlichkeiten sind Jahrhunderte lang dieselben geblieben. Was z. B. Cäsar und Tacitus von den alten Deutschen sagten, gilt großenteils noch heute.

Welche besondern Eigenschaften kommen nun den Elsässern und Lothringern zu?

Sie haben auch in ihrem Charakter die deutsche Abstammung nicht verleugnet.

Etwas schwerfällig im Ergreifen einer Sache, aber hartnäckig festhaltend an der einmal begonnenen, die Sprache und Sitte der Eltern liebevoll wahrend, arbeitsam und die Früchte der Arbeit gerne im Frieden genießend, treu gegen die angestammte Obrigkeit, treu auch im Unglück, eher dazu geneigt, die Verdienste anderer Völker zu überschätzen, als mit den eigenen sich zu brüsten, vaterlands-, freiheitsliebend und gottesfürchtig, durch herz- und gemütvolle Worte und Thaten sich und andern den Kampf des Lebens erleichternd, „bieder, fromm und stark" — so erscheint der rechte Deutsche. Er beschimpft seine und seines Volkes Ehre, wenn er dem Trunke ergeben, anmaßend und streitsüchtig wird.

Und der Franzose? Leicht begeistert, rasch im Ansturm, geschickt und nett in der Ordnung und anmutigen Gestaltung der Umgebung, überströmend in Worten und Gebärden der Höflichkeit und Freundschaft, heiter und liebenswürdig, dem Vaterlande mit schwärmerischer Liebe zugethan und dasselbe hoch über alle Länder emporhebend: ist das nicht sein Bild? Daß die Kehrseite nicht fehlt: Mangel an Ausdauer, wenn ungeahnte Schwierigkeiten sich erheben; Freundschaft mehr in Worten als in der That und Wahrheit; wenig Anhänglichkeit an die Regierung, wenn sie ins Unglück kommt und der Ruhmbegierde des Volkes nicht mehr zu genügen vermag; große Geneigtheit, mit Gleichgiltigkeit, Witz oder Spott über die höchsten Fragen des Menschenlebens hinwegzugehen: wer wollte das leugnen?

Wie, wenn die edeln unter diesen Eigenschaften bei den Elsässern und Lothringern zusammengeschmolzen wären? Diese bilden ja das Mittelglied zwischen den beiden Völkern, haben also besonders reichliche Gelegenheit, das gute an ihnen lieben und nachahmen, das fehlerhafte meiden zu lernen. Ist das nicht ein prächtiger Mann, der französische Lebhaftigkeit, Geschicklichkeit, Anmut und Liebenswürdigkeit mit deutscher Arbeitsamkeit, Treue und Gemütlichkeit verbindet? Ja, wenn sich das durch gute Ratschläge so einfach machen ließe, aber Völkereigentümlichkeiten verändern sich eben nicht in Jahrhunderten! Und doch müßten wir am menschlichen Herzen verzweifeln, wenn nicht auch gute Vorbilder heilsam auf es einzuwirken vermöchten. Solche sieht, wer nur will, im Umgang, daheim und in der Fremde, solche lernt er aus Büchern. Auch das unsere möchte ein Spiegel sein, in dem sich das edle und große bei Deutschen und Franzosen und wo es sich sonst noch findet, in vielen Strahlen bricht und von wo es hineinleuchtet in das empfängliche ewig junge Herz von Kind, Mann und Greis.

Doch zurück zur Schilderung des Charakters der Elsässer und Lothringer! Zwei Zeugen, Namen guten, hellen Klanges, mögen uns sagen, wie sie ihn fanden.

Jakob Grimm, einer der gelehrtesten Kenner der deutschen Sprache und des deutschen Schrifttums, welcher Elsaß und dessen

Bewohner im Jahre 1814 aus eigener Anschauung kennen lernte, schreibt:

„Nach allem, was ich sehe und höre, scheint mir das Elsaß [1]) und das Volk darin von tüchtigem, kerngutem deutschem Schlag, der sich hier der langen Zeit ungeachtet kräftiger und eigentümlicher erhalten hat, als in Ländern wie Baden, Württemberg u. s. w., d. h. ihrem engeren eigentlichen Bestandteil nach, ohne Rücksicht auf das bessere, was sie zu sich gerissen haben. Es ist so grundfalsch, zu behaupten, das Elsaß und sein Volk sei undeutsch geworden, und gar französisch, daß wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reist, nicht in Frankreich einzutreten, sondern aus der Fremde in eine recht deutsche heimatliche Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Häuser an, trotz aller angeklebten französischen Affichen. Die Masse ist in den Reichsstädten reiner, freier und sich treuer geblieben. Ebenso ist ein deutscher Volksstamm vor dem andern stärker, härter und ungetrübter; denn zusammenhängt am festesten, was schon lange zusammengehangen und mit einander eine Geschichte gehabt hat. Ein solcher gesunder, haltfester Schlag Menschen sind auch die Elsässer; seit er vor mehr als hundert Jahren schmählich von Kaiser und Reich im Stich gelassen war, hat er sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrecht erhalten, welches nicht beschrieben, sondern nur mit den Augen angeschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgerät und Einrichtung der Stuben geht. Die Elsässer sind und gehören uns von Gott- und Rechtswegen, darum sollen wir nicht gegen unser eigen Fleisch sprechen, sondern warten, bis ein gutes Schicksal uns mit Ehren zu ihnen und sie ohne Sünde zu uns führe."

Und Eduard Reuß (einer der berühmtesten Gelehrten, welche Elsaß hervorbrachte; geb. 1804 in Straßburg) sagt im Hinblick auf die Franzosen: „Wir sind nicht so witzig, wir reden nicht so schön, wir sind aus gröberer Wolle gesponnen, wir fabrizieren weniger feine Sachen, wir drucken auf schlechterem Papier, wir rechnen nicht so fix, wir machen weniger statistische Tabellen — ja, ja, ja, aber dafür sind uns die Menschen auch keine Zahlen geworden; wir sind treuherzig, und jeder weiß gleich, wie er mit uns d'ran ist; wir sind noch einer Begeisterung für das heilige fähig; wir meinen nicht, daß die Religion für die Pfaffen gut sei; wir haben die Liebe nicht zur Galanterie entwürdigt; wir haben unsere Ideale noch nicht weggewitzelt; wir opfern nicht unser Schoßkind, die Wissenschaft, dem Moloch der Industrie; wir lächeln nicht mitleidig, wenn ein Jüngling an die Menschheit glaubt, oder wenn ein Mann sich in ihrem Dienste verzehrt; wir wollen nicht bloß schei-

[1]) Grimm schreibt: Der Elsaß; wir setzen dafür die gebräuchlichere Form: Das Elsaß.

nen, sondern sein; unsere Seele ist — ich borge den Ausdruck aus der neuesten französischen Litteratur — noch nicht eine verstimmte Windharfe geworden. Wir tauschen nicht, wir dürfen nicht tauschen."

Nicht immer haben sich die Elsässer und Lothringer gut mit einander vertragen, wie ein Sprichwort im Hanauer Ländel sagt: „Mit de Luthringer isch nit guet kejle[1])." Auch bei andern Nachbarstämmen finden sich kleine Reibereien. Man darf solche Familien-Zwistigkeiten aber

Elsässerin und Lothringerin.

nicht zu großen Händeln aufbauschen. Gemeinsame Ziele, Freuden und Leiden werden im stande sein, sie mehr und mehr zu verwischen, und auch hier gilt das Wort des Dichters wie vom ganzen deutschen Volke, so von diesen zwei einzelnen Stämmen:

Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!

[1]) kegeln.

Religion. Dem Bekenntnisse nach sind unter 10,000 Bewohnern 7,860 Katholiken, 1,863 Protestanten (Evangelische), 256 Israeliten und 21 kleineren Religionsgemeinschaften Angehörige.

Der katholische Kultus wird geleitet durch die beiden Bistümer Straßburg und Metz, der protestantische Augsburger Bekenntnisses durch das Oberkonsistorium in Straßburg, der reformierten Bekenntnisses durch die Konsistorien in Markirch, Bischweiler, Straßburg, Metz und Mülhausen, der israelitische durch die Konsistorien in Straßburg, Colmar und Metz.

Die **Sprachverhältnisse.** Die Muttersprache der überwiegenden Mehrzahl der Bewohner ist die deutsche. Unter 1000 sprechen etwa 774 deutsch, 121 französisch, und 105 wohnen in Gegenden, in welchen beide Sprachen neben einander im Gebrauche sind. Mit ganz besonderer Liebe haben die Elsäßer und Lothringer das Kleinod ihrer Sprache zu bewahren gesucht, zumal als dieselbe seit der französischen Revolution und namentlich unter der Regierung Napoleon's III. durch die französische verdrängt werden sollte. Wie oft und mit welcher Glut der Begeisterung kommen die einheimischen Schriftsteller gerade auf sie zu reden! Zum Beweis führen wir nur folgende Aussprüche an:

Johann Christian Hackenschmidt sagt:

Deutsch singen wir;
Es ist die Sprache, die unsre Mutter uns gelehrt.
Wir kennen deren hohen Wert,
Der wichtiger mit jedem Tage.
Wir wollen's unsre Kinder lehren,
Mag auch der Zeitengeist es wehren.

Adolf Stöber bekennt:

Muttersprache, deutschen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Gesanges
Heilge Laute gabst du mir.

Sollt' ich deine Fülle missen,
Ach mich kränkte der Verlust,
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust.

Um auch noch einige Lobpreisungen der Sprache in der

elsässer Mundart anzuführen, hören wir die Dichter Karl Bernhard und Adolf Stöber:

Un du treuherz'ji Muederſprooch,
Lebſch ſchun ſo viel Johrhundert lang;
Wohl fröne viel dier nimm viel nooch,
Biſch doch ſo ſchön im Meiſtergſang.
Drum druck i jedem feſt ſin Hand,
Wo ehrt ſin Sprooch im Heimetland.
(Karl Bernhard.)

Die lieb alt Muederſprooch,
Die mer henn g'erbt von unſre Vättre,
Trutz alle Kriej un Schickſalswettre.
Wie d'Vätter in der alte Zit,
So redde mier au ditſch noch hit.
Wohl klingt's nit wie Muſik ſo zart,
So glatt wie d'Sprooche welſcher Art,
Au redde mer nit fyn wie d'Sachſe,
Nein, wie der Schnawwel uns gewachſe.
Un klingts au ruch un ſcharf an's Ohr,
Vom Herze gradus kommt's ervor;
's iſch ehrli ditſch gemeint un gſaat,
's Herz ſpüert mer, wie's bi'm Redde ſchlaat.
Un daß es au ſo bliwe ſoll,
Frumm, freij, an guete Früchte voll,
Treuherzigs Ditſch in Sprooch un Sitte,
Drum thuen mer unſre Herrgott bitte.
(Adolf Stöber).

Der bereits erwähnte Gelehrte Jakob Grimm urteilte, wie folgt: „Fragt man nach der Sprache, die deutſche iſt überall die herrſchende, ſelbſt unter den Vornehmen die häusliche, trauliche. Wir alle nennen das Franzöſiſche nur franzöſiſch, der Elſäſſer nennt es immerfort lieber welſch, und welſch und fremd, unheimlich und unvereinlich iſt es ihm, Gott ſei Dank, bisher geblieben. Es iſt ja überhaupt gewiß und im Zweifel nicht zu vergeſſen: was unſere Sprache redet, iſt unſeres Leibs und Bluts und kann undeutſch heißen, allein nicht undeutſch werden, ſo lange ihm dieſer Lebensatem aus- und eingeht."

Eduard Reuß betrachtet die Sprachenfrage als eine der wichtigſten für das Leben des Volkes. „Deutſch müſſen wir predigen und ſingen" — ſprach er im Jahre 1838 — „ſchreiben und reden, beten und dichten. Nur unter dieſer Bedingung ſind wir treu und fromm, tapfer und freiheitsliebend. Nehmt uns unſre Sprache — ihr erzieht euch ein Volk von Sklaven, denen ihr ſelbſt nicht mehr trauen möget. Wir haben viel gegeben, viel geopfert;

wir fordern nichts zurück, wir wollen nicht einmal Abrechnung halten mit dem, was wir dafür erhalten haben. Aber das übrige sollen sie uns lassen. Unser deutsches Christentum sollen sie uns lassen und unsre Prediger nicht in Paris dressieren wollen; unsern Kindern sollen sie's nicht wehren, in derselben Sprache zu uns zu reden, in welcher wir zu unsern Vätern und Müttern geredet haben; unsere Liederlust sollen sie uns nicht verkümmern, unsre Vergangenheit uns nicht aus der Seele reißen! Wir reden deutsch, heißt ja nicht bloß, daß wir unsre Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unsrer ganzen Art und Sitte, in unserm Glauben, Wollen und Thun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsre Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus. Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur Ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur wer, unsres Ursprungs vergessend, um des eitlen Flitterstaats napoleonischer Lorbeeren willen, noch jetzt im Liede die eiserne Rute küßt; unser Todfeind ist, wer eine frevelnde Hand an das Heiligtum unserer Nationalität legt."

Die gewöhnliche Umgangssprache ist die elsässische Mundart, ein Zweig der alamannischen, der im badischen Oberland und in der Nordschweiz gesprochenen nahe verwandt. In den verschiedenen Teilen des Landes ist sie verschieden, aber überall klingt sie treuherzig und kräftig. Am besten paßt sie für Gegenstände des alltäglichen Lebens, für gemütliche, heitere und schalkhafte Empfindungsäußerungen.

Auch Lothringen, sowohl der deutsch, als der französisch sprechende Teil, hat besondere Mundarten.

Das **Schulwesen**, mit Ausschluß der auf die Universität, sowie auf landwirtschaftliche und gewerbliche Fachlehranstalten bezüglichen Angelegenheiten, wird geleitet von dem Oberschulrat.

Im Jahre 1879—80 gab es in Elsaß-Lothringen 268,658 Schüler (darunter in den öffentlichen Volksschulen 214,657), welche von 5578 Lehrenden (2725 Lehrern — darunter 47 geistlichen — und 2853 Lehrerinnen — darunter 1753 geistlichen —) unterrichtet wurden.

Höhere Knaben-Lehranstalten besitzen folgende Orte:

Altkirch (Progymnasium),
Barr (Realschule),
Bischweiler (Realprogymnasium),
Bitsch (Institut St. Augustin),
Buchsweiler (Gymnasium mit Realgymnasialklassen),
Colmar (Lyzeum—Gymnasium u. Realschule —),
Diedenhofen (Progymnasium),
Forbach (Realschule),
Gebweiler (Realgymnasium),
Hagenau (Gymnasium mit Realschulklassen),
Markirch (Realprogymnasium),
Metz (Lyzeum — Gymnasium und Realgymnasium —: Realschule; Domschule),
Montigny b. Metz (Knabenseminar,)
Mülhausen (Gymnasium; Gewerbeschule — Realschule mit Handels- u. Gewerbeklassen), —
Münster (Realschule),
Oberehnheim (Progymnasium),
Pfalzburg (Realprogymnasium),
Rappoltsweiler (Realschule),
Saarburg (Gymnasium),
Saargemünd (Gymnasium),
Schlettstadt (Realgymnasium),
Straßburg (Lyzeum—Gymnasium u. Realgymnasium —; Realschule bei St. Johann; Neue Realschule; Protestantisches Gymnasium),
Thann (Realprogymnasium),
Wasselnheim (Realschule),
Weissenburg (Gymnasium),
Zabern (Gymnasium),
Zillisheim (Knabenseminar).

Höhere Töchterschulen sind zahlreich vorhanden.

Volksschulen finden sich in allen Orten.

Volksschul-Lehrerbildungsanstalten gibt es in:

Beauregard (Lehrerinnenseminar),
Colmar (Präparandenschule; zwei Lehrerseminare),
Lauterburg (Präparandenschule),
Metz (Lehrerseminar),
Neudorf bei Straßburg (Präparandenschule),
Oberehnheim (Lehrerseminar),
Pfalzburg (Lehrerseminar),
St. Avold (Präparandenschule),
Schlettstadt (Lehrerinnenseminar),
Straßburg (Lehrerseminar; Lehrerinnenseminar).

Für die Taubstummen bestehen Anstalten in Metz, Ruprechtsau bei Straßburg, Straßburg selbst und in Schiltigheim,

für die Blinden in Illzach.

Eine hohe Schule besteht in Straßburg.

Eine Rüstkammer für die geistige Arbeit ist die kaiserliche Universitäts- u. Landesbibliothek in Straßburg.

Dieselbe wurde an Stelle der 1870 verbrannten beiden Bibliotheken (der städtischen und der Universitätsbibliothek) errichtet. Sie erhielt Geschenke aus der ganzen gebildeten Welt und zählte 1882 ungefähr 550,000 Bände, weit mehr als sie früher besessen hat.

Verwaltung: Elsaß-Lothringen ist unmittelbares Reichsland, in welchem der deutsche Kaiser im Namen des Reiches die oberste Staatsgewalt ausübt. Zu seiner Seite steht der Bundesrat und der Reichstag. In seinem Auftrage handelt der Reichskanzler.

An der Spitze der Verwaltung von Elsaß-Lothringen steht der kaiserliche Statthalter.

Ihm ist zur Seite gegeben das Ministerium, dessen Vorsitzender der Staatssekretär ist.

Das Ministerium zerfällt in 4 Abteilungen, deren jede von einem Unterstaatssekretär geleitet wird, und zwar in

1. die Abteilung des Innern,
2. die Abteilung für Justiz und Kultus,
3. die Abteilung für Finanzen und Domänen,
4. die Abteilung für Gewerbe, Landwirtschaft und öffentliche Arbeiten.

Eine begutachtliche Thätigkeit übt der Staatsrat aus.

Der Landesausschuß geht aus freier Wahl hervor; er ist berufen, das Wohl des Landes — gemeinsam mit der vom Kaiser ernannten Regierung — in jeder Hinsicht wahrzunehmen; für die Bezirke sind in gleicher Absicht die Bezirkstage, für die Kreise die Kreistage eingesetzt.

An der Spitze jeder der 3 Bezirke steht ein Bezirkspräsident (für Unter-Elsaß mit dem Amtssitze in Straßburg, für Ober-Elsaß in Colmar, für Lothringen in Metz), an der Spitze jedes Kreises ein Kreisdirektor, an der jeder Gemeinde ein Bürgermeister (mit einem Beigeordneten und dem Gemeinderat).

Gerichtswesen. Die oberste Gerichtsbehörde für das ganze Deutsche Reich ist das Reichsgericht in Leipzig, für Elsaß-Lothringen das Oberlandesgericht in Colmar. Unter diesem stehen die 6 Landgerichte zu Colmar, Metz, Mülhausen, Saargemünd, Straßburg und Zabern, und unter ihnen die Amtsgerichte, welche einen oder mehrere Kantone umfassen.

Für die Uebertreter des Gesetzes bestehen Strafanstalten:

2 Erziehungs- und Besserungsanstalten, eine für Knaben bei Hagenau, eine für Mädchen in Hagenau,
2 Untersuchungsgefängnisse (zu Straßburg und Metz),
76 Amtsgefängnisse und Transportstationen,
6 Bezirksgefängnisse (zu Colmar, Metz, Mülhausen, Saargemünd, Straßburg und Zabern),
2 Strafanstalten, eine für Männer in Ensisheim zur Abbüßung von Strafen über ein Jahr, eine für Weiber in Hagenau für Strafen über 4 Monate.

Zölle und Steuern. Die Steuern teilt man ein in direkte (welche unmittelbar von den Einzelnen erhoben werden und sich nach der Steuerkraft richten: Personal-, Grund-, Thür-, Fenster-, Mobiliar-, Patentsteuer) und indirekte (auch Verbrauchssteuern genannt; dieselben werden meist von den Händlern erhoben, und diese machen sich dann im Einzelverkauf schadlos durch einen Aufschlag auf die Preise der Waren: Branntwein-, Bier-, Wein-, Zucker-, Salz-, Tabaksteuer u. a.; sie werden entweder im Inland erhoben — etwa bei der Erzeugung der Waren — oder im Verkehre mit dem Auslande an den Landesgrenzen — Einfuhr-, Ausfuhr-, Durchfuhrzölle).

Dem entsprechend zerfällt die Verwaltung der Steuern von Elsaß-Lothringen 1) in die der Zölle und indirekten Steuern (zugleich mit der des Enregistrements), 2) in die der direkten Steuern.

Ein großer Teil der Bewohner des Landes zeigt erfreulichen **Sparsinn.** Am 31. März 1880 betrug das Guthaben der Einleger in 22 Sparkassen rund 24,400,000 Mark, etwa 10 Millionen mehr als im Jahre 1875.

Die **militärische** Besatzung des Landes bildet das XV. Armeekorps, dessen 50. Division in Metz, dessen 31. in Straßburg steht.

Festungen sind Straßburg, Metz, Diedenhofen, Bitsch, Neubreisach.

Städte und berühmte Orte in Elsaß-Lothringen.

Drei Schlösser auf einem Berg,
Drei Kirchen auf einem Kirchhof,
Drei Städte in einem Thal
Ist das ganz Elsaß überall.

I. Bezirk Unter-Elsaß.

4,774,36 □ Kilometer, 98,960 bewohnte Häuser, 612,015 Einwohner.
Kreise: Straßburg-Stadt, Straßburg-Land, Erstein, Hagenau, Molsheim, Schlettstadt, Weißenburg, Zabern.

1. Stadtkreis Straßburg.

78,19 □ Kilometer, 5,842 bewohnte Häuser, 104,471 Einwohner.

Straßburg (104,471 Einwohner), am Zusammenfluß der Ill und der Breusch, Knotenpunkt des Rhein-Marne- und des Rhein-Rhone-Kanals, Hauptstadt des Reichslandes, ist sehr alt. Bei den Römern hieß es Argentoratum, im Mittelalter Strazeburg. Es war über 300 Jahre im Besitz der Römer, kam dann unter die Herrschaft der Alamannen und — nach der „Schlacht bei Zülpich" (496) — unter die der Franken. Große Bedeutung erlangte das hier gegründete Bistum, welchem besonders Karl der Große reiche Schenkungen machte. Bis ins 12. Jahrhundert bestand eine Verfassung, wornach der Bischof gleichsam das Familienhaupt und die Bewohner sein Gesinde waren. Die mehr und mehr erstarkende Bürgerschaft suchte sich jedoch unabhängig zu machen, besonders seit die Stadt von dem deutschen König Philipp von Schwaben mehrere Vorrechte bewilligt erhalten hatte (1205). Sie erreichte ihr Ziel durch den bischöflichen Krieg (1262), in Folge dessen der Adel und das Bürgertum thatsächlich, wenn auch nicht ganz dem Namen nach, die Leitung der städtischen Angelegenheiten erlangten. Das Uebergewicht im Rate hatten die Adeligen, besonders die (österreichisch gesinnten) Zorn

und die (kaiserlich gesinnten) Müllenheim.[1]) Dieselben gerieten oft in heftigen Streit mit einander, so auch im Jahre 1332 bei Anlaß eines Ritterspieles; 21 Edelleute wurden dabei getötet, viele verwundet. Die Bürgerschaft benützte die Erschöpfung der Parteien, um mehr von ihren Leuten in den Rat zu bringen. Derselbe bestand von 1334 an aus 25 Handwerkern, 14 Bürgern, 8 Adeligen, 2 adeligen Stättmeistern und einem bürgerlichen Ammeister, also aus 50 Mitgliedern.[2])

Ein Ammeister von Straßburg.

Im Jahre 1349 wurde diese Zusammensetzung abermals verändert; der Ammeister durfte nur ein Jahr lang sein Amt bekleiden, und für die 2 Stättmeister wurden 4 gewählt, deren jeder ebenfalls nur 1 Jahr lang seinen Posten inne hatte, in der Weise, daß jeder ein Vierteljahr lang den Vorsitz im Rate führte.

Die Verfassung wurde mit der Zeit noch mehr ausgestaltet. Im 15. Jahrhundert bekam sie eine Form, welche sie bis zum Ausbruch der ersten französischen Revolution beibehielt. Darnach lag die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten folgenden 3 obersten Behörden ob: den Dreizehnern, welchen das Aeußere und das Kriegswesen zukam; den Fünfzehnern, welche das Innere besorgten; den Einundzwanzigern, welche den Staatsrat bildeten.

Die Stadt schloß sich der Reformation an, beteiligte sich am schmalkaldischen Kriege, geriet wegen der Besetzung des Bistums in einen langwierigen Krieg (1592—1604), kam im dreißigjährigen Kriege verhältnismäßig glimpflich davon (sie war während desselben für viele eine Zufluchtsstätte), mußte sich 1681 den Gewaltmaßregeln Ludwig's XIV.

---

[1]) In einer Inschrift an der linken Orgelwand des Straßburger Münsters werden die v. Müllenheim genannt

„ein Geschlecht, das ungezählte Jahr
Ein Kleinod, Zierd und Haupt von Stadt und Elsaß war."

Von 1301—1759 waren 42 Mitglieder dieser Familie regierende Stättmeister von Straßburg.

[2]) Die Verfassung sollte von nun an jedes Jahr von der ganzen Bürgerschaft beschworen werden; man nannte sie darum Schwörbrief.

Das große Panier von Straßburg (auch Haupt- oder Blutfahne genannt).

„In der Stadt Hauptfahne, von halb weiß und halb rotem Doppeltaffet, woran für 80 Dukaten Gold hanget, ist ein auf einem mit Lilien gezierten Sessel sitzendes und die Arme ausstreckendes Marienbild, das Kindlein Jesu, eine dreiblättrige Lilie in der Hand haltend, im Schoß habend, zu sehen."

„Neben dieser Hauptfahne befindet sich die kleinere Ritter- oder Rennfahne, darinnen diese Inschrift stehet: Venite ad puerum Christum omnes, qui onerati estis." (Kommet zum Knaben Christus alle, die ihr beladet seid).

In des Deutschen Reiches Zügen und Heerfahrten war es hergebracht, daß die Stadt Straßburg „ihr offen Panier bei und neben des Reichs Adler" führte und zwar so, daß Straßburg unter den freien Städten „dasselbe je und je zum ersten zu führen empfangen hat und darnach je eine Stadt um die andere (Köln, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt a. M. und Ulm) es führte, bis es wieder an Straßburg kommen." Das große ging 1789 beim „Pfalz-Sturm", das kleine 1870 bei der Belagerung zu Grunde.

fügen, hatte während der französischen Revolution von den Schreckensmännern viel zu erdulden, wurde 1814 und 1815 von den Truppen der gegen Napoleon I. Verbündeten eingeschlossen und mußte im deutsch-französischen Kriege 1870 eine strenge Belagerung aushalten. Am 27. September 1870 kapitulierte sie.

Seit der ersten französischen Revolution steht ein Maire an der Spitze des Gemeinwesens. Nach der Einverleibung Elsaß-Lothringens in das Deutsche Reich bekleidete Lauth diese Würde. An seine Stelle wurde Otto Back als „Bürgermeistereiverwalter" ernannt. Derselbe erwarb sich große Verdienste: unter ihm und durch ihn begann die Erweiterung der Stadt, welche ihr eine Ausdehnung auf etwa das Doppelte ihres bisherigen Umfanges gestattet, wurde die Wasserleitung eingerichtet, die Straßenbahn gebaut u. a. m., Neuschöpfungen, welche unumgänglich nötig sind, wenn Straßburg den Anforderungen genügen soll, welche man an die Hauptstadt Elsaß-Lothringens stellen darf.

Die Stadt ist eine Festung ersten Ranges. Vor andern haben sich der Straßburger Stadtbaumeister Daniel Speckle († 1589) und der französische Marschall Vauban († 1707) um die Erbauung der alten Festungswerke verdient gemacht. Die Widerstandsfähigkeit des Platzes wurde seit 1871 bedeutend erhöht. Die Stadt wird jetzt von 14 (11 links- und 3 rechtsrheinischen) Außenforts umgeben.

Sie hat 11 Thore (Schirmecker-, Weißturm-Thor, Kronenburger-, Stein-, Schiltigheimer-, Ill-, Ruprechtsauer-, Kanal-, Kehler-, Metzger-, Spitalthor).

Wenn sie auch im Volksmunde die „wunderschöne Stadt" heißt, gibt es in ihr doch viele enge und winklige Straßen und unansehnliche Häuser.

An Stelle der bei der 1870er Belagerung eingeäscherten Häuser wurden viele neue, schönere aufgeführt. Auch in Folge der Stadterweiterung erstehen zahlreiche prächtige Neubauten, so daß zu hoffen ist, Straßburg werde jenen ehrenden Namen bald mit vollem Rechte tragen.

Die bekanntesten öffentlichen Plätze und Anlagen sind:

Der Münster-, Metzger-, Gutenberg-, Kleber-, Broglieplatz, der Contades und die Orangerie.

Unter den Gebäuden ragen besonders hervor:

Kirchen: Das Münster, die St. Stephans-, die St. Wilhelms-, die St. Thomas-, die Alt-Skt.-Peter-, die Neue Kirche.

Oeffentliche Gebäude: Das Frauenhaus, das Schloß, die Post, das Lyzeum, das alte Rathaus (Hôtel du Commerce), die Aubette, der Centralbahnhof, der Justizpalast, die Boden- und Kommunal-Kredit-Bank, das protestantische Gymnasium, das Stadthaus, das Theater, der Palast des Statthalters, das kleine Seminar, die Tabakmanufaktur, die Universitätsgebäude (die medizinischen bei dem Spital; das Allgemeine Collegiengebäude, das physikalische, botanische, chemische Institut, die Sternwarte auf einem eigenen großen Häuserviertel; die Akademie, in welcher sich naturwissenschaftliche Sammlungen befinden), das Spital, das Diakonissenhaus, der Wasserturm; die Kaiser Wilhelmskaserne in der Citadelle, vor der sich ein Denkmal der im Feldzuge 1870/71 gefallenen Ingenieure und Pioniere des preußischen Heeres befindet.

Ein altertümliches weitberühmtes Privathaus ist das Kammerzell'sche (am Münsterplatz).

Denkmäler gibt es viele, namentlich in den Kirchen, sodann auch auf öffentlichen Plätzen und Straßen, so z. B. das von Gutenberg, Kleber, Lezay-Marnesia und auf dem „Allgemeinen Collegiengebäude."

Zahlreich sind die Schulen; an deren Spitze steht die Hochschule.

Viele Sorgfalt wird auf die Anlage, Erhaltung und Erweiterung gemeinnütziger Sammlungen verwandt. Unter denselben sind zu nennen: Die kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek, die Stadtbibliothek, die (nicht öffentlichen) Bibliotheken des kath. Seminars u. des prot. St. Wilhelmsstifts, das Bezirks- und das Stadtarchiv, die Münzsammlung (im Schloß), das naturhistorische Museum in der Akademie, das anatomische Museum, die Sammlung von Gypsabgüssen antiker Kunstwerke, die Sammlung von

elsässischen Geschichts- und Kunst-Denkmälern (zu deren Aufbewahrung das Kammerzell'sche Haus angekauft wurde) u. a.

In der Stadt herrscht reger Gewerbfleiß; sie besitzt zahlreiche Fabriken und Großgeschäfte (Gerbereien, Lederfabriken, Bierbrauereien, Gänseleberpastetenbäckereien, Tabakfabriken, Hopfenhandlungen, Buchdruckereien u. a.)

In der Wissenschaft, der Kunst und dem öffentlichen Leben haben sich viele Straßburger, seien es eingeborene, seien es solche, die nur hier wirkten, rühmlich hervorgethan. Wir nennen nur Gutenberg; die Theologen Eckart, Tauler, Geiler, Bucer, Jeanjean, Mühe, Käß, Bruch, Härter, die Dichter Gottfried, Brant, Murner, Fischart, Arnold, Stöber, Hirtz; die Bildhauer Kirstein, Friedrich, Graß; die Maler Zix, Schuler; den Mechaniker Schwilgué; den Staatsmann Jakob Sturm; den General Kleber; die Geschichtschreiber Twinger, Sleidan, Schöpflin, Grandidier, Spach; den Rechtsgelehrten Koch; den Altertumsforscher Schweighäuser; den Naturforscher Schimper; den Arzt Lobstein. Durch großartiges Wohlthun zeichnete sich aus: Johann Ehrmann.

Aus der Fülle des wichtigen greifen wir nur einiges heraus.

Straßburg vom St. Galler Kirchhofe aus gesehen.

Der Kleberplatz.

Der Broglieplatz.

Vorn rechts: Das Gebäude der Boden- und Kommunalkreditbank, weiter unten das der Bürgermeisterei; im Hintergrunde: Das Theater.

Nikolausstaden mit Blick auf die Raben- und Magdalenenbrücke.
Links (vom Beschauer): Das Kaufhaus.

Die Weißturmstraße mit Blick auf die Alt-St. Peterskirche.
Die Sage berichtet, die Alt-St. Peterskirche sei von dem hl. Maternus erbaut worden; in ihr wurde die neue Lehre zur Zeit der Reformation zuerst gepredigt, 1685 mußten die Protestanten jedoch den Chor an die Katholiken abtreten; derselbe wurde durch eine Mauer von dem Langhaus getrennt.

Straßburg von den „Gedeckten Brücken“ aus gesehen.

Bei den „Mühlen“ in Straßburg.

Der Guldenturm
(er stand rechts vom Eingang in die jetzige „Zürcher Straße", konnte aber bei der Anlage derselben nicht erhalten werden, da der Besitzer dafür allzuviel verlangte), — berühmt wegen der hier erfolgten Landung der Züricher mit dem Hirsebrei. Der Erinnerung an letztere soll nunmehr der Fischartbrunnen dienen, für welchen Gustav Bergmann eine schöne Büste Fischarts modellierte.
(Fischart besang die Fahrt der Züricher in einem größeren Gedichte).

Das Münster.
Seitenansicht mit dem vor kurzem vollendeten „Vierungsturm"[1].

Das Münster.

Die Rose,
ein Fenster in Form einer Rose; dieselbe hat 13,5 Meter Durchmesser.

Am Portale kühn erhoben
Hält die Rose lichtgewoben
Ihre Blätter himmelwärts;
Sonnig überstrahlt von oben,
Glüht ihr volles Blätterherz.
(Adolf Stöber.)

[1]) Vierung ist der zwischen Altarhaus und Langhaus liegende quadratische Raum.

An der Stelle des heutigen Münsters standen schon frühe kirchliche Gebäude. Ein solches wurde unter Karl dem Großen, und nachdem dies zerstört worden war, ein anderes von Bischof Werner (ums Jahr 1020) errichtet. Der jetzige Bau hat mehrere Wandlungen erfahren; er wurde im Jahre 1176 im romanischen Stil begonnen — davon sind u. a. erhalten die Krypta, der Chor mit der Vierungskuppel und die Kreuzarme — von 1252 an im gotischen weiter geführt. Der allein ausgebaute Nordturm gelangte 1439 zur Vollendung.

Die berühmtesten Baumeister sind Erwin († 1318)[1]) und Johannes Hültz aus Köln († 1449).

Das war am Sankt Johannistag
Im letzten Abendschein,
Da that Hans Hültz den letzten Schlag
Am letzten Münsterstein.

„Gesellen alle, kommt herauf
Und faltet eure Händ!
Es zuckt ein Fall hinan zum Knauf,
Hinab zum Fundament."

Und unsichtbar in Andachtsglut
Knie'n tausend Tote stumm,
Die in des Zeitstroms rascher Flut
Gebaut am Heiligtum.

Der Meister aus der Todeshaft
Vor allen ist erwacht,
Erwin sich aus dem Grabe rafft,
Zu schau'n des Werkes Pracht.

(August Stöber.)

Das Münster.
Vorderansicht.

Die Vorderseite besteht aus 3 Stockwerken: im untern die 3 Portale; im mittleren die Rose; im dritten der Anfang von 2 Türmen. Als der Bauplan geändert und nur der Nordturm aufgeführt ward, verband man diese beiden Turmansätze durch einen Mittelbau zu einem dritten Stockwerke. Vielfach wurde der Wunsch ausgesprochen, auch den Südturm noch zu vollenden. Dies würde aber die Niederlegung und Neuaufführung des Nordturmes zur Folge haben

[1]) Daß derselbe von Steinbach — in Baden — und daß seine Tochter — Sabina abe sie geheißen — Bildhauerin gewesen sei, ist ungeschichtlich.

(da dieser auch „stilgerecht" werden müßte) und so den Anblick des ganzen Bauwerks, das gerade so, wie es ist, mit der ruhmreichen Vergangenheit Straßburgs unlöslich zusammenhängt, völlig verändern.

Der Turm ist trotz seiner großen Höhe sehr schlank und durchsichtig gebaut [1]). Er zieht das Auge des Beschauers von der Erde hinauf zum Himmel. Während der ersten französischen Revolution drohte ihm die Gefahr, abgetragen zu werden, da die damaligen Machthaber nichts über das gewöhnliche hervorragende dulden wollten. Dies wurde glücklicherweise dadurch abgewendet, daß man eine blecherne Jakobinermütze auf seine Spitze setzte.

Das Langhaus ist dreischiffig.

Das Münster ist 142 Meter hoch, 14 Meter niederer als der Kölner Dom.

Aus der großen Reihe begeisterter Lobpreisungen dieses herrlichen Bauwerkes, welches man früher das achte Weltwunder nannte, wollen wir nur die von Goethe hervorheben; derselbe sagt:

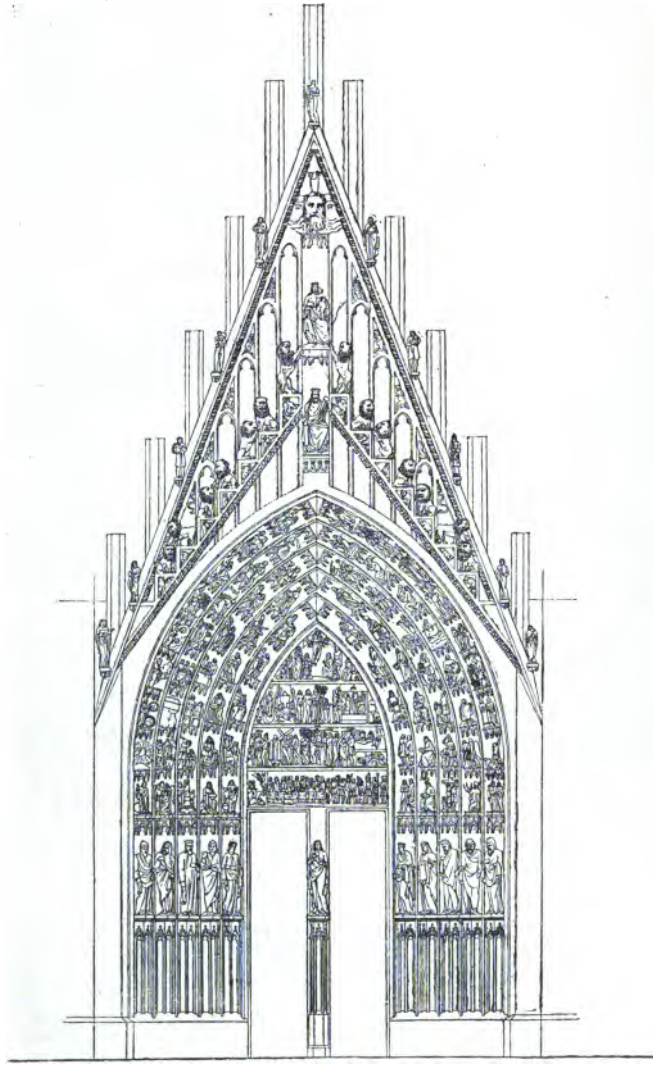
„Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei. Und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unserer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Schwer ists dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen und anbeten muß. Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattendes Aug mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnenvoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters.

Von der Stufe, auf welche Erwin gestiegen ist, wird ihn keiner herabstoßen. Hier steht sein Werk: tretet hin und erkennt das tiefste Gefühl von Wahrheit und Schönheit der Verhältnisse, wirkend aus starker, rauher, deutscher Seele."

---

[1]) Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen
Steht das Bild vor dem entzückten Blick!

(Schiller.)



Das Mittelportal an der Weſtſeite des Münſters.
Nach einer Lithographie im Verlage der Herder'ſchen Buchhandlung in Freiburg i. B.

Bildhauereien an der Westseite des Münsters.

Die 3 Portale an der Westseite des Münsters stellen die Geschichte des alten und neuen Bundes sowie der Kirche dar. Besonders reich an Bildhauereien ist das Mittelportal:

I. An der Ueberwölbung ziehen sich 5, in Spitzbogen zulaufende Hohlkehlen hin:

1) Die äußerste enthält in 18 Gruppen die Schöpfung, den Sündenfall, die Austreibung aus dem Paradies, Kain's Todtschlag;

2) Die zweite das Leben der Erzväter und Hauptträger der alttestamentlichen Offenbarung: Noah (Arche), Abraham, Isaak, Jakob, Mose und die Richter;

3) und 4) Das Leben von Heiligen, Märtyrern und Vätern der Kirche;

5) Die fünfte die Wunder Christi.

II. Im Mittelpfosten: Maria mit dem Christuskind. An den Wandungen zu ihren Seiten: 14 Propheten (auf unserer Abbildung sind nur 10 sichtbar), als die, welche auf Christum vorbereiteten und hinwiesen.

III. In den 4 Abteilungen des Bogenfeldes (über Maria mit dem Christuskind): Die Leidens- und Himmelfahrtsgeschichte Christi:

1) In der untersten: Der Einzug Christi in Jerusalem, das heilige Abendmahl, die Gefangennehmung, Christus vor Pilatus, die Geißelung;

2) In der folgenden: Dornenkrönung, Kreuztragung, Kreuzabnahme, die Engel und die Frauen am Grabe;

3) Der Selbstmord des Judas, Christus in der Vorhölle, die Erscheinung Christi vor Magdalena und den Jüngern (Thomas berührt die Wundenmale, und ein Hund hält Wache);

4) Die Himmelfahrt.

IV. Das über dem Portal im Dreieck zulaufende Giebelfeld (von unten nach oben):
Salomo;
Maria mit dem Christuskinde;
Das Angesicht Christi.

Seitwärts auf den Stufen rechts und links: 14 Löwen, (nach 1. Könige 10, 18, 19: Salomo machte einen großen Thron. 6 Stufen waren an dem Throne, und Armlehnen waren zu beiden Seiten am Sitze, und 2 Löwen standen an den Armlehnen), nach außen: 11 kleine Standbilder, musizierende Gestalten, welche die Haupttugenden Maria's darstellen.

Bald nach der Vollendung der Erwin'schen Façade wurden 1343 zwei prächtige Thürflügel eingestellt; dieselben blieben bis zur großen französischen Revolution erhalten; im Jahre 1877 ersetzte man sie durch zwei neue, den alten nachgeahmte, von dem Pariser Goldschmied A. Chertier verfertigte. Letztere sind aus Fichtenholz gearbeitet, je 6, 32 auf 2,08 Meter groß und von außen mit Kupferplatten überzogen. Sie zeigen 312 in Kupfer getriebene Darstellungen (Personen und Ereignisse aus der heiligen Schrift; Päpste, Bischöfe, Märtyrer und dergl), eine kunstvolle bandartige Einfassung, welche, zusammengelegt, ungefähr 110 Meter lang wäre, 300 aus Metall hergestellte Rosen, 2 Löwenköpfe mit Ringen und 4 Hände. Von letzteren halten je zwei auf jeder Seite eine Stange zur Erinnerung an eine Sitte der früheren Zeit, wonach die Verbrecher, welche sich hieher flüchteten, nicht körperlich verletzt werden durften.

In dem Nordportale (der Westseite, also immer noch der Vorderseite des Münsters) ist dargestellt: In den Hohlkehlen: Engel und biblische Gestalten;
im Bogenfelde: Die Kindheitsgeschichte Jesu;
unten an den Wandungen: 12 Sinnbilder der christlichen Tugenden (dieselben setzen den Fuß auf den Nacken der Laster).

Das Südportal (der Westseite) enthält:
In den Hohlkehlen: Engel und Heilige;
im Bogenfelde: Die Auferstehung der Toten und das jüngste Gericht;
unten an den Wandungen: Die 5 klugen und die 5 thörichten Jungfrauen.

An den beiden neben abgebildeten Portalen finden sich schöne Bildhauerwerke; früher war deren Zahl größer, es wurden aber viele zertrümmert. Unter den noch bestehenden heben wir folgende hervor:

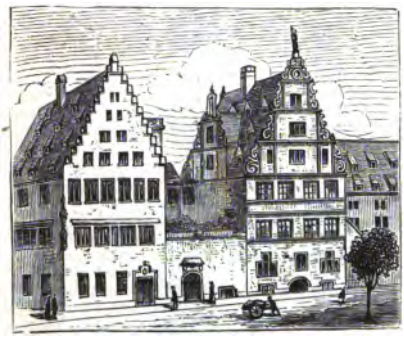
Zwischen den beiden Portalen: König Salomo mit einem über den Schoß gelegten Schwert, als Richter. Ueber ihm: Der segnende Christus. Links (vom Zuschauer aus gesehen) an der linken Seite des einen Doppelportales: Das Christentum, mit der Krone auf dem Haupte, dem Kelch in der Linken, dem Kreuz in der Rechten. Rechts an der andern Seite des Doppelportales: Das Judentum mit zugebundenen Augen und gesenktem Haupte, gestützt auf eine Fahne mit geknicktem Schafte, die Gesetzestafeln in der herabhängenden Linken.

In dem rechten Bogenfelde: Die Krönung Maria's.

In dem linken Bogenfelde: Der Tod Maria's.

Die südliche Querhausfaçade. (Aus der Zeit, als der jetzige Vierungsturm noch nicht aufgeführt war).

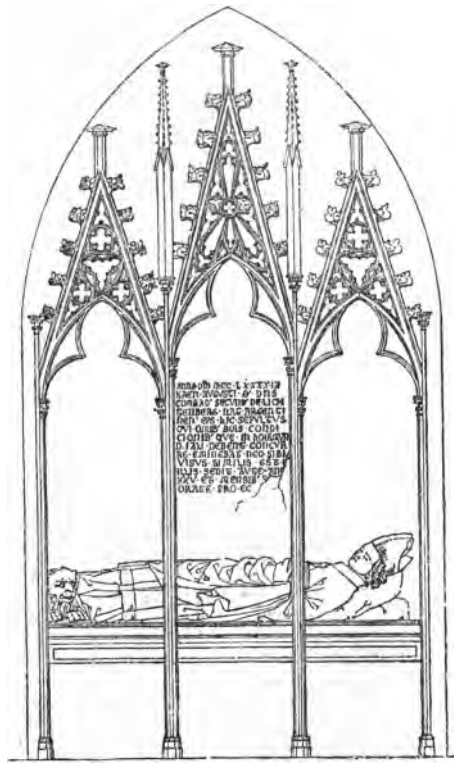
In dem Nord- (oder St. Laurentius-) Portal ist oben das Märtyrertum des hl. Laurentius dargestellt, neben an den Seiten die Anbetung der hl. drei Könige; Heilige.



Das Frauenhaus. „Unserer lieben Frauen" (der Jungfrau Maria) geweiht.]

Die Wendeltreppe im Frauenhaus.

Für Zwecke des Münsterbaus stand an der Stelle des heutigen Frauenhauses schon frühe ein Gebäude; das jetzige wurde von dem Dombaumeister Hans Thoman Ulberger im Jahre 1578 zu errichten begonnen. Es werden darin auf das Münster bezügliche Urkunden, Pläne, Reste von Bildhauerwerken, das alte Uhrwerk des Dasypodius u. s. w. aufbewahrt. Auch enthält es schöne Wohnräume.



Grabmal des Bischofs Konrad II. von Lichtenberg
in der Johanniskapelle des Münsters.
Konrad II. war 1273—1299 Bischof von Straßburg.
Nach einer Lithographie im Verlage der Herder'schen Buchhandlung in Freiburg i. B.

Der Bischof ist in Lebensgröße, angethan mit den bischöflichen Gewändern, dargestellt; zu seinen Füßen liegt ein Löwe; sein mit der Bischofsmütze (der sogenannten Mitra) bedecktes Haupt ruht auf einem Kissen.

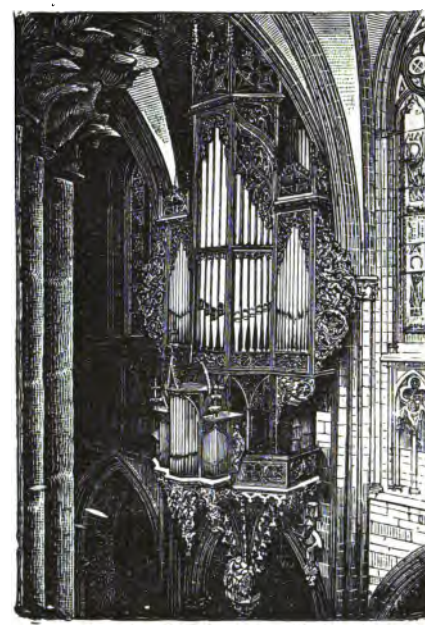
Unter den Inschriften des Münsters ist namentlich eine auf die Erwin'sche Familie bezügliche hervorzuheben. Dieselbe befindet sich an der Außenseite der Johanniskapelle und lautet — aus dem Lateinischen übersetzt — wie folgt: „Im Jahre des Herrn 1316 am 21. Juli starb Frau Husa, die Gattin Meister Erwin's. Im Jahre des Herrn 1318 am 17. Januar starb Meister Erwinus, Pfleger der Bauverwaltung an der Straßburger Kirche. Im Jahre des Herrn 1339 am 18. März starb Meister Johannes, der Sohn Erwins, des Werkmeisters dieser Kirche."

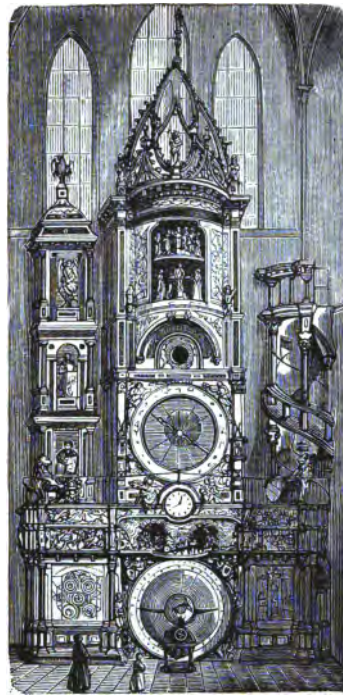
Viele Verwirrung verursachte die falsche Auslegung folgender Inschrift, welche früher an der südlichen Querhausfaçade zu lesen war: **Gratia divinae pietatis adesto Savinae De petra dura per quam sum facta figura.** Man wollte darin eine „Sabina von Steinbach" entdecken, während es nur heißt, durch eine Sabina sei diese Figur „aus hartem Gestein" verfertigt worden. Auf Grund jener falschen Auslegung wurde der „Sabina von Steinbach" (als der angeblichen Tochter Erwins) vor dem Portal ein Standbild errichtet.

Die Kanzel wurde für den Prediger Joh. Geiler in den Jahren 1485—87 nach den Zeichnungen Hans Hammerer's errichtet. Es sind etwa 50 kleine zierliche Standbilder daran angebracht. Auch das Geländer enthält allerlei verschlungene Tier- und Menschengestalten. Am Fuße ist eine Person in Pilgertracht als Sinnbild der zuhörenden Gemeinde dargestellt.

Die Orgel wurde 1489 von Friedrich Krebser aus Ansbach erbaut und seither oft verbessert. 1713—16 erhielt sie von Andreas Silbermann ein neues Werk mit 39 Registern und 2242 Pfeifen.

An der Orgel befanden sich früher die Boraffen, affenartige Gestalten, welche durch die Blasbälge in Bewegung gesetzt werden konnten. Sie machten allerlei Kunststücke, namentlich sperrten sie ihre Mäuler auf und schlossen dieselben wieder. Dadurch, sowie auch durch das Geklapper, welches sie verführten, störten sie die Andacht der Münsterbesucher in hohem Grade. Am schlimmsten war das Aergernis jeweils am Pfingstfeste; denn da versteckte sich ein Spaßvogel in eine bauernartige Gestalt. Während sich viele Gläubige aus der Stadt und dem Lande zur Feier des hohen Festes einfanden, begann dieser Koraffe weltliche, ja geradezu schändliche Lieder zu singen und über die Dummheit der Geistlichen und Laien, über den Gottesdienst u. s. w. zu spotten. Oft lachte und brüllte er laut auf. Je toller er es trieb, um so mehr jubelte ihm die Menge zu. Diesem Treiben ein Ende zu machen, fühlte sich selbst die Obrigkeit zu schwach. Geiler trat dagegen auf. Der Unfug verschwand erst im Anfang des 16. Jahrhunderts.





Die Uhr.

„Da man zählt 1352 Jahr, da ward die Uhr zum Münster angefangen zu machen und ward darnach wohl über 2 Jahr vollbracht", heißt es in Closener's Chronik. Die Uhr stand der jetzigen gerade gegenüber. Eine neue, von den Brüdern Habrecht aus Schaffhausen und dem Mathematiker Konrad Dasypodius gefertigte, wurde 1574 eingestellt; dieselbe blieb 1789 still stehen. Von 1838—42 erneuerte Schwilgué ihr Räderwerk.

Das noch vom 16. Jahrhundert herrührende Gehäuse hat 3 Abteilungen:

1) Unten befindet sich der von einem Pelikan getragene Himmelsglobus. Dahinter der „ewige Kalender", welchen Apollo und Diana halten. In der Mitte desselben die Karte der Rheingegenden und der Plan von Straßburg. In den Ecken rechts und links von dem Kalender sind die Sinnbilder der 4 Weltreiche Assyria, Persia, Grăcia, Roma angebracht.

2) In der Mitte ein Astrolabium (ein Sternaufnehmer, ein astronomisches Instrument) mit den 7 Planeten; an den 4 Ecken die Sinnbilder der 4 Jahreszeiten (zugleich der 4 Lebensalter des Menschen). Ueber dem Astrolab ein Zifferblatt zur Angabe des Mondwechsels.

3) Ein in 2 über einander liegende Teile getrennter Raum: auf dem unteren stehen die Stellvertreter der 4 Lebensalter; jede Viertelstunde kommt einer heraus:

a) Das Kind läßt einen Thyrsus (Stab) auf ein Glöcklein fallen und gibt das erste Viertel an,

b) der Jüngling (in Gestalt eines Jägers) mit einem Pfeil die halbe Stunde,

c) der Mann (als geharnischter Krieger) mit seinem Schwert die drei Viertel,

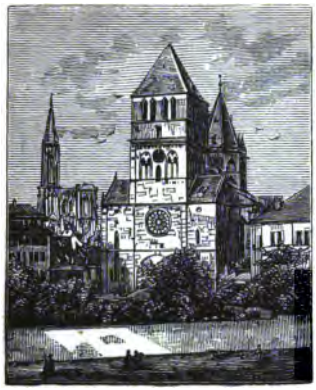
d) der Greis (in einem Mantel gehüllt und gebeugten Hauptes) mit seiner Krücke die vier Viertel.

In der Mitte dieses unteren Raumes steht der Tod; zu jeder Stunde läßt er den Knochen, welchen er in seiner Hand hält, langsam auf eine Glocke fallen.

In der Mitte des oberen Raumes thront Christus. Mittags um 12 Uhr ziehen die Apostel vor ihm vorüber und neigen sich; über jeden erhebt er segnend die Hand. Mit Bezug auf Petri Verrat kräht der Hahn dreimal; vorher schwingt er seine Flügel. Sind die Apostel verschwunden, so gibt Christus den versammelten Zuschauern den Segen.

Diese sinnreiche Darstellung, welche ganz besonders viele Zuschauer anlockt, ist eine Neuerung Schwilgué's. In der alten Uhr standen Christus und der Tod einander gegenüber; letzterer kam jede Viertelstunde auf den Herrn zu, wurde aber stets von ihm zurückgestoßen. War die Stunde jedoch voll, so trat Christus zurück, und der Tod schlug die Glocke.

In dem Turm, dessen Spitze der Hahn krönt, befinden sich Gewichtsteine und Räderwerk; auch ist an demselben das Bildnis Schwilgué's angebracht. Die Wendeltreppe dem Turme gegenüber dient zur Besteigung der Uhr.



Die St. Thomaskirche,
von der Ill aus gesehen.

Die St. Thomaskirche,
vom St. Thomasplatz aus gesehen.
Nach einer Zeichnung von A. Winkler.

Ueber das Grabmal des Marschalls Moritz von Sachsen in der St. Thomaskirche siehe Seite 169.

Der h. Thomas in der Thomaskirche.

Dieses Relief stammt wohl aus dem 13. Jahrhundert. Thomas legt seine Rechte in die Seitenwunde des Herrn, Petrus und Johannes sitzen daneben mit dem Ausdruck des Schmerzes über den Unglauben ihres Mitjängers.

Die St. Thomaskirche.

678-79 soll der Schotte Florentius ein Kloster zu Ehren des h. Thomas gegründet haben; daneben sei ein hölzernes Kirchlein erbaut worden. Bischof Adeloch habe das letztere (ums Jahr 817), nachdem es zerfallen, wieder aufgerichtet. Kloster und Kirche gingen im Jahre 1007 durch einen Brand zu Grunde. Hierauf entstand die heutige Thomaskirche, welche im wesentlichen im 14. Jahrhundert erbaut wurde. Der Westturm ist 40,34 Meter hoch. Unter den Bildwerken ragen hervor: Der Sarg des Adelochus, ein Relief des h. Thomas, das Grabdenkmal des Marschalls Moritz von Sachsen Brustbilder von Schöpflin, Koch u. a.

Die St. Stephanskirche.
(Nach einer Zeichnung von A. Straub.)

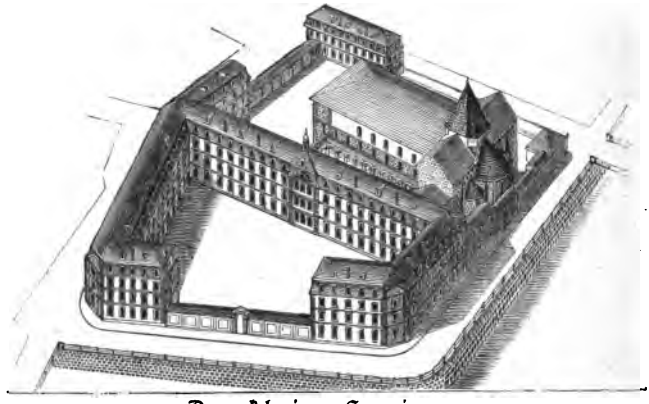
Die St. Stephanskirche, ein Denkmal der romanischen Baukunst, wurde im Ausgang des 12. Jahrhunderts erbaut. Ein an ihrer Stelle befindliches Frauenkloster soll ums Jahr 700 von dem Herzog Adalbert, einem Bruder der h. Odilia, und seiner Tochter, der h. Attala, gestiftet worden sein; wir haben von demselben jedoch erst aus dem Jahre 845 genauere Kunde. 1539 erklärte sich die Aebtissin Adelheidis von Andlau für den Protestantismus. Als Straßburg französisch wurde, nahmen die Katholiken die Kirche wieder in Besitz. Sie dient seit 1871 auch als kath. Garnisonskirche.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts wurde das Schiff der Kirche entfremdet, zu einem Theater umgeschaffen und (1802) der im Hintergrunde unseres Holzschnittes abgebildete Turm abgebrochen.

Das Lyzeum

(links die südliche Querhausfaçade d. Münsters),

1681 als Jesuitenkollegium gegründet, 1764 von der französischen Regierung als höhere Schule übernommen, seit 1871 nach deutschem Muster eingerichtet.



Das kleine Seminar,

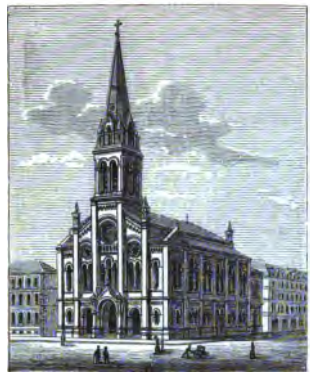
(nach einer Zeichnung, die A. Straub auf Grund des ursprünglichen Planes entwarf, welch letzterer bei der Ausführung nur wenig verändert wurde),

ums Jahr 1860 erbaut, früher eine Anstalt zur Bildung junger katholischer Theologen, ist jetzt zum Teil an den Staat vermietet worden, welcher hier das Bezirkspräsidium für Unter-Elsaß einrichtete.

Das Kammerzell'sche Haus, (nach einem früheren Besitzer so genannt) mit schönen Holzschnitzereien, wurde im 15. und 16. Jahrhundert erbaut, und zwar in den oberen Teilen in Fachwerk. Die Holzschnitzereien stellen einen Pelikan mit seinen Jungen, die Tugenden Glaube, Liebe, Hoffnung, die 12 Zeichen des Tierkreises u. s. w. dar.

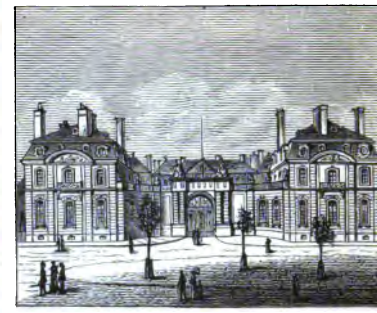
Alte Häuser mit schönen Schnitzereien, Erkern, Wendeltreppen u. s. w. gibt es noch eine beträchtliche Anzahl. Dieselben verleihen der Stadt ein ähnliches Aussehen wie Nürnberg und ähnlichen Mittelpunkten kraftvollen deutschen Bürgertums. Durch die zahlreichen Neubauten wird dieses Gepräge jedoch mehr und mehr verwischt.

Das Grabmal der Landgrafen von Werd in der St. Wilhelmskirche.
(Dieselbe ist, im Jahre 1307 vollendet, ein sehr einfaches Bauwerk in der Gestalt eines länglichen Vierecks und hat schöne Glasmalereien). Es besteht aus 2 übereinander befindlichen Teilen; der untere zeigt den Landgrafen Philipp von Werd († den 29. Juni 1332), einen Kanonikus am Münster, der obere den Landgrafen Ulrich von Werd, den vorletzten seines Geschlechtes († 16. Sept. 1344). Der obere Grabstein wird von 2 Löwen gestützt; auch ruhen die Füße des Landgrafen Ulrich auf 2 kleinen Löwen. — Wölfelin v. Rufach, der dies Grabmal fertigte, wurde 1341 Bürger in Straßburg; er war ein bedeutender Künstler, wie auch aus dem von ihm herrührenden Denkmal der Markgräfin Irmengard in Lichtenthal bei Baden hervorgeht.



Die Neue Kirche.

(Der auf dem Bilde als vollendet angegebene Turm ist noch nicht ausgebaut.)



Das Schloß,
von der Münsterseite.

Es wurde 1731—41 erbaut und spiegelt die großen Wandlungen in der französischen Geschichte seit Ludwig XV. nicht uninteressant ab. Dieser brachte 1744 seine Gemahlin Marie Lesczynska hieher, 1774 wohnte Marie Antoinette als Braut des späteren unglücklichen Königs Ludwig XVI. in diesen Räumen. 1791 wurde das Gebäude als Nationaleigentum verkauft und von der Stadt um 129,000 Franken erworben. Als Frankreich kaiserlich wurde, erhielt es Napoleon I. als Residenz geschenkt. Er sowohl wie später Karl X. bewohnte es.

Das Schloß,
von der Illseite.

1834 wurde es wieder Eigentum der Stadt, und es fanden darin Konzerte, Kongresse und Ausstellungen statt, so z. B. bei Gelegenheit der Einweihung des Gutenberg-Denkmals im Jahre 1840. Der obere Stock wurde seit 1820 vom Bischof bewohnt. Im Jahre 1848 drohte dem Gebäude die Gefahr, in eine Bierbrauerei umgewandelt zu werden; wäre doch die gegen die Ill gelegene Terrasse ein so verlockender Aufenthalt für Gambrini Jünger gewesen! Als Frankreich nochmals kaiserlich wurde, bekam es auch Napoleon III. von der Stadt geschenkt, er hielt sich aber darin nicht auf, sondern zog

bei seinem hiesigen Verweilen die Wohnung in der Präfektur vor. Während des letzten Krieges diente es anfangs als Hauptquartier Mac-Mahon's, nach der Wörther Schlacht wurde es als Lazarett benützt, und man richtete darin Gaben freiwilliger Liebe für die Verwundeten und Kranken zu. Im Sommer 1871 erhielt die kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek eine Abteilung desselben zugewiesen. Letztere Anstalt wurde am 9. August 1871 bei Gelegenheit des 100jährigen Gedächtnistages von Goethe's Doktorpromotion in Straßburg feierlich eröffnet.

Die Post.

Im Jahre 1882 wurden von der Post in Straßburg befördert: Briefe, Postkarten, Waarenproben 6,280,000 angekommene, 10,682,000 abgegangene; Packete ohne Wertangabe 372,000 angekommene, 466,000 abgegangene; Postanweisungen 287,000 angek., 179,000 abgegangene; von den 30 hier erscheinenden Zeitungen wurden 19,877 Exemplare mit 3,433,560 Nummern abgesandt und von auswärts 1454 Zeitungen in 12,529 Exemplaren mit 2,359,331 Nummern bezogen. Das Gebäude diente vor dem deutsch-französischen Kriege der militärärztlichen Schule.

Der Justizpalast.

Der Justizpalast wurde 1873 an Stelle des bei der 1870er Belagerung abgebrannten erbaut.

Das Theater,

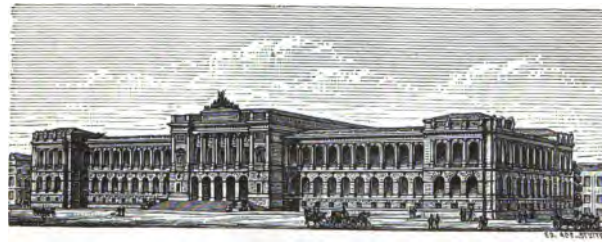
1804—21 erbaut, 1870 ausgebrannt, dann wiederhergestellt und 1873 auf's neue eröffnet. Die Musen an der Vorderseite sind von Ohmacht modelliert.

Der innere Raum gewährt Platz für ungefähr 2000 Zuschauer.

Das Theater.

Der Palast des Statthalters war früher Wohnung des Präfekten. Der Prätor Klinglin erbaute ihn im Jahre 1730 auf Kosten der Stadt auf dem Platze, auf welchem am 14. Februar 1349 die große Judenverbrennung stattgehabt hatte. Im Jahre 1870 wurde der Innenbau in Folge der Beschießung zerstört. Nach erfolgter Wiederherstellung richtete die Regierung das Gebäude für das Bezirkspräsidium ein. Auch wohnte hier der Kaiser, als er Straßburg besuchte.

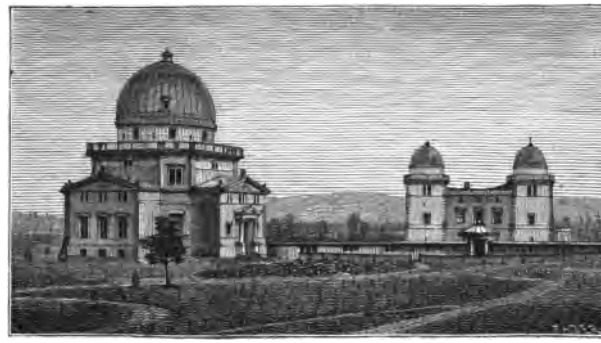
Der Palast des Statthalters.



Das Allgemeine Kollegiengebäude.
(Dasselbe soll im Herbst 1884 seiner Bestimmung übergeben werden).

Nach einem im März 1878 ergangenen Preisausschreiben sollte es Vorlesungszimmer, einen etwa 800 Personen umfassenden Versammlungssaal („Aula"), auch Raum für eine Kunstsammlung (nebst einigen Wohnungen für Beamte) enthalten und nicht mehr als 2,250,000 Mark kosten. Gekrönt wurde der Plan von Warth, nach welchem der Bau auch ausgeführt wird. Im Mai 1883 war dieser nahezu vollendet.

Oestlich von dem Allgemeinen Collegiengebäude befinden sich das chemische, das physikalische, das botanische Institut und die Sternwarte — lauter prächtige, höchst bequem und zweckentsprechend eingerichtete Gebäude.



Die neue Sternwarte.

Die Sternwarte besteht aus zwei Gebäuden, welche unter einander und mit der Amtswohnung des Direktors und der Assistenten durch bedeckte Gänge verbunden sind. Das Gebäude mit der großen Kuppel enthält das große Fernrohr (Refraktor) von 18 Zoll Oeffnung. Auf der Plattform desselben fand ein sechszölliger Kometensucher seine Aufstellung, der so sinnreich gebaut ist, daß durch ihn jeder Punkt des Himmels ohne irgend welche Körperbewegung des Beobachters betrachtet werden kann.

Das niedrigere Gebäude dient einer Reihe verschiedenartiger Instrumente zur Aufstellung, in seiner nördlichen Kuppel dem Altazimuth (einer zur Messung von Vertikal- und Horizontalwinkeln dienenden Instrumente), in seiner südlichen dem kleinen Refraktor, während der Hinterbau, dessen Längsachse von Ost nach West geht, den Meridiankreis von 6 Zoll Oeffnung und zwei Passageninstrumente (hauptsächlich für Zeitbestimmungen anwendbar) in fester Stellung und außerdem eine Reihe tragbarer Instrumente enthält.

In Apffel und Ehrmann verehrt Straßburg zwei seiner hochherzigsten Wohlthäter.

Apffel's Stiftung kommt vornehmlich der Pflege der Musik zu gute. (Siehe Seite 294).

Ehrmann hat sich den Namen eines der größten Menschenfreunde erworben.

Als Bankier gelangte er zu großem Vermögen. Da seine Angehörigen ihm im Tode vorangingen, widmete er dasselbe dem Unterrichte und menschenfreundlichen Anstalten, indem er schon während seines Lebens strebsame Jünglinge unterstützte und Gaben mit vollen Händen ausstreute. Durch letztwillige Verfügung schenkte er über 1,200,000 M., darunter 800,000 M. zur Errichtung einer Anstalt für Wiedergenesende. Er liebte es nicht, daß man seine Verdienste rühme. Dies zeigt auch folgende Bestimmung über sein Begräbnis: „Der Sarg soll ganz einfach sein. Bevor er das Sterbehaus verläßt, sollen wenige Worte gesprochen werden. Von da an soll man direkt auf den Friedhof gehen, wo die Zeremonie durch ein kurzes Gebet geschlossen werden soll. Keine Einladungen zum Leichenbegängnis; der Geistliche und mein Testamentsexekutor genügen. Kein Telegramm an irgend wen. Ich wünsche, daß meine Hülle wo möglich eingeäschert werde. Sterbe ich anderswo als in Straßburg, so will ich nicht, daß mein Körper transportiert werde. Ich will kein Denkmal auf meinem Grabe. Ein einfacher Stein mit meinem Namen, dem Datum der Geburt und dem Datum meines Todes genügt."

August Ehrmann,
geb. in Straßburg den 15. März 1786,
† den 20. August 1876 in Donaueschingen.

Auch Johann Wilhelm Fritz (1879 im Alter von 82 Jahren in Straßburg gestorben; sein Vater war aus Pforzheim in Baden eingewandert), der durch die Beerbung mehrerer vor ihm verstorbener unverheirateter Geschwister sein an und für sich schon großes Vermögen so sehr vermehrt hatte, daß er im Volksmund nur der „Millionenfritz" hieß, machte durch letztwillige Verfügung (vom 10. August 1873) Stiftungen im Betrage von etwa 180,000 M.; so

bedachte er z. B. die Diakoniſſenanſtalt in Straßburg mit einem Landgute im Werte von 40,000 M., die „Bleſſig-Stiftung" zur Erziehung armer Kinder mit 40,000 M., die Erziehungsanſtalt auf dem Neuhof mit 24,000 M. Er war in ſo hohem Grade menſchenſcheu, daß er faſt mit niemanden verkehrte, die Läden des von ihm bewohnten Hauſes ſchloß und die Bäume in ſeinem Garten wild wachſen ließ, ſo daß dieſe eine Art Urwald bildeten. Im Dezember 1882 fand man in ſeinem ehemaligen Beſitztum noch 1000 Fünffrankenſtücke vergraben.

„Der eiſerne Mann",
aufgeſtellt an dem nach ihm benannten Platze.

Zuletzt gedenken wir noch eines Wahrzeichens der Stadt, des „eiſernen Mannes", welcher für Straßburg dieſelbe Bedeutung hat, wie etwa das Gänſemännchen und der Ring am Schönen Brunnen für Nürnberg, das Pöntermännel für Leipzig, das Brückenmännchen für Dresden[1]).

Zu Straßburg in der Stadt,
Da ſteht ein Mann von Eiſen;
Wär' er vom Roſte glatt,
So wär' er wohl zu preiſen;
Er hält den Lanzenſtab
Und ſeinen Schild von Eiſen,
Schaut auf den Markt herab,
Kennt nicht die neuen Weiſen.

Stoß' drein mit deiner Lanz',
Wenn's gar zu arg will gehen!
Doch mußt du auch, Popanz,
Uns etwas zugeſtehen;
Denn wie der Mond ſich ſtellt
Und wie die Winde wehen,
So wechſelt auch die Welt —
Du kannſt nicht widerſtehen.

(Karl Candidus.)

[1]) Solche Wahrzeichen und die damit verbundenen Sagen, Sprichwörter u. ſ. w. merkten ſich früher beſonders die Handwerksburſchen, weil ſie in den Herbergen der Städte, in welche ſie, nach Arbeit ſuchend, weiter wanderten, darnach gefragt wurden und gar übel fuhren, wenn ſie nicht Beſcheid wußten. Die Kenntnis der Wahrzeichen vertrat damals gleichſam die heute üblichen Wanderbücher.

2. Landkreis Straßburg.

561,03 □Kilometer, 13,679 bewohnte Häuser, 78,689 Einwohner.
Kantone: Brumath, Hochfelden, Schiltigheim.

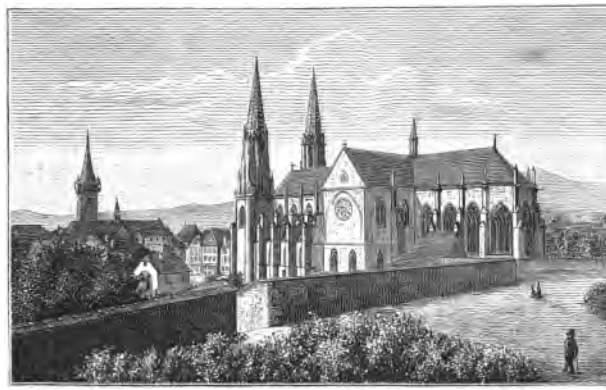
Brumath (5545 Einwohner), an der Zorn, war bis 1789 hessen-darmstädtisch. Gerberei, Hanfbau und Tabakshandel stehen hier in großer Blüte.

Schiltigheim (6507 Einwohner) kann als Vorstadt Straßburg's betrachtet werden. Es zeichnet sich durch großartige Bierbrauereien aus.

3. Kreis Erstein.

497,81 □Kilometer, 11,596 bewohnte Häuser, 62,732 Einwohner.
Kantone: Benfeld, Erstein, Geispolsheim, Oberehnheim.

Erstein (4127 Einwohner), an der Ill, hatte einst einen königlichen Hof und ein Frauenkloster. 1359 erwarb Johann von Lichtenberg die Stadt von dem Grafen von Oettingen für das Bistum Straßburg.



Oberehnheim.

Oberehnheim (4725 Einwohner), am Fuße des Odilienberges, zeigt schon durch seine Bauart, daß seine Blüte ins Mittelalter und in die darauf folgenden Jahrhunderte

fiel. Hier residierte Herzog Eticho, hier soll die h. Odilia geboren sein. Mehrere hohenstaufische Kaiser hielten in der Burg Hof. Nachdem die Stadt einige Zeit unter der Herrschaft der Bischöfe von Straßburg gestanden war, hielt sie es später mit den Kaisern und trat dem Zehnstädtebund bei. 1679 wurde sie französisch. Merkwürdige Gebäude sind das Stadthaus (1462 erbaut, 1523 umgebaut) und die neuerbaute Peter- und Paulskirche. Die Burg der Hohenstaufen ist nicht mehr vorhanden. — Hier ist Thomas Murner geboren.

Der St. Odilienberg,

früher die Hohenburg genannt, eine der berühmtesten, sagenumranktesten Burgen der Vogesen auf der die hl. Odilia lebte. Es ist urkundlich festgestellt, daß sich hier schon zur Zeit Karls des Großen ein Frauenkloster befand, welches der Jungfrau Maria und dem hl. Petrus geweiht war.

4. Kreis Hagenau.

659,05 □Kilometer, 12,896 bewohnte Häuser, 72,787 Einwohner. Kantone: Bischweiler, Hagenau, Niederbronn.

Bischweiler (6827 Einwohner), an der Moder. Die Kirchenerneuerung wurde 1525 eingeführt; im 17. Jahr-

hundert wanderten viele französische Calviniſten in die Stadt. Sie gehörte lange zu Pfalz-Zweibrücken. Zweimal (1629 und 1635) brannte ſie faſt ganz ab. 1673—1706 war ſie befeſtigt. Hier wurde ein Jahrhundert lang — bis zur franzöſiſchen Revolution — der „Pfeifertag" abgehalten. Sie hat viele Tuchfabriken, welche beſonders zur franzöſiſchen Zeit in Blüte ſtanden, da ſie für das franzöſiſche Heer arbeiteten. Auch iſt der Hopfenbau ſehr bedeutend.

Hagenau (12,688 Einwohner), an der Moder, urſprünglich ein Jagdſchloß Friedrichs von Schwaben, des Vaters Friedrich Barbaroſſa's, entſtand im Anfang des 12. Jahrhunderts. Die Hohenſtaufen verſchafften dem Orte, welcher ſich um das Schloß herum bildete, bald großes Anſehen. Friedrich Barbaroſſa verwandelte das Schloß in eine kaiſerliche Pfalz, in welcher (bis 1208) die Reichskleinodien verwahrt wurden. Hier hatte der Landvogt vom Unterelſaß, der ſeit 1354 auch über den Zehnſtädtebund geſetzt war, ſeinen Sitz. 1634 nahmen die Franzoſen die Stadt ein; ſie behielten ſie im weſtfäliſchen Frieden; 1677 verbrannten ſie die Pfalz.

Bedeutenden Gewinn ziehen die Bewohner aus dem großen „Hagenauer Walde", dem „heiligen Forſte", in welchem die hohenſtaufiſchen Kaiſer ſo gerne gejagt hatten, und aus dem hier blühenden Hopfenbau.

Niederbronn (3161 Einwohner), ſchon den Römern bekannt, hat eine ſalzige Quelle, deren Waſſer — wie die Unterſuchung desſelben durch Straßburger Profeſſoren im Jahre 1592 ergab — „Kraft und Eigenſchaft" beſitzt, „zu erwärmen, zu eröffnen, zu verzehren, zu trücknen, zu reinigen und zu ſtärken". Das ihretwegen errichtete Bad wird viel beſucht. Außer Gerbereien gibt es hier ein großes Eiſenwerk, welches der Familie von Dietrich gehört, von der ein Vorfahre erſter Maire Straßburg's war.

An das noch als Ruine vorhandene Schloß Neu-Winſtein bei Niederbronn knüpft ſich eine Sage, welche Karl Hackenſchmidt in nachfolgender anſprechender Weiſe dichteriſch behandelt hat:

Die Bäckerin von Neu-Winstein. Von Theophil Schuler.

I. Wie glänzt u. glüht das alte Schloß
Vom hellen Morgenschein,
Im grün und weißen Maienkranz
Ein roter Edelstein.

Und oben, wo des Epheu's Arm
Den Fenstersims umflicht,
Wie glänzt u. glüht vom Morgen-
Ein Mädchenangesicht! [schein

Sie sitzt im sonn'gen Erkerraum
Und spinnt mit fleiß'ger Hand
Und schaut mit klarem Aug' hinaus
In's klare Frühlingsland.

Des Hauses Herrin tritt herein.
„Was hast du, Mutter süß?
Was seufzest du am frühen Tag?"
„Ach, Kindchen, denk' dir dies!

Nur noch bis heute Abend reicht
Der Vorrat Brot im Schrank,
Und die mit neuem uns versorgt,
Die treue Magd, liegt krank!"

Das Fräulein lacht sie schelmisch an:
„O große Not und Pein!
Und rechnest du denn gar für nichts
Dein großes Töchterlein?

Was sorgest du? Vermag ich nicht
Zu kneten flink den Teig?
Ich eile zu der Kammer hin
Und wirke Brot für euch!

Es soll dem Vater munden; denn
Ich back's nach seinem Sinn,
Er lobt mir morgen ganz gewiß
Die kleine Bäckerin!"

II. Dort wo der Eisenhammer dröhnt
In enger feuchter Schlucht,
Und sich die Schwarzbach im Gestein
Den Ausgang brausend sucht,

Dort zieht ein junger Reitersmann
Bergan auf schmuckem Tier
Und schaut mit düst'rem Aug hinein
In's düstre Waldrevier.

Ei nun, wer senkt so trüb den Kopf
Zur gold'nen Frühlingszeit?
Im Lebensmai, im Monat Mai,
Wer hegt da Herzeleid?

Herr Waldener, der junge Graf,
Geht einen sauren Gang:
Es sucht sich eine Braut in's Haus!
Das macht das Herz ihm bang.

Vier Wochen sind's, da sprach ihm
Der Mutter treuer Sinn: [zu
„O Sohn! du siehst, mein graues
Neigt sich zum Grabe hin. [Haupt

Laß einer jungen Herrin mich
Des Hauses Hut vertrau'n,
Laß des Geschlechtes Erben noch
Mein brechend Auge schau'n!"

Gehorsam zog der Sohn in's Land,
Rheinwärts, vogesenwärts,
Sah sich der Heimat Töchter an,
Doch keiner schlug sein Herz.

Nun steht er vor dem letzten Ort,
Den Mutterherz empfahl,
Und seufzt: Ach wäre ich schon fort,
s'wird sein wie überall:

Sie sitzen kalt und vornehm da,
Steif in dem steifen Kleid,
Parlieren welsch u. treiben Scherz
Mit meiner Blödigkeit!

Viel lieber bleib' ich, was ich bin,
Als solch ein Dämlein frei'n.
Doch kehr ich ohne Aussicht heim,
Welch Schmerz für Mütterlein!

III. Wie still u. friedlich liegt die Burg
Im Schoß des Maienflor!
Kein Wächter ruft vom hohen Thurm,
Kein Gitter sperrt das Thor.

Im Garten grast ein zahmes Reh,
Am Zwinger rankt der Wein,
Und wo einst Büchsen drohten, winkt
Ein Topf mit Rosmarein!

Der Jüngling reitet in den Hof,
Er bindet an sein Pferd,
Die felsgehaune Stufe hallt,
„Ei, daß mich niemand hört!"

Nun steht er vor dem Eingang, pocht,
Doch offen ist die Thür.
Er tritt hinein u. lauscht u. forscht:
„Ist denn kein Diener hier?"

Da trifft ein ferner Schall sein Ohr.
Horch! 's ist ein lauter Sang!
Er folgt dem glockenhellen Ton
Den dunkeln Gang entlang.

Er kommt an eine Kammerthür,
Er denkt: „Wag ich den Blick?
Wohl! 's wird der Mägde eine sein!"
Er schaut — und staunt zurück.

Vor mehlbestaubter Mulde steht
Geschäftig und allein,
Dem niedern Fenster zugewandt,
Ein Mädchen schlank und fein.

Bald senkt sie in den flüss'gen Stoff
Zwei Arme, schwanengleich,
Bald beugt sie kräftig sich zurück,
Und wuchtig fällt der Teig.

Und wie sie so sich bückt und sich
Erhebt in ems'ger Lust,
Entströmt zum Takt der fleiß'gen
Ein heitres Lied der Brust. [Hand

„Wer mag das Mädchen sein, das
So wohlgemut sich plagt? [hier
Die Haltung zeigt die Herrin an,
Der nied're Dienst die Magd..."

Da plötzlich schaut die Bäckerin
Erschrocken nach der Thür,
Und der ertappte Lauscher tritt
Beschämt, bestürzt herfür.

„Ihr seid es, Junker!“ ruft die Maid
Und lächelt ärgerlich,
„Wie kommt Ihr her und überrascht
Bei solcher Arbeit mich?“

Der Jüngling neigte sich u. spricht:
(Was gab ihm wohl den Mut?)
„Verzeiht, daß ich Euch zugeschaut,
Doch — mir gefiel's so gut!

Ich hab Euch, Fräulein, oft geseh'n
Bei Spiel und Festlichkeit,
Ich sah Euch oft im goldnen Schmuck,
Doch nie so schön als heut.

Schau ich auf Eurer holden Stirn
Des Fleißes Perlen stehn,
Mich dünkt — auch meine Mutter
Mit Wohlgefallen sehn.“ [würd's

Was er noch weiter zu ihr sprach,
Wer hat davon Bericht?
Was sie ihm drauf zur Antwort gab,
Erzählt die Sage nicht.

Doch als zuletzt der junge Held
Heraustrat auf den Gang
Und leichten Fußes, leichten Sinns,
Die Trepp hinauf sich schwang,

War seine Rechte mehlbestaubt,
O köstlicher Gewinn!
O Liebessiegel, aufgedrückt
Von Fräulein Bäckerin!

(Karl Hackenschmidt.)

5. Kreis Molsheim.

740,03 □ Kilometer, 14,348 bewohnte Häuser, 71,559 Einwohner.
Kantone: Molsheim, Rosheim, Saales, Schirmeck, Wasselnheim.

Molsheim (3217 Einwohner), an der Breusch, gehörte bis zur französischen Revolution den Bischöfen von Straßburg. Die 1680 hier errichtete hohe Schule, welche die Jesuiten leiteten, wurde 1701 nach Straßburg verlegt.

Niederhaslach.

Niederhaslach (975 Einwohner), eine Gründung des h. Florentius, der später (um 675) Bischof von Straßburg wurde.

Die Kirche wurde ums Jahr 1300 von einem Sohne Erwin's, des Meisters vom Straßburger Münster, erbaut. Sein Grabmal findet sich noch darin. Zur Zeit des 30jährigen Krieges beschädigten sie die Schweden in erschrecklichem Grade. Sie ist eine dreischiffige Basilika mit einem viereckigen Glockenturme.

Burg **Nideck** (südlich von Wangenburg) ist besonders durch die Sage vom Riesenfräulein bekannt. Dieselbe ist mehrfach dichterisch bearbeitet. Wir wählen die kurze Wiedergabe Friedrich Rückert's:

Die Riesen und die Zwerge. (Bild von J. Klein).

Es ging die Riesentochter, zu haben einen Spaß,
Herab vom hohen Schlosse, wo Vater Riese saß;
Da fand sie in dem Thale die Ochsen und den Pflug,
Dahinter auch den Bauern, der schien ihr klein genug.
Die Riesen und die Zwerge!

Pflug, Ochsen und den Bauern, es war ihr nicht zu groß,
Sie faßt's in ihre Schürze und trug's auf's Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese: „Was hast du, Kind, gemacht?"
Sie sprach: „Ein schönes Spielzeug hab' ich mir hergebracht."
Die Riesen und die Zwerge!

Der Vater sah's und sagte: „Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu es zusammen wieder an seinen Ort geschwind.
Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl."
Die Riesen und die Zwerge!

Rosheim (3602 Einwohner) war ein Glied des Zehnstädtebundes und wurde im 30jährigen Kriege schwer heimgesucht. Berühmt ist die St. Peter- und Paulskirche.

Wasselnheim (4045 Einwohner) an der Mossig, hatte ein festes Schloß, welches die Straßburger 1448 einnahmen und schleiften.

6. Kreis Schlettstadt.

631,50 □ Kilometer, 12,784 bewohnte Häuser, 73,503 Einwohner.
Kantone: Barr, Markolsheim, Schlettstadt, Weiler.

Barr (5857 Einwohner), eine sehr schön gelegene, freundliche Stadt, gehörte lange Zeit zu Straßburg; sie besitzt bedeutende Gerbereien, Woll- und Baumwoll-Spinnereien.

Schlettstadt (8979 Einwohner), an der Ill, war freie Reichsstadt und gehörte zum Zehnstädtebund. Es war bis 1870 eine Festung, die Werke wurden jedoch seither geschleift. Berühmt war es im 15. und 16. Jahrhundert durch seine Gelehrtenschule. Hervorragende Bauwerke sind die beiden Kirchen St. Fides und St. Georg.

Die Hohkönigsburg bei Schlettstadt ist nach dem — ebenfalls in Trümmern liegenden Heidelberger Schlosse — die umfangreichste Ruine im Deutschen Reiche. Im Mittelalter war die hier errichtete Burg Sitz der Landgrafen des Unterelsasses. In den Jahren 1380 bis 1470 gehörte sie den Bischöfen von Straßburg; während dieser Zeit bemächtigten sich ihrer jedoch mehrfach Raubritter, welche die umliegende Gegend unsicher machten. 1462 wurde eine Bande solcher belagert; die Feste wurde eingenommen und zerstört. Der Neubau erfolgte am Ende des 15. Jahrhunderts; die Burg war nun im Besitze der Habsburger. Im 30jährigen Kriege wurde sie von den Schweden belagert, aber von dem Hauptmann Philipp von Liechtenau tapfer verteidigt (1633). Wahrscheinlich wurde sie eingenommen und zerstört; genaue Nachrichten darüber fehlen jedoch. Im Jahre 1865 erwarb die Stadt Schlettstadt die Schloßruine mit dem zugehörigen Wald für 150,000 Franken.

7. Kreis Weißenburg.

601,93 □ Kilometer, 13,327 bewohnte Häuser, 60,365 Einwohner.
Kantone: Lauterburg, Selz, Sulz u. Wald, Weißenburg, Wörth.

Lauterburg (1748 Einwohner), an der Mündung der Lauter in den Rhein, ein alter Ort mit einem ehemals bischöflichen Schloß.

Weißenburg (6185 Einwohner), an der Lauter. Im 7. Jahrhundert wurde hier eine Benediktinerabtei gestiftet; in ihr dichtete Otfried. Weißenburg gehörte dem rheinischen Städtebunde, später dem elsässischen Zehnstädtebunde an und war freie Reichsstadt. In den Drangsalen des 30jährigen Krieges schmolz seine Einwohnerzahl auf 140 herab. 1704 erbauten die Franzosen die sogenannten Weißenburger Linien, die sich von der Stadt bis Lauterburg hinzogen; seit 1873 sind dieselben niedergelegt. Längere Zeit wohnte Stanislaus Leszczynski, der vertriebene König von Polen und nachherige Herzog von Lothringen, mit seiner Tochter, der späteren Gemahlin Ludwigs XV. von Frankreich, in der Stadt. Am 4. August 1870 fand hier ein Treffen statt, in welchem die Preußen und Bayern über die Franzosen siegten.

Weißenburg

(Stiftskirche und Promenade).

Das im 13. Jahrhundert im gotischen Stil erbaute Münster St. Peter und Paul, gewöhnlich Stiftskirche genannt, war ehemals Kirche der Abtei. Sein Grundriß weicht mehrfach von dem anderer Kirchen ab, so in der Anlage des Seitenschiffes und der Nebenkapellen des Chores.

Wörth.

Wörth (1053 Einwohner), an der Sauer, 25 Kilometer südwestlich von Weissenburg. Berühmt durch die Schlacht vom 6. August 1870. In ihr siegten die Preußen, Bayern und Württemberger unter der Anführung des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm über die von Mac-Mahon befehligten Franzosen. Da sie angreifen und stürmen mußten, war ihr Verlust sehr groß (10,642 Mann, der der Franzosen etwa 9000).

Die Friedenskirche in Fröschweiler.

In Folge der Schlacht bei Wörth brannte die Kirche in Fröschweiler (nordwestlich von Wörth) nieder. Mittelst des dafür bezahlten Schadenersatzes, eines Zuschusses der Regierung und vieler freiwilligen Gaben wurde eine neue, die neben abgebildete, im gotischen Stile erbaut. Als Kaiser Wilhelm dieselbe am 27. September 1876 besuchte, sagte er: „Diese Kirche hat als Friedenskirche auf historischem Boden den Beruf, die Wunden des Krieges auch ferner noch zu heilen, und es ist Sache der Geistlichen, ihre Wirksamkeit nicht bloß am ganzen, sondern auch am einzelnen zu bethätigen."

8. Kreis Zabern.

1004,83 □ Kilometer, 16,488 bewohnte Häuser, 87,909 Einwohner. Kantone: Buchsweiler, Drulingen, Lützelstein, Maursmünster, Saarunion, Zabern.

Buchsweiler (3365 Einwohner), an der Moder und am Fuße des muschelreichen Bastberges, gehörte den Bischöfen von Metz, war dann Sitz der Herren von Lichtenberg und von 1480 an der Grafen von Hanau-Lichtenberg. 1736 kam die Stadt an die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, welche sie erst durch die französische Revolution verloren. Sie hat ein Braunkohlenbergwerk.

Lichtenberg (1045 Einwohner), bei Niederbronn, bis 1870 eine kleine Bergfestung, gehörte den Grafen von Lichtenberg und nach deren Aussterben (1480) den Grafen von Hanau, welche sich „von Hanau-Lichtenberg" nannten.

Graufthal.

Das Graufthal, das sich bis gen Lützelstein hinzieht, ist von riesigen Felsmassen begrenzt. Mehrfach finden sich darin Höhlen, welche von armen Leuten notdürftig zu Wohnungen hergerichtet wurden.

Lützelstein (970 Einwohner), bis 1870 eine Festung, war Sitz der Grafen von Lützelstein, kam nach deren Aussterben (1460) an verschiedene Herren, blieb aber bis zur französischen Revolution deutsch.

Maursmünster 2088 (Einw.), zwischen Zabern und Wasselnheim, entstand aus einer Benediktinerabtei, der ältesten des Elsaßes. Den Namen hat es von seinem zweiten Gründer Maurus (724), während es seine Entstehung dem Irländer Leobardus, einem Schüler Columban's, verdankt.

Maursmünster.

Die Kirche ist in verschiedenen Zeiträumen erbaut worden. Die Vorderseite, im frühromanischen Stile, stammt aus dem 10. Jahrhundert, das Schiff, gotisch, aus dem 13., der Chor aus dem 18.

Saarunion (3248 Einwohner), an der Saar, wurde aus dem nassau-weilburgischen Ort Neu-Saarwerden und dem lothringischen Bockenheim gebildet.

Zabern (6605 Einwohner), an der Zorn und am Rhein-Marne-Kanal, liegt am Ausgang der Zaberner Steige, einem schneckenförmig angelegten Wege, welcher auf den Kamm der Vogesen führt. Dort bietet sich eine

prächtige Aussicht. Als Ludwig XIV. von da in die Ebene hinausschaute, rief er: „Welch schöner Garten!“ Und so ist's: Zabern mit seiner Umgebung, namentlich auch den schön bewaldeten Bergen, gehört zu dem schönsten, was Elsaß bietet. Es ist zugleich eine der ältesten und geschichtlich merkwürdigsten deutschen Städte. Im 4. Jahrhundert kam es in die Gewalt der Alamannen, im 10. erhielten es die Bischöfe von Metz, später die von Straßburg, welche lange Zeit hier residierten. Es war früher (bis zum Jahre 1696) befestigt. Hier machten (1444) die Armagnaken einen Einfall; hier wurden bis hin zur Mühle von Lupstein im Jahre 1525 viele tausend Bauern erschlagen, hier zogen die französischen Revolutionsheere vorüber.

Zabern.

Im Hintergrund ist die Burgruine Hoh-Barr sichtbar. Das hervorragendste Gebäude der Stadt, das Schloß, wurde an Stelle eines im Jahre 1779 abgebrannten vom Kardinal Louis von Rohan zu errichten begonnen, aber erst von Napoleon III. vollendet. Seit 1852 diente es als Stiftung für Witwen und Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion. Seit 1871 ist es Kaserne.

Hohbarr.

Der Hohbarr bei Zabern zeigt Trümmer eines Schlosses, das in Folge des westfälischen Friedensschlusses (1648) geschleift wurde. Die gewaltigen Felsenmassen auf dem Gipfel dieses Berges waren ganz dazu geeignet, hier eine Feste zu errichten. Ein Pächtersohn verteidigte sich ein Mal hier oben ganz allein, indem er auf den höchsten Felsen stieg, die Leiter nachzog und Steine herabwarf. Eine Ziege gewährte ihm Nahrung. Aus dem Mittelalter hat sich eine Kapelle erhalten. Außer einem Gartenhaus ist noch eine Wirtschaft oben vorhanden.

Zwischen Mauersmünster und Zabern liegen die Schlösser Groß- und Klein Geroldseck.

An dieselben knüpft sich folgende Sage:

Im Wasgau liegt ein altes Schloß,
Ist Geroldseck genannt,
Man hört manch wunderbare Mähr'
Davon im deutschen Land.

Durch Zaubersmacht hierher gebannt
Viel alte Helden sind:
Siegfried, der hörnene, Herfest,
Hermann und Wittekind.

Und nächtlich, wenn in tiefem Schlaf
Still ruhen Wald und Thal,
Sieht man die Heldengeister wohl
Im bleichen Mondenstrahl.

Die alten Riesenbilder stehn
Am schroffen Felsenrand
Und schauen ernst und schweigend lang'
Hernieder auf das Land.

Doch wenn erbleicht des Mondes Schein,
Wenn kühler weht die Luft,
Versinken vor des Tages Nah'n
Die Geister in die Gruft.

Und in dem Volk von Mund zu Mund
Die dunkle Sage geht,
Daß einst in ihrer alten Kraft
Die Heldenschar ersteht.

Wenn seinem Untergange nah'
In höchster Not das Land,
Dann stehn sie auf und schützen dich,
Du deutsches Vaterland! —

(Ferrand).

II. Bezirk Ober-Elsaß.

3512,31 □ Kilometer, 67,653 bewohnte Häuser, 461,942 Einwohner.
Kreise: Altkirch, Colmar, Gebweiler, Mülhausen, Rappoltsweiler, Thann.

1. Kreis Altkirch.

653,62 □ Kilometer, 10,543 bewohnte Häuser, 53,480 Einwohner.
Kantone: Altkirch, Dammerkirch, Hirsingen, Pfirt.

Altkirch (3100 Einwohner) mit einer hochgelegenen Kirche im romanischen Stile.

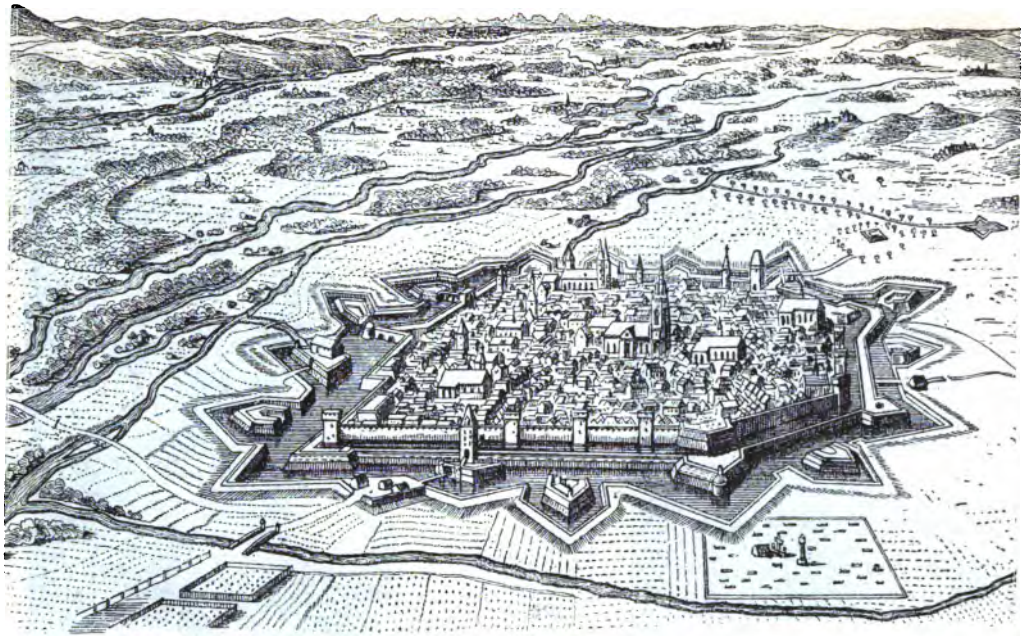
Pfirt (520 Einwohner) mit der Burg Hohenpfirt, auf der im Mittelalter das berühmte Geschlecht der Grafen von Pfirt wohnte. Nicht weit davon Winkel (573 Einw.), in dessen Nähe die Ill entspringt.

2. Kreis Colmar.

663,85 □ Kilometer, 11,736 bewohnte Häuser, 82,106 Einwohner.
Kantone: Andolsheim, Colmar, Münster, Neubreisach, Winzenheim.

Colmar (26,106 Einwohner), an der Lauch, war freie Reichsstadt und gehörte zu dem Zehnstädtebund, wurde 1673 von den Franzosen eingenommen und 1678 an dieselben abgetreten. Es ist Sitz zahlreicher Behörden (so z. B. des Bezirkspräsidiums des Oberelsasses, des Appellationsgerichtes für Elsaß-Lothringen) und eine bedeutende Fabrik- und Handelsstadt. Hier lebte der Maler Schongauer und der Dichter Pfeffel und ist der General Rapp geboren. Im Kloster „Unterlinden" befinden sich wertvolle Sammlungen von Büchern und Kunstwerken (z. B. der „Isenheimer Altar").

Münster (5136 Einwohner), an der Fecht, in dem St. Gregorienthale, wurde von Mönchen, Sendboten des h. Gregorius, gegründet. Zu der Stadt gehörten im Thale noch 9 Orte, welche mit ihr die „freie Reichsstadt Münster" bildeten. Alle 10 zusammen waren sodann wieder ein



Colmar. Nach Matth. Merian's „Vollkömlicher Beſchreibung und eygentlicher Abbildung der vornehmbſten Städt und Oerther im Obern und Untern Elſaß." Frankfurt am Main 1663. „Es ligt dieſe Reichsſtadt auff einem gantzen eben, ſchönen und fruchtbaren, von vier Waſſern, der Lauch, Dur, Fecht und der Ill, befeuchten Boden, faſt mitten im Elſaß. Iſt mit Wällen fein beveſtiget, auch innwendig ſo wol mit dem Raht- und Kauffhauß, als andern ſchönen Häuſern gezieret; darunder etliche Klöſter und Kirchen ſeyn." (Worte Merians).

Münster.

Glied des Zehnstädtebundes. In der Stadt herrscht rege Gewerbthätigkeit; sie besitzt namentlich eine großartige Spinnerei und Weberei. — Im oberen Münsterthale, das mit seinen Matten und Melkereien an die Alpen erinnert, wird der berühmte „Münsterkäse" bereitet. In Münster lebte einige Zeit Calmet, der Geschichtschreiber Lothringens.

Schlucht.

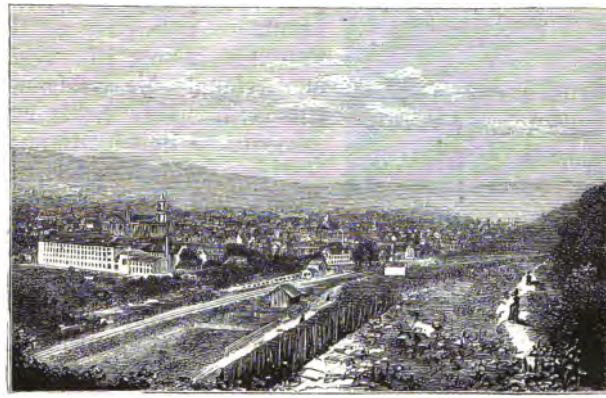
Eine schöne Kunststraße verbindet die Städte Münster und Gérardmer. Sie mußte zum Teil in Granitfelsen gelegt, beziehungsweise gesprengt werden. Ihren berühmtesten Punkt bildet die Schlucht. Etwa eine Stunde südlich von derselben, auf dem Hoheneck, genießt man eine der schönsten Aussichten im Elsaß.

Neu-Breisach (2223 Einwohner), am Rhein-Rhone-Kanal und 3 Kilometer vom Rhein entfernt, wurde unter Ludwig XIV. in Form eines Achtecks als Festung erbaut.

3. Kreis Gebweiler.

583,03 □ Kilometer, 10,023 bewohnte Häuser, 65,010 Einwohner. Kantone: Ensisheim, Gebweiler, Rufach, Sulz.

Ensisheim (3206 Einwohner), an der Ill, war Sitz der österreichischen Regierung für das Ober-Elsaß und den Breisgau. Am 7. November 1492 fiel hier ein Meteorstein herab, der noch — auf dem Rathause — aufbewahrt wird. Ein berühmter Sohn der Stadt ist der Dichter Jakob Balde.



Gebweiler.

Im Hintergrund ist der Sulzer- oder Gebweiler Belchen, die höchste Spitze der Vogesen, sichtbar; in der Mitte die im Jahre 1312 begonnene gotische Dominikanerkirche, jetzt eine Getreidehalle, rechts die romanische Pfarrkirche St. Leodegar aus dem 12. Jahrhundert.

Gebweiler (12,452 Einwohner), an der Lauch, eine sehr gewerbfleißige Stadt, verdankt ihre Entstehung der Abtei Murbach, unter deren Botmäßigkeit sie lange stand. Die Bürger vermochten sich jedoch nach und nach unter vielen Streitigkeiten unabhängig zu machen. Am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts wurde sie eine Stätte regen Gewerbefleißes. Die Fabrikanten trafen zum Wohle ihrer Arbeiter ähnliche Veranstaltungen (Bau von Arbeiterwohnungen u. s. w.) wie die Mülhäuser. — Auch der Weinbau (an den Bergabhängen) ist bedeutend.

Die Klosterkirche Murbach. Nur das Querschiff, der Chor und die Türme dieser im romanischen Stil erbauten Kirche sind noch erhalten.

In einem Seitenthal der Lauch — nicht weit von Gebweiler — stiftete der h. Pirminius († 753) mit seinen Gefährten ein Benediktinerkloster, aus welchem die Abtei Murbach entstand. Dieselbe erhielt viele Gebiete geschenkt — z. B. auch die Stadt Luzern — wurde sehr begütert und erlangte die Reichsunmittelbarkeit. Ihre Aebte waren Fürsten und hatten Stimme im deutschen Reichstag. Diese hohe Macht- und Ehrenstellung war von nicht geringer verweltlichender Wirkung, die sich z. B. in großem Hochmut der Aebte gezeigt haben soll. Im Jahre 1764 hob Papst Clemens XIII. die Abtei auf, worauf die Stiftsherren nach Gebweiler zogen.

Rufach (3691 Einwohner), am Rothbach, gehörte zum oberen Mundat und war von König Dagobert dem Bistum Straßburg geschenkt worden.

4. Kreis Mülhausen.

629,02 □ Kilometer, 16,716 bewohnte Häuser, 137,319 Einwohner. Kantone: Habsheim, Hüningen, Landser, Mülhausen-Nord und Mülhausen-Süd.

Dornach (4511 Einwohner) ist als Vorstadt Mülhausens zu betrachten. In ihr befindet sich — außer zahlreichen Fabriken — die weitberühmte photographische Anstalt von Adolf Braun.

Hüningen (1764 Einwohner).

Hüningen ist ein berühmter Ort,
Hatt' ehmals Gräben, Wäll' und Mauern
Die festen Werk' sind alle fort,
Sie hätten können länger dauern.

(August Lamey.)

Die Stadt wurde 1680 befestigt, 1815 von Erzherzog Johann von Oesterreich eingenommen, worauf die Schleifung der Festungswerke erfolgte. In der Nähe die 1852 errichtete Fischzuchtanstalt.

Die kaiserliche Fischzuchtanstalt bei Hüningen: Dieselbe wurde im Jahre 1852 in der Absicht gegründet, von hier aus ganz Frankreich reichlich mit Millionen junger Edelfische zu versehen; der dicht bei der Anstalt gelegene Rhein-Rhone-Kanal sollte den Versand ermöglichen helfen. Da sich dies als nicht wohl durchführbar erwies, versuchte man, ein Verfahren ausfindig zu machen, nach welchem angebrütete Edelfischeier verschickt werden könnten. Erst, als dies gelang, erhielt die Anstalt ihre große Bedeutung.

Jetzt sind Tausende von kleineren und größeren Privatanstalten in Europa und wohl auch in Amerika nach dem Muster und auf die von hier aus gegebene Anregung hin errichtet worden.

Die Anstalt beschäftigt sich zwar vorzugsweise mit der Zucht der edelsten Fische, der Salmonideen, von denen sie im Jahre etwa 6—8 Millionen Eier erhält und versendet, doch finden volkswirtschaftlich wichtige, weniger edle Arten ebenfalls ihre Berücksichtigung.

Unter der deutschen Verwaltung sind die Anlagen sehr erweitert worden, so daß die Anstalt jetzt in der Lage ist, sämtliche Süßwasserfische Mitteleuropa's zu liefern. Außer europäischen Fischen züchtet sie auch noch einige amerikanische.

Mülhausen (63,629 Einwohner), an der Ill und am Rhein-Rhone-Kanal.

Adolf Stöber ſagt in einer Beſchreibung der Ill:

Mit ſtarkem Schritt, durch Feld un Matt,
Geht's jetz Müelhuſe zue, der Stadt.
Do zierſch di wie e Mamſell waier!
Im grüene Rock mit Huet un Schleier:
De gehſch wohl drinne-n-in d'Penſion
Un lehrſch franzeeſch un fine Ton.

Iſch diß e richi Stadt, Müelhuſe,
Wo Fabrikant un Kaufmann huſe,
Zwei neui Kirche, groß un ſchön,
Un Hiſer wie Paläſt do ſtehn.
Un was e Menſcheſpiel — gewiß
Wie in de Gaſſe von Paris!

Und Daniel Arnold ſchildert die Stadt mit den Worten:

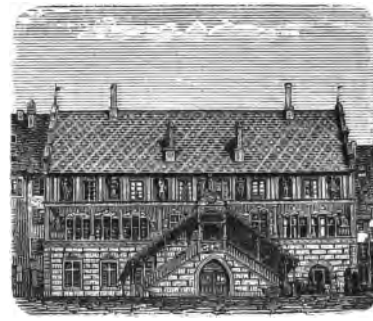
Diß iſch ä bravi Stadt. Do heert meer d'Räder ſuſe
Un d'Webſtüel ſchnurre rächt, dert ſchafft, was Händ norr het,
Drum hän die Lyt oi ebs.

Mülhauſen.

Ihren großen Reichtum verdankt die Stadt beſonders ihren drei Bürgern Samuel Köchlin, Johann Jakob Schmaltzer und Johann Heinrich Dollfuß, welche im Jahre 1746 die Fabrikation der gedruckten Baumwollenzeuge ein-

führten. Um die Herstellung derselben stets auf der Höhe des jeweiligen Wissens und Könnens zu halten, haben die Fabrikanten 1825 die „industrielle Gesellschaft" gestiftet. Um den zahlreichen Arbeitern gute, gesunde und billige Wohnungen zu verschaffen, gründeten mehrere Arbeitgeber die Arbeiterstadt, welche zur Zeit etwa 1000 Häuser zählt. Mit einer Anzahlung von ungefähr 300 Mark und monatlichen Abzahlungen, die kaum höher sind als die Mieten für gleich gute Wohnungen, können sich Arbeiter in einem Zeitraum von etwa 15 Jahren in den schuldenfreien Besitz solcher Häuser setzen, eine Anleitung zur Ersparnis und Anlage des ersparten, wie sie günstiger kaum gedacht werden kann. Durch Erbauung dieser Stadt und das Inslebenrufen weiterer wohlthätiger Anstalten (Speisehaus, Lesezimmer, Badehaus, Versorgungshaus für Invaliden) für die Arbeiter haben sich die Mülhauser Arbeitgeber Verdienste erworben, die mit Bewunderung und Freude überall anerkannt werden, wo die Nächstenliebe kein leeres Wort ist.

Das merkwürdigste Gebäude Mülhausens ist das Rathaus.



Das Rathaus in Mülhausen.

Dasselbe wurde im Jahre 1552 an Stelle des im Jahre 1431 erbauten und 1551 abgebrannten errichtet und zwar in derselben Bauart wie jenes. Kommt man die Stiege hinauf, so liest man über der Eingangsthüre die Worte:

„Hier außen lege ab
Haß, Freundschaft, Furcht und Gab.
Gar oft sind Haß und Hohn
Des frommen Richters Lohn."

Arbeiterhaus in Mülhausen (für 4 Familien eingerichtet).

Vier Häuser sind unter Einem Dache vereinigt; jedes hat einen Garten und steht von 2 Seiten dem Licht und der Luft offen. Es gibt jedoch auch billigere Häuser — für nur etwa 1500 M. Herstellungskosten — in der „Arbeiterstadt", die dann eben einfacher ausgeführt sind.

Ottmarsheim (860 Einwohner), mit einer achteckigen Kirche aus dem 11. Jahrhundert, einer Nachahmung der Palastkapelle Karl's des Großen in Aachen.

Rixheim (3075 Einwohner).

St. Ludwig (2066 Einw.), Grenzort gegen die Schweiz.

5. Kreis Rappoltsweiler.

459,16 □ Kilometer, 9,695 bewohnte Häuser, 62,996 Einwohner.
Kantone: Kayfersberg, Markirch, Rappoltsweiler, Schnierlach.

Kayfersberg (2590 Einwohner), ehemals freie Reichsstadt, gehörte zum Zehnstädtebund. In ihr wurde der berühmte Straßburger Prediger Johann Geiler erzogen und der Reformator Matthias Zell geboren.

Markirch (11,524 Einwohner), im Leberthal, war im späteren Mittelalter in zwei Teile geteilt: der nördliche, am linken Leber-Ufer, gehörte den Herzögen von Lothringen und hatte französisch sprechende Einwohner, welche beim Aufkommen der Reformation katholisch blieben; der südliche, am rechten Ufer, den Herren von Rappoltstein,

Der Büßer von Kayſersberg.

Von Theophil Schuler. Nach einem Holzſchnitt im „Magasin pittoresque."

Auf einem Berg unweit Kayſersberg wohnte in einer elenden Hütte ein Mann, der — offenbar um ein Verbrechen abzubüßen — mit eiſernen Bändern und dicken Nägeln beſetzte Holzſchuhe im Gewicht von 11 Kilogramm anhatte und ein ſchweres hölzernes Kreuz mit ſich umherſchleppte. Da er mit niemanden ein Wort redete, kannte man weder ſeinen Namen, noch ſein Vaterland. Eines Tags (im Jahre 1769) fand man ihn im Walde tot unter ſeinem Kreuze. Die Holzſchuhe werden noch aufbewahrt.

letzterer mit deutsch sprechenden Bewohnern, welche die Reformation annahmen. Dieser Unterschied hielt sich bis zur französischen Revolution und ist heute noch nicht ganz verwischt. In der Nähe der Stadt wurde früher der Bergbau lebhaft betrieben, jetzt dagegen blüht hier Seiden-, Woll- und Baumwollweberei, Färberei und Bleicherei.

Rappoltsweiler (6013 Einwohner) gehörte den Herren von Rappoltstein, welche in dem etwas oberhalb liegenden Bergschloß residierten. Ihr Geschlecht erlosch im Jahre 1673.

Ihnen waren auch die „Pfeifer" zugewiesen. Diese „fahrenden Leute" kamen jedes Jahr ein Mal — am 8. September — in Rappoltsweiler zusammen, um ihre Angelegenheiten zu regeln und ihre Abgaben zu bezahlen. Ihr „König" wurde von den Herren von Rappoltstein ernannt.

Nach dem Aussterben der Rappoltsteiner kam die Herrschaft an die Pfalzgrafen bei Rhein und von Birkenfeld und in Folge der französischen Revolution an Frankreich.

Der Vater Ludwig's I., Königs von Bayern, des großen Kunstfreundes, lebte als Herr von Rappoltstein in Straßburg und war da Oberst des Régiment d'Alsace. Bei der Geburt seines Sohnes ließen sich die Grenadiere ihre Schnurrbärte abnehmen und machten ein Kissen daraus, damit der junge Ludwig darauf zur Taufe getragen werde.

In Rappoltsweiler ist der Gottesgelehrte Philipp Jakob Spener geboren.

6. Kreis Thann.

523,62 □ Kilometer, 8,940 bewohnte Häuser, 61,031 Einwohner.
Kantone: Masmünster, Sennheim, St. Amarin, Thann.

Masmünster (3299 Einwohner), an der Doller, soll seinen Ursprung Maso, einem Enkel Eticho's, verdanken, der zum Andenken an sein ertrunkenes Kind hier ein Münster erbaut habe.

Herr Maso schaut vom Ringelstein
Spät abends in das Thal hinein.
Noch ist sein Söhnlein nicht zu Haus,
Und die Wolken sind so trüb und kraus.

Bald kehrt zurück ein Diener treu:
„Herr Graf, Herr Graf, steh Gott Euch bei:

Dort an der Ill zerriss'nem Strand
Ich tot Euer liebstes Söhnlein fand."
Das Kindlein ward in der Morgenstund
Versenket in den kühlen Grund.
Der Graf ließ drüber ein Münster bau'n,
Gar stolz und herrlich anzuschau'n.
Das schwang aus düsterm Föhrenkranz
Die Zinnen auf mit hellem Glanz,
Sah weit hinein in's Alsaland,
Und Maso's Münster ward's genannt. (Fr. Otte.)

St. Amarin (2149 Einwohner). Dahinter Wesserling mit großen Baumwollspinnereien und Druckereien.

Sennheim (4396 Einwohner); in der Nähe das Ochsenfeld, vielleicht die Stätte, wo Cäsar den Ariovist schlug; auch verlegen einige hierher das Lügenfeld, wo Ludwig der Fromme von seinen Söhnen verraten wurde.

Thann (7535 Einwohner) an der Thur, „liegt noch im Sundgau, die Vorstadt Kaltenbach aber allbereit im oberen Elsaß, weil besagter Fluß das Sundgau und Elsaß da scheiden".

Ueber Thann und dessen Münster geht folgende Sage, welche wir einer Dichtung Adolf Stöber's nacherzählen: Der h. Bischof Theobald († 1161) gab seinem Knechte Maternus vor seinem Tode einen goldenen Ring. Als dieser ihn von dem Finger des entschlafenen Herrn nehmen will, bricht der Finger: beide, Ring und Finger, lassen sich nicht trennen. Maternus wandert nach der Heimat

Und trägt den Finger heilig
In seines Stabes Knauf.

Als er ins Elsaß kam,

Lehn't er an einen Tannenbaum
Den Pilgerstab und legte
Sich hin zu kurzem Traum.
Nach seinem Stab geschwinde
Nun springt er wieder auf;
Doch an der Tannenrinde
Hält fest der heil'ge Knauf,
Verwachsen ist er ganz und gar,
Und aus dem Wipfel steigen
Zwei blaue Flammen klar.

Da kommt aus dem Schlosse oben der Graf von Engelburg, welcher die Flammen hatte leuchten sehen. Maternus erzählt ihm, daß er vor langer Zeit mit seinem Herrn, dem Ritter Theobald, von hier ausgezogen sei, daß dieser aber erst Ruhe gefunden habe „im geistlichen Gewand" und daß er zuletzt Bischof geworden sei. Der Graf erkennt in demselben den Bräutigam seiner Schwester Adelheid, welche vor Jahren der Blitz traf.

Der Stab wird ausgehauen,
Es drängt den Grafen gar,
Das Ringlein zu erschauen:
„Der Brautring ist's fürwahr!
Das Wunder plötzlich deutet sich:
Das ist dieselbe Tanne,
Wo einst die Maid erblich!
Drum hielt an diesem Stamme
So fest des Stabes Knauf
Es schlug die Zwillingsflamme
Aus diesem Ringlein auf!"

Er gelobt, daß an der Stelle des Baumes künftig ein Münster stehen solle.

Der dritte Morgen dämmert,
Schon hallt's im Waldesgau,
Der muntre Steinmetz hämmert,
Und bald ersteht der Bau;
Gen Himmel sproßt er kühn u. schwank
Mit tausend luft'gen Aesten,
Wie eine Tanne schlank.
Und ringsum unverzüglich
Erhebt sich Haus an Haus,
Zum Thale schaut vergnüglich
Das Städtlein Thann heraus;
Sankt Theobaldus schirmt es mild,
Und eine Tanne führt es
In seinem Wappenschild.

Das Münster in Thann.

Die Thanner feiern die Erinnerung an jene Sage noch heute; früher zündeten sie sogar auf dem Münsterplatze drei große Tannen an und suchten herabfallende Holzsplitter, welchen Wunderkraft zugeschrieben wurde, zu erhaschen. In Folge eines Brotkrawalls im Jahre 1847 wurde dieses Fest jedoch abbestellt.

Das Münster in Thann, 1430 bis 1516 im gotischen Baustil aufgeführt. Besonders beachtenswert ist der schlanke Turm.

Seit dem Beginn des 12. Jahrhunderts wohnte hier das Geschlecht der Habsburger und begann von hier aus seine Ruhmeslaufbahn bis auf den deutschen Kaiserthron. — Der Hexenwahn fand in Thann eine Hauptstätte. „Innerhalb 48 Jahren (von 1572—1620) wurden nur allein hier, teils von hier, teils von der Herrschaft bei 152 Hexen (darunter nur etwa 8 Mannspersonen gewesen) eingezogen, hingerichtet und verbrannt."

Berühmt ist der Thanner Rangenwein. Die „kleine Thanner Chronik" sagt von ihm: „Er will seltener, höf-

licher, beſcheidener und behutſamer als andere Wein — und darf ich es ſagen? — mäßig und daheim getrunken werden."

In einem „Bedenken von der Wichtigkeit des Elſaſſes, daß ſolches an Frankreich nicht überlaſſen werd[2]," welches die kaiſerlichen Geſandten im Jahre 1646 zu Münſter übergaben, heißt es:

„Die Landſchaft Elſaß wird kürzlich alſo für Augen geſtellet. Seine Länge iſt von Baſel bis gegen Landau 27 Meilen, die Breite von 5 bis in 6 oder an wenigen Orten 7 Meilen. In dieſem Bezirk werden gezählt 73 Städte, groß und klein, gleichwohl alle mit Mauern umgeben und das Stadtrecht habend. Ueber ſolche werden gezählet 1072 Dörfer, teils mit adeligen Sitzen und Schlöſſern, ohne die einzigen Berghäuſer. Unterſchiedliche Hauptfeſtungen und feſte Plätze, zwei ſchiffreiche Waſſer, als der Rhein und Ill. Von dieſes Landes Glückſeligkeit, wegen geſunder Luft und guter Temperatur, Jagdbarkeiten, Eichwälder, Mineralien, warmen Bäder und Sauerbrunnen, zuvörderſt aber heiligen Orten, item an Ueberfluß und Fruchtbarkeit aller Sachen iſt unnötig, Spezial-[1])Meldung zu thun, weil bekannt iſt, daß keine Provinz (in ſolcher Größe zu verſtehen) in Deutſchland dieſer gleich, noch eine andere in Europa ſolche übertreffen mag. Und was an fremden Gewächſen, Seidenwürmern und andern nutzbarlichen Mitteln (ſo per industriam[2]) eingeführt worden) in dieſem Land nicht in Uebung iſt, das kommt nicht aus Mangel des Landes Qualität, ſondern der Leute willen, welche in abundantia rerum[3]) erzogen und weiter nichts begehret haben, ſondern mit den alten Hunnis[4]) in dem edelſten Ungarland davor gehalten, quod ultra Alsatiam non sit vita, aut si, tamen non est ita.[5]) Dahero iſt dieſes Land ſolcher Geſtalt erbauet und bewohnet, daß man es ohne beiläuftige[6])Demonſtration[7]) nicht wohl glauben kann.

Ob nun die Kron Frankreich mit ihren Waffen, ſo ſie mit dem Feind des Reichs auf dem deutſchen Boden conjugiret[8]) und ſo viel Jahre erhalten, ein ſolches Land vom Römiſchen Reich zu einer Satisfaction[9]) oder Recompens[10]) verdienet habe — das wird an ſeinen Ort geſtellet und dem Richter übergeben, in cujus manu sunt omnes fines terrae."[11]).

Von Landau bis Hininge
Gibts allerlei ze ſehn;
Mer kinnt e Liedel ſinge,
Dis nie zuem End dät gehn.
(Ehrenfried Stöber.)

[1]) beſondere. [2]) durch den Gewerbfleiß. [3]) im Ueberfluß an Dingen. [4]) den Hunnen. [5]) daß es außerhalb des Elſaſſes kein Leben gibt, oder wenn, daß es doch nicht ebenſo iſt. Vita (Leben) und ita (ebenſo) bilden im Lateiniſchen ein Wortſpiel. [6]) beſonders hinzugefügte. [7]) Erklärung. [8]) verbunden. [9]) Befriedigung. [10]) Entſchädigung. [11]) in deſſen Hand alle Grenzen der Erde ſich befinden.

III. Bezirk Lothringen.

6,221,43 □Kilometer, 91,740 bewohnte Häuser, 492,713 Einwohner. Kreise: Metz-Stadt, Metz-Land, Bolchen, Chateau-Salins, Diedenhofen, Forbach, Saarburg, Saargemünd.

1. Stadtkreis Metz.

6,49 □Kilometer, 3,056 bewohnte Häuser, 53,131 Einwohner.

Metz (53,131 Einwohner), am Einfluß der Seille in die Mosel, Hauptstadt Deutsch-Lothringens, Sitz zahlreicher Behörden (unter andern des Bezirkspräsidiums von Lothringen), ist eine der stärksten Festungen der Welt; sie hat 10 größere und 2 kleinere Forts und 10 Thore.

Ansicht von Metz.

Die Stadt ist ziemlich unregelmäßig gebaut und enthält viele enge und krumme Gassen, andere Straßen dagegen zeichnen sich durch hübsche Gebäude aus. Das berühmteste ist die Kathedrale.

Eine schöne Anlage ist die 1816 vollendete Esplanade um ihrer schattigen Wege und ihres Blumen- und Baumschmucks willen von Spaziergängern mit Vorliebe aufgesucht.

Blick von der Esplanade in das Moselthal (und auf den Mont St. Quentin).

Wenn auch die üblichen Gewerbe in Metz betrieben werden, wurde doch keines in besonders hohem Grade ausgebildet, die Stadt ist eben wesentlich ein Waffenplatz und eine Garnisonsstadt.

Niedere und höhere Schulen, Sammlungen für Kunst und Wissenschaft sind viele vorhanden.

Schon die Römer hatten hier eine Militärstation.

Frühe wurde die Stadt Sitz eines Bischofs, 870 freie deutsche Reichsstadt; 1356 gab in ihr Karl IV. die Goldene Bulle. 1552 kam sie an Frankreich, an welches sie erst 1648 rechtlich abgetreten wurde. Kein Heer hat sie je einzunehmen vermocht, weder Karl V., der sie kurz nach ihrer Besetzung durch die Franzosen belagerte, noch die Deutschen im Jahre 1870, welch letztere freilich ihre Verteidiger zur Kapitulation zwangen. Im August, September

und Oktober dieſes Jahres wurden vor ihren Mauern Schlachten geſchlagen (bei Colombey-Nouilly am 14. Auguſt, Vionville-Mars-la-Tour am 16. Auguſt, bei Gravelotte-St. Privat am 18. Auguſt, bei Noiſſeville am 31. Auguſt und 1. September), wie die Weltgeſchichte nur wenige kennt. Zahlreiche Gräber bezeugen das blutige Ringen der Hunderttauſende.

Die Kathedrale.

Die Kathedrale wurde der Hauptſache nach im 13. und 14. Jahrh. erbaut (einzelne Teile, wie der Chor und das Portal, erſt ſpäter). Beachtenswert ſind die vielen Strebepfeiler und die ſchönen Glasfenſter. Die Seitenſchiffe treten gegen den inneren Hauptbau ſehr zurück, laſſen letzteren dadurch um ſo großartiger erſcheinen — Berühmt iſt die 13,000 Kilogramm ſchwere Glocke „La Mutte“.

Blick auf die St. Vincenzkirche, die evangeliſche (Garniſons-) Kirche und die Kathedrale.
Im Vordergrund: Die Moſel und die Totenbrücke.

Die evangelische Kirche wurde in den Jahren 1875—81 unter Leitung Kettig's für 1,300,000 Mk. erbaut. Sie bietet für ungefähr 2,500 Personen Raum. Sie hat 3 Glocken: auf der großen (4070 Kilogramm schweren) lauten die Inschriften:
auf der Vorderseite: Ehre sei Gott in der Höhe,
auf der Rückseite: Gott war mit uns;
auf der mittleren (1573 Kilogramm):
auf der Vorderseite: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken,
auf der Rückseite:

Zur Ehre Gottes rufe ich,
Geschaffen durch dich,
Deutsches Reich.

Deutsche Gräber schaue ich,
Deutscher Mann, höre mich,
Schütze mich, Reich!

auf der kleinen (822 Kilogramm):
O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!
auf der Rückseite:
Streitbar sonst sucht' ich vom Walle Dieselbe Gemeinde zu schrecken,
Die ich mit friedlichem Schalle Jetzt sammle, die Herzen zu wecken.

Unter den Denkmälern erwähnen wir das dem Marschall Michel Ney, Fürsten von der Moskwa (geb. den 10. Januar 1769 in Saarlouis, am 7. Dez. 1815 als Hochverräter in Paris erschossen), dem bekannten Kampfgefährten Napoleon's I., hier errichtete.

In Metz ist auch der berühmte Naturforscher und Luftschifffahrer Pilâtre de Rozier geboren (am 30. März 1756; er fand bei einer Luftschifffahrt am 14. Juni 1785 seinen Tod).

2. Landkreis Metz.

1,076,03 □ Kilometer, 15,909 bewohnte Häuser, 77,547 Einwohner.
Kantone: Gorze, Metz, Pange, Verny, Vigy.

Ars an der Mosel (5989 Einwohner) besitzt sehr bedeutende Hüttenwerke; in der Nähe sind noch Reste — 17 Bogen auf dem rechten Ufer im Dorfe Jouy, 9 Bogen am linken oberhalb Ars — einer römischen Wasserleitung vorhanden.

Gorze (1416 Einwohner) war eine berühmte Abtei, welche Bischof Chrodegang von Metz gestiftet hatte und die während des Mittelalters großen Besitz erlangte.

3. Kreis Bolchen.

715,14 □ Kilometer, 10,416 bewohnte Häuser, 46,006 Einwohner.
Kantone: Bolchen, Busendorf, Falkenberg.

Bolchen (2668 Einwohner) ist Geburtsort des Geschichtschreibers Karl Franz Dominikus von Villers (geb. den 4. Nov. 1765, † 1815 in Leipzig).

Busendorf (1665 Einwohner) mit einer schönen gotischen Kirche. Früher bestand hier eine berühmte Abtei.

4. Kreis Chateau-Salins.

974,97 □ Kilometer, 11,691 bewohnte Häuser, 50,425 Einwohner.
Kantone: Albesdorf, Chateau-Salins, Delme, Dieuze, Vic.

Chateau-Salins (2174 Einwohner), an der Seille, hatte einst eine berühmte Saline, an deren Stelle sich nun eine Glashütte befindet.

Am 9. August 1842 stiftete Dufays, Unterpräfekt des Arrondissements Chateau-Salins, ein Kapital im Nennwert von 15,000 Fr. (zu 3% verzinslich, also 450 Fr. Rente jährlich tragend). Er bestimmte, daß dasselbe auf Zinsen und Zinseszinsen gelegt werde (mit Ausnahme gewisser, für besondere Zuwendungen abzuzweigender Summen), bis es im Jahre 2117 auf 9 Millionen Franken Kapital und 270,000 Fr. jährlicher Rente angewachsen sei. Ist dieser Zeitpunkt erreicht, so sollen allerlei milde Zwecke mit dem Gelde gefördert werden. In dem Testamente heißt es: „Begüterter, hätte der Stifter das gute weniger langsam gethan, aber in seiner bescheidenen Stellung hat er die Zukunft zu Hilfe nehmen und sich durch die Zeit unterstützen lassen müssen." Eine Schrift, worin der jährliche Zuwachs, die Verwendung u. s. w. genau angegeben ist, wurde 1879 in Straßburg gedruckt.

Dienze (2895 Einwohner) mit einem großen Salzwerk. Hier ist der Theologe Wolfgang Muskulus am 8. Sept. 1497 geboren.

Marsal (689 Einwohner), an der Seille, war bis 1870 Festung.

Vic (2065 Einwohner) an der Seille, mit einer Saline; Weinbau.

5. Kreis Diedenhofen.

496,65 □ Kilometer, 15,415 bewohnte Häuser, 75,974 Einwohner.
Kantone: Diedenhofen, Fentsch, Kattenhofen, Metzerwiese, Sierck.

Diedenhofen (7155 Einwohner), an der Mosel, eine wichtige Festung.

Groß-Moyeuvre (3723 Einwohner), an der Orne, mit Eisenwerken, welche seit 1797 der Familie Wendel gehören.

Hayingen (4990 Einwohner), mit sehr umfangreichen Eisenwerken.

Rodemachern (820 Einwohner) gehörte bis zur französischen Revolution zu Baden.

Sierck (1253 Einwohner), ein Lieblingsaufenthalt lothringischer Herzöge.

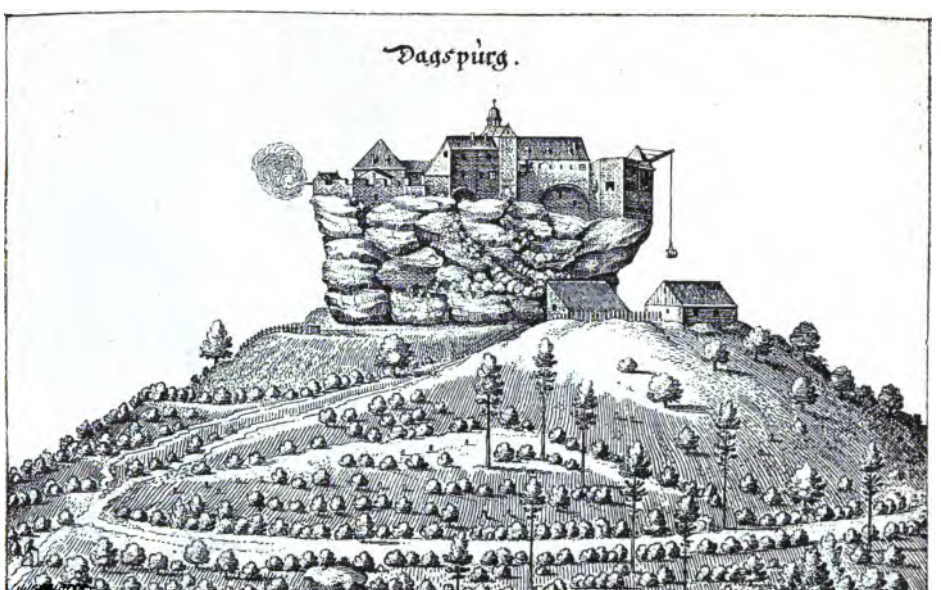
6. Kreis Forbach.

699,25 □ Kilometer, 12,245 bewohnte Häuser, 64,413 Einwohner.
Kantone: Forbach, Großtänchen, Saaralben, St. Avold.

Forbach (7114 Einwohner), eine gewerbreiche Stadt; 3 Kilometer entfernt Stieringen-Wendel mit großen Eisenwerken.

Oberhomburg (1851 Einwohner), mit Eisenwerken, war früher befestigt.

Püttlingen (2202 Einwohner) mit bedeutender Fabrik-



Dagsburg, welches etwa 4 Stunden südwestlich von Zabern, aber bereits auf lothring. Gebiete liegt, wird von Merian beschrieben, als „ein hohes Schloß im untern Elsaß, so in einem Felsen gehauen, darauf etliche Grafen von Leiningen-Dagsperg wohnen, die solchen Titel nun lange Zeit geführet u. solchen, auf Absterben der uralten Grafen von Dagsperg, so auf den ältesten Turnierengewesen, durch Heirat oder Contrakt bekommen haben werden." Nach der Merianschen Abbildung muß diese Burg allerdings sehr fest gewesen sein. Auf diese Stärke vertrauend, warfen die Kaiserlichen im Jahre 1675 den sie belagernden Franzosen eine tote Ziege zu; zwischen deren Vorderfüße hatten sie eine Spindel gesteckt und darauf die Worte geschrieben: „So wenig ihr die Geis lehrt spinnen, so wenig werdet ihr Dagsburg gewinnen." Turenne gewann sie jedoch; sie wurde geschleift. Seit dem Jahre 1825 besteht auf dem Felsen eine Kapelle, welche zu Ehren des Papstes Leo IX. der — Graf von Dagsburg — hier geboren sein soll, errichtet wurde.

thätigkeit (Seiden- und Plüschefabrik, Strohhutfabrikation).

Saaralben (3307 Einw.), am Einfluß der Albe in die Saar, hat sehr ergiebige Salzwerke u. eine große Strohhutfabrik.

St. Avold (3087 Einw.), am rechten Ufer der Rossel, besaß früher ein berühmtes Kloster.

Speichern (876 Einwohner), berühmt durch die am 6. August 1870 hier geschlagene Schlacht.

Spittel (1726 Einwohner) war in 2 Teile geteilt, deren einer Nassau-Saarbrücken gehörte u. erst 1766 französisch wurde.

7. Kreis Saarburg.

1,008,24 □ Kilometer, 12,421 bewohnte Häuser, 60,996 Einwohner.
Kantone: Finstingen, Lörchingen, Pfalzburg, Rixingen, Saarburg.

Pfalzburg (3379 Einwohner) war bis 1870 Festung. An der katholischen Kirche steht noch aus der Zeit der ersten französischen Revolution die Inschrift: „Le peuple français reconnait l'être suprême et l'immortalité de l'âme" (das französische Volk kennt das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele an).

Hier ist — am 21. Februar 1770 — Georges Mouton, Graf von Lobau, einer der ausgezeichnetsten Feldherrn Napoleon's I., geboren. Er wurde 1831 Marschall von Frankreich und starb den 27. Nov. 1838. Zu seinen Ehren wurde ein bronzenes Denkmal errichtet. Auch ist die Stadt die Heimat des Schriftstellers Erckmann.

Saarburg (3842 Einwohner), an der Saar, besteht aus einem älteren und einem neueren Stadtteile, welche durch eine alte steinerne dreibogige Brücke mit einander verbunden sind. Mehrere Häuser mit vorspringendem Giebel und mit Wendeltreppen.

8. Kreis Saargemünd.

794,65 □ Kilometer, 10,587 bewohnte Häuser, 64,221 Einwohner.
Kantone: Bitsch, Rohrbach, Saargemünd, Wolmünster.

Bitsch (2908 Einwohner), in rauher Gegend am Nordabfall der Vogesen; über der Stadt eine sehr starke Bergfestung, welche 1870—71 von den Deutschen vergeblich belagert wurde. Als eine besondere Merkwürdigkeit ist der 80 Meter tiefe Brunnen zu erwähnen.

Saargemünd (9573 Einwohner), am Einfluß der Blies in die Saar und am Saarkohlenkanal, hat zahlreiche Fabriken für Steingut (sogenannte „Saargemünder Platten"), für Kunstschlossereiwaren und ähnl.

Zigeuner in Bärenthal bei Bitsch.
Von Theophil Schuler. Nach einem Holzschnitt im „Magasin pittoresque.“

Die — wie ihre Sprache beweist — aus Indien stammenden Zigeuner sind ein Wandervolk; nur in vereinzelten Fällen werden sie seßhaft (so auch in Bärenthal) und bewohnen dann ärmliche Hütten, in welchen große Unreinlichkeit herrscht. Da sie sehr ungerne arbeiten, suchen sie ihren Unterhalt durch Kartenschlagen und Wahrsagen aus der Hand, durch Betteln und Stehlen zu gewinnen oder sie machen Musik, zu welcher sie außergewöhnlich gute Anlagen besitzen.

Geschichte des Elsasses.

Die ältesten Bewohner des Elsasses, von denen wir Kunde haben, waren die **Kelten.** Ihr Hauptstamm hieß Gallier, von welchen die heutigen Franzosen ihren Ursprung ableiten. Auf ihr Vorhandensein im Elsaß weisen noch einzelne Spuren, so besonders die Heidenmauer auf dem Odilienberg, welche ein Lager umschloß, in dem ungefähr 50,000 Mann Platz hatten.

Der Volksmund nennt die Heidenmauer auch Teufelsmauer.

Dort auf des Wasgau's Höhen,
Da ziehet stolz und kühn
Die alte Heidenmauer
Vom Nord zum Süden hin.

Die haben einst die Römer (?)
Mit Geisterhilf' erhöht,
Und keiner weiß zu sagen,
Wie lange schon sie steht.

Hie und da entdeckt man auch noch Grabmäler der Kelten, halbkugelförmige Erdaufwürfe, in denen sich Knochen, Waffen, Schmuckgegenstände und Gefäße finden.

Keltisch-römische Grabsteine auf den „Drei Heiligen".
Nach: Dugas de Beaulieu, Le comté de Dagsbourg. Paris 1858.

Strabo, ein griechischer Gelehrter (geb. ums Jahr 66 v. Chr.), welcher eine Erdbeschreibung verfaßte, schildert die Gallier in folgender Weise: „Der ganze Volksstamm ist kriegerisch und mutig und schnell zum Kampfe, sonst aber aufrichtig und nicht bösartig. Zum Zorne gereizt, gehen sie deshalb scharenweis in den Kampf und zwar offen und ohne Umsicht, so daß sie für diejenigen, welche sie überlisten wollen, leicht besiegbar werden. Bei ihrer Geradheit und Leidenschaftlichkeit findet sich aber viel Unverstand, Prahlerei und Putzsucht; denn sie tragen viel Gold, nämlich um den Hals Ketten, um die Arme und Handgelenke Armbänder, und die Angesehenen haben gefärbte und goldgestickte Kleider. Auch das wird allgemein behauptet, daß alle Kelten vergnügungsliebend sind."

Der römische Geschichtschreiber und Feldherr Cäsar sagt von ihnen: „Wie die Gallier stets bereit und geneigt sind, Kriege zu beginnen, so weichlich und durchaus unwiderstandsfähig sind sie im Ertragen von Unglück. Sie sind leicht zu Entschlüssen zu bewegen und trachten meist nach neuen Dingen; denn es ist eine gallische Sitte, daß sie sowohl Reisende, selbst gegen deren Willen, anhalten und sie über alles ausfragen, was sie gehört oder erfahren haben, als daß das Volk Kaufleute in Städten umringt und sie zwingt, zu sagen, aus welchen Gegenden sie kommen und was sie dort erfahren hätten. Dadurch und durch Hörensagen lassen sie sich oft verleiten, über die wichtigsten Dinge Beschlüsse zu fassen, die sie sofort wieder bereuen müssen, da sie auf unsichere Gerüchte bauen und die meisten ihnen nach ihrem Gutdünken erdichtetes Zeug antworten."

Diese keltische Zeit ist jedoch wegen der über sie erhaltenen spärlichen Nachrichten für unser Wissen in so tiefes Dunkel gehüllt, daß wir uns keine deutliche Vorstellung mehr von ihr machen können.

Erst aus der Zeit nicht lange vor Christi Geburt haben wir genauere Nachrichten.

Die **Römer**, welche die Weltherrschaft beanspruchten, hatten auch einzelne Teile Galliens, des heutigen Frankreichs, besetzt. Die Bewohner Galliens, die Kelten, bestanden aus verschiedenen Stämmen, die oft mit einander im Streite lagen; einer derselben, die Häduer, fand aus Anlaß eines solchen bei den Römern Unterstützung; ein anderer, die Sequaner, rief daher **Germanen**, welche in Süddeutschland lebten, zu Hilfe.

In Folge dessen überschritten im Jahre 71 vor Christi Geburt 15,000 Germanen den Rhein. Ihnen folgten

weitere Scharen nach; dieselben wurden alle von Arioviſt befehligt. Mit Weib und Kind ſiedelten ſie ſich in den Wohnſitzen der Sequaner an, ſo daß dieſe einen großen Teil ihres Gebietes räumen mußten. Nach 10 Jahren ſuchten ſich die Häduer jedoch in Gemeinſchaft mit andern keltiſchen Stämmen Arioviſts zu entledigen. Es kam im Jahre 61 zur Schlacht bei Adamgetobriga, in der Arioviſt glänzend ſiegte. Aber bald erſtand ihm ein gewaltiger Gegner in Cajus Julius Cäſar, dem berühmten römiſchen Feldherrn.

Julius Cäſar.

Dieſer „erkannte“, wie er ſelbſt erzählt, „daß es für die Römer gefährlich ſei, wenn die Germanen ſich gewöhnten, über den Rhein zu gehen und maſſenhaft nach Gallien zu kommen. Hätten dieſe rohen Wilden einmal ganz Gallien beſetzt, ſo würden ſie, ſchloß er, ohne weiteres wie die Cimbern und Teutonen auch in die Provinz eindringen und von da nach Italien vorrücken. Dieſer Gefahr glaubte Cäſar unverzüglich entgegentreten zu müſſen. Er beſchloß daher an Arioviſt eine Geſandtſchaft zu ſchicken und ihn aufzufordern, er möge halbwegs zwiſchen ihnen beiden einen Ort für eine Unterredung beſtimmen; er wolle mit ihm über Staatsangelegenheiten von der höchſten Wichtigkeit für beide Teile verhandeln. Arioviſt antwortete der Geſandtſchaft, wenn er den Cäſar nötig habe, ſo würde er zu Cäſar kommen; wenn Cäſar etwas von ihm wolle, ſo müſſe Cäſar zu ihm kommen. Außerdem unternehme er es nur, an der Spitze eines Heeres in dem Teile von Gallien zu erſcheinen, den Cäſar beſetzt halte, ein Heer aber könne er nicht ohne große Koſten und Umſtände an Einem Ort zuſammenziehen: übrigens müſſe er ſich auch wundern, was Cäſar oder überhaupt das römiſche Volk in ſeinem Gallien, das er doch im Kriege beſiegt habe, zu ſuchen hätte. Cäſar ließ ihn nun einfach ſeine Forderungen wiſſen: die erſte war, er ſolle keine weiteren Menſchenmengen über den Rhein nach Gallien herüberziehen; ſodann ſolle er die Geiſeln (Leute, welche Arioviſt als Bürgen dafür gefordert hatte, daß ihm die unterworfenen Stämme gehorchten) der Häduer freigeben und den Sequanern geſtatten, das gleiche mit den Gei-

seln zu thun, welche sie von den Häduern hätten; auch solle er die Häduer nicht beleidigen und weder sie noch ihre Verbündeten mit Krieg überziehen. Entspreche Arioviſt diesen Forderungen nicht, so sehe sich Cäsar genötigt, der Häduer sich anzunehmen. Arioviſt antwortete darauf: Es sei Kriegsrecht, daß die Sieger über ihre Besiegten nach ihrem Gutdünken herrschen könnten; auch das römische Volk sei gewohnt, den Besiegten nicht nach eines andern Vorschrift, sondern nach eigenem Belieben zu regieren. Wenn er den Römern nicht vorschreibe, wie sie ihre Rechte ausüben sollten, so dürfe auch er in seinem Rechte vom römischen Volke nicht gehindert werden. Die Häduer hätten das Kriegsglück versucht, seien mit Waffengewalt besiegt und in Folge dessen ihm zinspflichtig geworden. Ungerechter Weise werde er weder die Häduer, noch ihre Verbündeten bekriegen, wenn sie ihre Schuldigkeit thäten und ihm jährlich seinen Tribut bezahlten. Thäten sie das nicht, so werde ihnen die Verbrüderung mit dem römischen Volke blutwenig helfen. Cäsar möge nur kommen, wenn er Lust habe; er werde erfahren, was die unbesiegten, waffengeübten Germanen, die 14 Jahre unter kein Dach gekommen seien, durch ihre Tapferkeit vermöchten." Cäsar rüstete sich nun zum Kampfe. Seine Soldaten erkundigten sich mittlerweile über den Feind. „Die Gallier und Kaufleute konnten nicht genug erzählen von der riesenmäßigen Körpergröße der Germanen, ihrer fabelhaften Tapferkeit, ihrer Uebung in den Waffen; sie hätten oft beim Zusammentreffen mit ihnen nicht einmal ihre Miene und ihren feurigen Blick ausgehalten." Da wurden die Soldaten ganz mutlos. In den Zelten ertönten Klagen, und im ganzen Lager wurden Testamente gemacht. Rasch berief Cäsar einen allgemeinen Kriegsrat, wies die Führer zurecht und sprach ihnen Mut zu. „Wenn es heiße", sagte er, „die Soldaten würden ihm den Gehorsam aufkündigen und nicht marschieren, so lasse er sich durch solch ein Gerede nicht irre machen; denn er wisse, daß ein Heer nie einem Feldherrn den Gehorsam aufkündige, wenn er es nicht entweder schlecht oder unglücklich führe oder des Verbrechens gemeiner Habsucht sich schuldig mache. Seine Uneigennützigkeit beweise sein ganzes Leben, sein Glück die Kriege mit den Helvetiern (Schweizern). Er habe sich vorgenommen gehabt, erst an einem späteren Tage abzumarschieren, nun aber werde er schon in der nächsten Nacht mit der vierten Nachtwache aufbrechen, um so bald als möglich sich zu überzeugen, ob das Gefühl für Ehre und Pflicht oder Feigheit bei ihnen überwiege. Wenn ihm auch niemand folge, so werde er doch mit der einzigen zehnten Legion marschieren; denn an dieser zweifle er nicht, und sie werde in Zukunft seine Leibwache bilden." Cäsar hatte diese Legion ganz besonders begünstigt und konnte auf ihre Tapferkeit am meisten vertrauen.

In Folge dieser Rede trat ein wunderbarer Umschwung der Stimmung ein; alles ward von Mut und Kriegslust ergriffen. Vor allem

ließ die zehnte Legion ihm durch ihre Kriegstribunen ihren Dank abstatten, daß er sie auf solche Weise vor allen ausgezeichnet habe; sie ließ ihm zugleich versichern, daß sie zum Kampfe bereit sei; ferner ließen die übrigen Legionen durch ihre Kriegstribunen und Obercenturionen sich bei Cäsar rechtfertigen. Sie seien nie schwankend oder furchtsam gewesen, sie hätten nie daran gedacht, dem Feldherrn in die Leitung des Krieges darein zu reden. Cäsar nahm diese Rechtfertigung an und rückte Ariovist entgegen. Dieser schickte nun Bevollmächtigte an ihn und ließ ihm sagen: Da Cäsar näher heran gekommen sei, so sei er bereit, dessen Wunsch in Bezug auf eine Unterredung zu erfüllen. Dieselbe kam zu stande. Cäsar setzte auseinander, wie alt und wohlbegründet die innige Verbindung zwischen Rom und den Häduern sei und daß das römische Volk gewohnt sei, seine Freunde und Bundesgenossen nicht nur im Besitz des erworbenen zu erhalten, sondern auch an Einfluß und Ehre zu mehren. Ariovist erwiderte: Er habe nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Bitten und Ansuchen der Gallier den Rhein überschritten; nicht ohne glänzende Aussichten auf lohnenden Gewinn habe er seine Heimat und seine Verwandten verlassen. Seine Wohnsitze in Gallien hätten ihm die Gallier selbst eingeräumt, die Geiseln hätten sie ihm freiwillig gestellt, den Tribut beziehe er von ihnen nach dem Rechte des Krieges, welches der Sieger über den Besiegten auszuüben pflege. Nicht er habe die Gallier, die Gallier hätten ihn zu bekriegen angefangen. Allerdings ziehe er mehr und mehr Germanen nach Gallien, das thue er aber zu seiner eigenen Sicherheit, nicht aus feindlicher Absicht gegen Gallien. Beweis dessen sei, daß er nur auf Bitten gekommen und keinen Angriffs-, sondern einen Verteidigungskrieg geführt habe. Diese Verhandlungen wendeten die Entscheidung durch die Waffen nicht ab. An einem nicht mehr genau zu bestimmenden Orte des oberen Elsasses, wohl in der Nähe Mülhausens, kam's zum Kampfe, der lange hin und her wogte. Die Germanen standen nach ihren 7 Stämmen in 7 Haufen; auf den Flügeln und im Rücken ihrer Schlachtordnung fuhren sie alle ihre Wagen und Karren auf, um sich jede Hoffnung auf Flucht abzuschneiden. Auf den Wagen standen ihre Weiber, welche unter Händeringen und Thränen die in den Kampf ziehenden Männer beschworen, sie möchten sie nicht in die Knechtschaft der Römer fallen lassen. Es half nichts.

Die besser bewaffneten und in Folge der strengen Ordnung, welche sie in ihren Reihen hielten, kriegsgewandteren Römer siegten; das Heer der Germanen wurde zum großen Teil vernichtet. Nur noch vereinzelte Reste derselben mögen im Oberelsaß zurückgeblieben sein. Cäsar war nun in der Unterwerfung Galliens durch die Germanen nicht mehr wesentlich gehindert.

In der Folgezeit, besonders in den Jahren 13 v. Chr. bis 9 n. Chr., erweiterten die Römer ihre Macht in Deutschland immer mehr, namentlich in den Gegenden zwischen dem Rhein und der Elbe. Da schlug Armin, aus dem königlichen Hause der Cherusker im mittleren Deutschland, im Jahre 9 n. Chr., den römischen Feldherrn Varus im Teutoburger Walde. Des letzteren ganzes Heer, das etwa 30 bis 40,000 Mann gezählt haben mag, wurde vernichtet. Auch in den folgenden Jahren lieferten die Germanen den Römern viele Schlachten, so daß Kaiser Tiberius († 37) beschloß, das viele Blutvergießen zu beendigen, die Germanen ihren inneren Streitigkeiten zu überlassen und den Rhein als Grenze des römischen Reiches zu erklären.

Das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg im Teutoburger Walde.

Die Germanen hatten sich so als ein eigenes Volk behauptet, sie brauchten nicht wie andere ihr ihnen eigentümliches Wesen aufzugeben, sich unter ein fremdes Joch nicht zu beugen. Während die Herrschaft des römischen Reiches über Gallien ungeschwächt fortbestand, blieb Germanien von dessen Soldaten etwa 150 Jahre lang im großen und ganzen unbelästigt.

Die Römer sicherten sich indessen am Rheine und in Südgermanien bis zur Donau hin, so gut sie konnten; ein Grenzwall wurde errichtet, Türme und feste Lager angelegt, selbst Städte erbaut. Der Wall war etwa 70 deutsche Meilen lang; Reste davon haben sich bis heute erhalten.

In dem von diesem Walle beschützten Gebiete erblühte

römisches Leben, so besonders in dem heutigen Baden und Württemberg, dem sogenannten „Zehntlande".

Da ergossen sich im dritten und vierten Jahrhundert germanische Stämme in die Grenzprovinzen des römischen Reiches, im fünften drangen sie noch weiter vor und gründeten neue Staaten. Man nennt diese Bewegung die Völkerwanderung. Was war ihr Anlaß? Wenn das Volk sich mehrte, war es der Mangel an Nahrung, oder es veranlaßten dazu unglückliche Kriege, oder es führte auch das Beispiel der wegziehenden Nachbarstämme zum gleichen Entschlusse. In die von den Germanen verlassenen Gebiete zwischen der Elbe und Weichsel rückten Slaven ein.

Unter den ausgewanderten Stämmen kommen für uns besonders die **Alamannen**[1]) in Betracht. Deren Name wird zuerst im Jahre 213 n. Chr. erwähnt, als der römische Kaiser Caracalla mit ihnen am oberen Main kämpfte; sie selbst nannten sich Suabi, Schwaben. Sie kamen wahrscheinlich aus der Mark Brandenburg; im dritten Jahrhundert drangen sie wiederholt bis nach Italien vor. Ums Jahr 280 wandten sie sich gen Westen, durchbrachen den Grenzwall, nahmen das Zehntland, überschritten den Rhein und fielen in Gallien ein. Durch den römischen Kaiser Probus († 282) wurden sie aber zurückgeschlagen; ihrer 400,000 sollen damals gefallen sein. Bald jedoch setzten sie sich wieder in den Besitz des Zehntlandes, aus dem sie sich nun nicht mehr verdrängen ließen. Auch gingen sie auf's neue über den Rhein und nahmen das heutige Elsaß, die Pfalz und die Mosellande in Besitz. Julian (mit dem Beinamen „der Abtrünnige", so genannt, weil er vom Christentum abgefallen war) schlug 357 ein alamannisches Heer von 7 Königen in der Nähe Straßburgs (in der sogenannten Alamannenschlacht).

Julian, der Abtrünnige.

[1]) Vollständiger Alahmannen, d. h. Männer des Heiligtums, so genannt, weil sie aus einem Lande kamen, in welchem nach der Meinung der Germanen der Wald des Weltschöpfers lag.

Ein römischer Geschichtschreiber jener Zeit sagt von ihnen: „Es ist ein ungeheures Volk; von seinem ersten Auftreten an ist es durch alle möglichen Niederlagen geschwächt, aber so rasend schnell wächst immer eine neue Jugend heran, daß man glauben möchte, sie seien seit Jahrhunderten von keinem Unfall berührt."

Die Macht des römischen Reiches schwand immer mehr. Da rückten auch wieder die Alamannen vor und besetzten das Elsaß und die nördliche Schweiz. Von nun an blieben sie im dauernden Besitze ihrer Wohnplätze. Dies geschah im 5ten Jahrhundert. Die von ihnen eingenommenen ehemals römischen Grenzlande wurden bald germanisiert, so daß hier schon ums Jahr 470 nur noch wenige lateinisch sprachen.

Auch das fürchterliche Volk der **Hunnen** kam unter Anführung Attila's oder Etzel's ins Elsaß.

Ihr les't in alten Mähren,
Wie Etzel von Hunnenland
Mit seinen wilden Heeren
Getobt am Rheinesstrand.

Verheeret und verlassen
Stand Anger da und Haus;
Es zogen die armen Sassen
Nach fernen Landen aus. (Fr. Otte.)

Im Jahre **451** wurde seinem Siegeslauf in der **Schlacht auf den catalaunischen Feldern** bei Chalons durch die vereinigten Heere der Römer, Franken und Westgoten ein Ziel gesetzt.

Chlodwig.

Der deutsche Stamm der **Franken**, welcher zwischen Rhein, Mosel, Maas und Schelde wohnte, suchte seine Grenzen ebenfalls zu erweitern und namentlich Gallien zu erobern. Er zerfiel in die ripuarischen und die salischen Franken. Letztere hatten das heutige Belgien inne. Nach Mervig, der gegen Attila gekämpft hatte, hieß ihr Fürstengeschlecht Merowinger. Der bedeutendste derselben wurde Chlodwig. Im Verlangen, ein mächtiges Reich zu gründen, geriet dieser mit den Alamannen in Streit. Er besiegte sie in der Schlacht „bei Zülpich" in der Nähe Köln's (496).

Als sich in dieser Schlacht der Sieg auf die Seite der Alamannen zu wenden schien, habe er, so wird erzählt, folgendes Gebet an den Gott der Christen gerichtet:

Die Schlacht bei Zülpich.
(Im Vordergrund ist Chlodwig dargestellt, wie er zum Gott der Christen betet).
Nach einer Zeichnung von Karl Hermann.

„Jesus Christus, du, von dem Chrotehilde [1]) sagt, daß du der Sohn des lebendigen Gottes seiest und daß du den Bedrängten Hilfe bringst und Sieg denen, die auf dich hoffen: ich beuge mich vor dir und flehe um deinen Beistand. Wenn du mir diese Feinde besiegen hilfst, und wenn ich so selbst erfahre, daß du stark bist, so will ich mich auf deinen Namen taufen lassen. Meine Götter habe ich angerufen, aber sie bleiben fern. So glaube ich denn, daß sie keine Macht haben und rufe zu dir nnd will an dich glauben, aber nur wenn du mich von diesen Feinden errettest."

Bald darauf nahm er das Christentum an. Er ist der Gründer Frankreichs, das durch ihn zugleich dem Christentum gewonnen wurde. Die keltischen Bewohner des Landes mußten sich unter das Joch ihrer fränkischen Herren beugen und verschmolzen nach und nach mit denselben zu einem Volke.

Seit Chlodwig gehörte auch Elsaß zum fränkischen Reiche, ja selbst die rechtsrheinischen Alamannen waren genötigt, die Oberhoheit des letzteren anzuerkennen.

[1]) Chlodwigs Gemahlin.

Elsaß wurde um jene Zeit in den Süd- oder Sundgau und den Nordgau eingeteilt.

Etticho,
wie er knieend Christo, der Jungfrau Maria und dem h. Petrus das Kloster Hohenburg als Eigentum übergibt, indem er — zur Andeutung der Herrschaft — einen goldenen Stab hinreicht.
Aus dem Hortus deliciarum der Herrad.

Im 7. Jahrhundert kam das Land unter Herzöge.[1]) 662 gelangte Attich oder Etticho zu dieser Würde. Seine Gemahlin Bereswinde war eine burgundische Fürstentochter. Ihre Tochter Odilia wurde Stifterin des nach ihr genannten Klosters auf Hohenburg. Etticho wohnte in Oberehnheim und wurde Stammvater mehrerer mächtiger Herrschergeschlechter, so der Herzöge von Zähringen und Lothringen, der Capetinger in Frankreich und der Habsburger in Oesterreich.

Das Frankenreich wurde mehrfach geteilt und war der Schauplatz vieler innerer Zwistigkeiten und Greuel, in Folge deren das Ansehen des Königsgeschlechtes der Merowinger so sehr sank, daß ihre ersten Beamten, die sogenannten Hausmaier, nach und nach fast alle Macht an sich reißen konnten. Zu den fürs Elsaß wichtigsten Merowingern gehörte Dagobert I. († 638), der gerne im Lande weilte.

---

1) Die Herzogswürde währte mehrere Jahrhunderte. Unter Konrad I. (912) und Heinrich I. (928) wurde das Elsaß unter alamannische Herzöge gestellt. Solche waren die Hohenstaufen. Gleichzeitig mit den Herzögen gab es Grafen, sogenannte Gaugrafen (einen im Nordgau, einen im Südgau). Dieselben besaßen aber kein Land, sondern waren nur Vertreter des Königs in Bezug auf die Gerichtsbarkeit. Im Jahre 1064 wird zuerst ein Habsburger im Elsaß als Gaugraf genannt.
Später — ums Jahr 1138 — findet sich die Benennung Landgraf. Anfangs besaßen die Landgrafen ebenfalls kein Land, übten vielmehr nur die Gerichtsbarkeit aus (und zwar die sogenannte hohe, während den Gebietsherren die niedere vorbehalten war). Im 14. Jahrhundert, nachdem das Reichsgut mehr und mehr Hausgut geworden war, änderte sich dies jedoch: nunmehr war ein Landgraf ein Herr von Land und Leuten und stand höher als ein einfacher Graf.

Die Geschichte kennt 3 merowingische Könige des Namens Dagobert; der bedeutendste war Dagobert I., der 602—638 lebte (sein Geburtsjahr ist freilich nicht ganz gewiß). In der ersten Zeit seiner Regierung genoß das Land eines verhältnismäßig längeren Friedens; er reiste umher und hielt selbst Gericht. Er ließ in seine Augen keinen Schlaf kommen und seinen Mund keine Speise berühren, bis alle Hilfesuchenden Gerechtigkeit erlangt hatten und fröhlich von seinem Angesicht gingen. Namentlich schützte er die Armen und war freigebig gegen die Kirche. In seinen späteren Lebensjahren jedoch, welche er in Paris zubrachte, verfiel er in Ueppigkeit und Wohlleben. Die Erinnerung daran aber erhielt sich nicht im Volksmunde, sie wurde vielmehr verdrängt durch das Andenken an seine erste ruhmreiche Regierungszeit, und die dichtende Sage schrieb ihm später viele große Thaten und herrliche Stiftungen zu, welche die Geschichte nicht als von ihm herrührend betrachten kann.

Dagobert I.
Nach einer Münze.

Einer der mächtigsten Hausmaier, dessen Einfluß sich über das ganze Frankenreich erstreckte, war Pipin von Heristall (so genannt nach einem seiner Schlösser in der Nähe Lüttich's). Dessen Sohn Karl Martell (der Hammer)

Karl Martell.

Pipin der Kleine.

schlug die Araber, welche Spanien erobert hatten und darnach dürsteten, den unduldsamen Mohamedanismus auch den Franken mit Feuer und Schwert aufzuzwingen, in der Schlacht bei Poitiers (732). Karl's Sohn, Pipin der Kleine, vereinigte auf's neue das ganze Frankenreich unter seiner Herrschaft und machte der merowingischen Scheinregierung ein Ende, indem er sich im Jahre 752 nach fränkischer Sitte auf den Schild erheben, d. h. vom Volke als König ausrufen ließ. Er ist der Stammvater des Geschlechtes der **Karolinger.**

Karl der Große[1]).

Sein Sohn Karl der Große gründete ein Reich, dessen Grenzen sich nördlich bis zur Eider, westlich bis zum Ebro, südlich nach Unteritalien, östlich bis zur Saale, dem Böhmer Wald und der Raab erstreckten. Am 25. Dezember 799 ließ er sich von Papst Leo III. zum römischen Kaiser krönen und erneuerte dadurch die Kaiserwürde für das Abendland. Er war ebensowohl darauf bedacht, das Ansehen seines großen Reiches nach außen zu mehren, als dessen innere Wohlfahrt zu fördern. In blutigen Kriegen zwang er die Sachsen zur Unterwerfung und zur Annahme des Christentums. Er gründete Städte wie Mülhausen, Rappoltsweiler, Gebweiler, baute Kirchen, wie den Dom in Aachen und das Straßburger Münster, verbesserte die Rechtspflege, errichtete Schulen.

Und der Wissenschaften Garten grünete vor seinem Thron,
Und wer ihn als Gärtner baute, war ihm teuer wie ein Sohn.
Im Elsaß weilte er oft und gerne. (E. Ortlepp.)

[1]) Dieses und die nachfolgenden ähnlichen Kaiserbilder sind denen im Römer in Frankfurt a. M. nachgebildet.

Sein Sohn Ludwig der Fromme (814—40) teilte sein Reich schon im Jahre 817 unter seine 3 Söhne Lothar, Pipin und Ludwig. Als er aber später in zweiter Ehe einen weiteren Sohn, Karl, bekam, änderte er zu dessen Gunsten die getroffene Abmachung. Da empörten sich die Söhne wider den eigenen Vater. Sie besiegten ihn in der Schlacht auf dem Lügenfelde[1]) (833) und nahmen ihn gefangen.

Adolf Stöber behandelt die Sage, welche sich an diese treulose That knüpft, in einem Gedichte, welches beginnt:

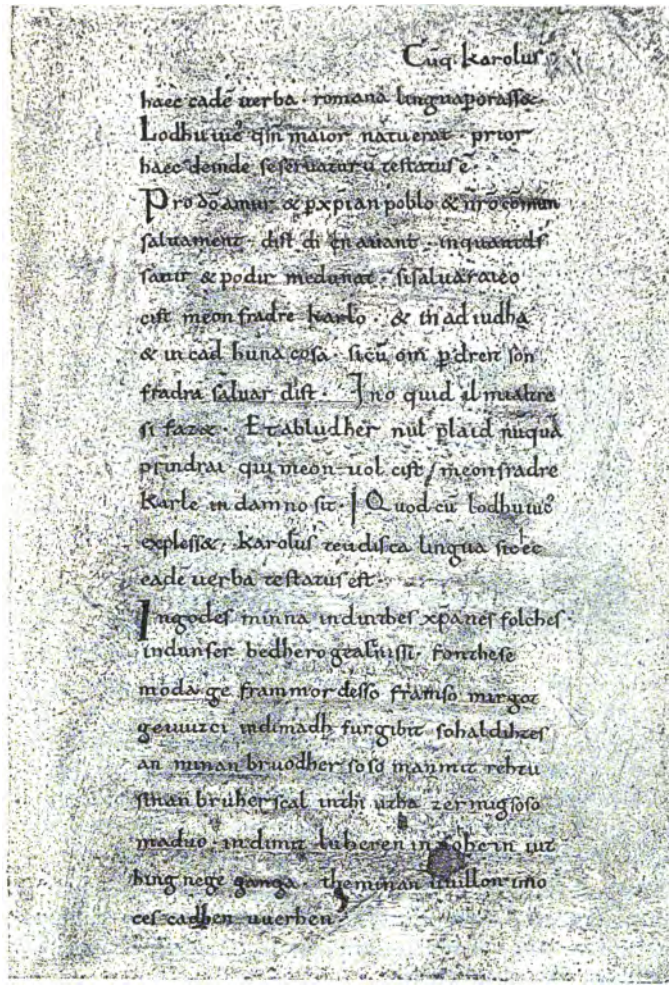
Bei Thann, da grünen Triften voll reicher Wiesenflur,
Und lustig rauscht dazwischen die himmelblaue Thur,
Doch öde liegt inmitten der blütenreichen Welt
In meilenweiter Strecke das brache Lügenfeld.
Da sprießen keine Saaten, da schallt kein Vogellied,
Nur Farrenkräuter wuchern hervor aus schwarzem Ried;
Der Bauersmann sich kreuzet und flüchtet schnell vorbei;
Ein Fluch hat längst getroffen die bange Wüstenei.

Nach seinem Tode wurde sein ältester Sohn Lothar Kaiser, aber dessen Brüder Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle (Pipin war 838 gestorben) wollten sich nicht unter ihn beugen, bekriegten ihn darum ebenfalls und schlugen ihn 841 bei Fontenay (im heutigen französischen Departement Yonne).

Am 14. Februar 842 trafen die siegreichen Brüder, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle, in Straßburg zusammen. Sie schwuren da einen Eid, dessen Wortlaut noch erhalten ist. Zuerst schwur Ludwig in romanischer, dann Karl in deutscher Sprache, damit die beiderseitigen Soldaten es verstehen konnten. Es waren folgende Worte, die wir in einer Uebertragung wiedergeben:

„Aus Liebe zu Gott und für das christliche Volk und unser gemeinsames Heil will ich von diesem Tage an fernerhin, soweit mir Gott Wissen und Vermögen gibt, diesem meinem Bruder Karl (beziehungsweise Ludwig) beistehen, sowohl zur Hilfe, als auch in jeder Sache, sowie ein Mann von Rechts wegen seinen Bruder halten soll, in allem, was er mir ebenso thun würde, und mit Lothar werde ich niemals einen Vertrag eingehen, der mit meinem Willen diesem meinem Bruder Karl (bezw. Ludwig) Schaden brächte."

[1]) Die Gelehrten sind über dessen Lage nicht einig, die Einen — wie Adolf Stöber im obigen Gedichte — meinen, es sei das Ochsenfeld bei Thann, andere verlegen es in die Nähe Colmar's.



Cuq karolus
haec cade uerba · romana lingua porasset
Lodhuiuc qm maior natu erat · prior
haec deinde seseruaturu testatus e.
Pro do amur & pxpian poblo & nro comun
saluament · dist di en auant · inquant ds
sauir & podir medunat · si saluar aieo
cist meon fradre karlo · & in ad iudha
& in cad huna cosa · si cu om pdren son
fradra saluar dist · Ino quid il mi altre
si faz & · Et abludher nul plaid nuqua
prindrai qui meon uol cist / meon fradre
karle in damno sit · Quod cu lodhuiuc
explesset · karolus teudisca lingua sic ec
eade uerba testatus est ·
Ingodes minna indinthes xpanes folches
indunser bedhero gealnissi · fonthese
moda ge frammor desso framso mirgot
geuuizci indimadh fur gibit sohaldihtes
an minan bruodher soso manmit rehtu
sinan bruher scal inthi uthe zermig soso
maduo · indimit luheren in sohe in iut
hing nege ganga · the minan uuillon imo
ces cadhen uuerhen ·

Die Straßburger Eidschwüre vom 14. Februar 842.
Nach einer Niederschrift Nithard's, eines Enkels Karls des Großen, welche in einer Handschrift zu Paris aufbewahrt wird. (Verkleinert.)

Nach vielen Verhandlungen kam der **Vertrag von Verdun (843)** zu Stande, einer der wichtigsten, folgenreichsten in der ganzen Weltgeschichte.

Darnach wurde das fränkische Reich in 3 Teile geteilt:

Lothar erhielt: Italien mit der Kaiserwürde und Lothringen;

Ludwig der Deutsche: Deutschland bis zum Rhein, sowie Mainz, Worms und Speyer;

Karl der Kahle: Die Länder zwischen Rhône, Saône Maas, Schelde und Ebro.

Durch ihn wurden die beiden großen Reiche Deutschland und Frankreich begründet.

Elsaß und Lothringen gehörten zum Reiche Lothar's. Nach dessen Tode kamen sie an seinen Sohne Lothar II. († 869) von welchem Lothringen seinen Namen erhielt. Nach dessen Ableben wurde zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen ein neues Abkommen getroffen, der Vertrag von Mersen[1]) (870).

Darnach kam Deutsch-Lothringen und Elsaß an das Deutsche Reich, dessen Geschicke es von nun an teilte.

Noch einmal wurden die beiden Nachbarländer Deutschland und Frankreich unter einem Zepter vereinigt, unter dem Karl's des Dicken († 888), des Gemahls der elsässischen Grafentochter Richardis. Aber das war nicht von langer Dauer (884—87). Karl zeigte sich zur Regierung so unfähig, daß ihn die fränkischen Großen absetzten. Nach ihm wurde Arnulf von Kärnten König von Deutschland (887—99). Mit dessen Nachfolger Ludwig dem Kinde (900—911; geb. 893) hörte das Geschlecht der Karolinger auf in Deutschland zu regieren.

Wir unterlassen es, die Regierungsgeschichte der deutschen Könige während des Mittelalters ausführlich zu schildern, beschränken uns vielmehr auf die Erzählung einiger der wichtigsten Begebenheiten.

[1]) Bei Mästricht in Holland.

Nach dem Tode Ludwig's des Kindes wurden die deutschen Könige gewählt. Der erste Wahlkönig war Konrad I. von Franken (911—918).

Nach ihm regierten Könige aus dem Hause der **Sachsen** (919—1024). Der erste, Heinrich I. (919—36), schlug (933) die Ungarn, welche große Verheerungen anrichteten und auch das Elsaß heimsuchten, und gründete feste Städte zum Schutze der Landbewohner.

Heinrich I.

Otto I. der Große.

Otto I. der Große (936—73) mußte sich ebenfalls der Ungarn erwehren. Er besiegte sie auf dem Lechfelde in Bayern (955). Auch vereinigte er (962) die römische Kaiserkrone mit der deutschen Königskrone, so daß von nun an die deutschen Könige zugleich den Kaisertitel führten, sobald sie vom Papste gekrönt worden waren[1]). Diese Würde blieb beim Deutschen Reiche bis zu dessen Aufhören (1806).

[1]) Erst seit Maximilian I. († 1519) wurden alle deutschen Könige ohne weiteres Kaiser genannt.

Heinrich IV.

Unter den **fränkischen Kaisern** (1024—1125) ist Heinrich IV. (1056—1106) besonders wichtig. Er geriet in heftigen Streit mit dem Papste Gregor VII. Es handelte sich dabei um das Verhältnis der Rechte der Kirche und des Staates. Der Kampf, welcher deswegen geführt wurde, füllt einen großen Teil der Geschichte des Mittelalters aus und kostete viel Blut. Die Städte hielten es meist mit den Kaisern, der Adel mit den Päpsten.

Heinrich IV., welcher sich viele Ungerechtigkeiten hatte zu schulden kommen lassen, mußte sich vor Gregor VII. demütigen und ihn in Canossa in Oberitalien um Verzeihung bitten.

Gregor VII. schildert dies Ereignis in einem Briefe „an die Deutschen" mit folgenden Worten: „Endlich kam er zur Stadt Canossa, in der wir weilten, mit wenigen und verharrte dort drei Tage lang vor dem Thore, alles königlichen Schmuckes entblößt, elendiglich, nämlich barfuß und in wollenem Gewande, und hörte nicht eher auf mit vielem Flehen die Hilfe und den Trost der apostolischen Barmherzigkeit anzuflehen, bis er alle, die dort anwesend waren und zu denen jene Kunde gelangte, zu einer solchen Milde und mitleidenden Barmherzigkeit bewegte, daß sie sich für ihn mit vielen Bitten und Thränen verwandten und sich alle über die ungewohnte Härte unseres Sinnes verwunderten, einige aber ausriefen, in uns wohne nicht der würdige Ernst der apostolischen Strenge, sondern gleichsam die Grausamkeit tyrannischer Wildheit. Endlich nahmen wir ihn, durch die Inständigkeit seiner Zerknirschung und durch das so dringende Flehen aller dort Anwesenden besiegt, unter Aufhebung der Fessel des Bannes in die Gnade der Gemeinschaft und den Schoß der h. Mutter Kirche auf, nachdem wir von ihm Sicherheiten erlangt hatten."

Später verfeindete sich Heinrich IV. aufs neue mit dem Papste und zog vor Rom, wo er ihn belagerte. Gregor VII. wurde jedoch durch die Normannen befreit.

Als sich zu den vielen Feinden, welche der Kaiser im Reiche und außerhalb desselben hatte, auch seine eigenen Söhne schlugen und als sie gar die Waffen gegen ihn ergriffen, wurde die Kraft dieses reich beanlagten Fürsten vollends gebrochen.

Ein kräftiges Kaisergeschlecht waren die **Hohenstaufen** (1138—1254). Unter ihnen war Deutschland das mächtigste Reich der Erde.

Friedrich I. Barbarossa.

Der berühmteste ist Friedrich I., Rotbart[1]) (1152—90). Derselbe besuchte Elsaß oft, namentlich seine Burg Hagenau, welche er verschönern ließ, und um die herum sich bald so viele Leute ansiedelten, daß er sie zur freien kaiserlichen Reichsstadt erheben konnte. Auf einem Kreuzzuge — beim Uebergang über den Fluß Kalykadnusin Cilicien — fand er seinen Tod. — Die Herrlichkeit des Deutschen Reiches schien mit ihm fast zu Grabe getragen zu sein; sie schwand unter seinen Nachfolgern mehr und mehr dahin. Viele wollten an seinen Tod nicht glauben, und dann, als nicht mehr daran gezweifelt werden konnte, lebte er in der Erinnerung, in Liedern und Sagen des Volkes noch fort. Es hieß, er sei nicht für immer gestorben, er sitze in den Klüften des Kyffhäuser's (eines Berges in Thüringen) und schlafe dort an einem steinernen Tische, durch welchen sein Bart hindurchgewachsen sei. Hie und da wache er auf und frage, ob es nun Zeit sei, hervorzukommen. Wenn diese Zeit ein Mal anbreche, wenn die den Berg umkreisenden Raben verschwunden seien, dann werde er wieder

[1]) Rotbart heißt: Barbarossa, daher wird er auch Friedrich Barbarossa genannt.

heraustreten an's Tageslicht, um das Deutsche Reich auf's neue aufzurichten in nie gekannter Macht.

Auch im Elsaß findet sich eine ähnliche Sage: Unter dem Bibelstein, inmitten des Ochsenfeldes bei Thann, sitze Friedrich, und wenn es ringsum ganz stille ist und man das Ohr an den Stein hält, höre man, wie ihm der Bart wächst.

Friedrich II.

Sein Enkel Friedrich II., ein geistreicher, vielseitig gebildeter, freisinniger Fürst, kümmerte sich mehr um Italien, als für Deutschland gut war. Er hatte dort schwere Kämpfe gegen die lombardischen Städte und den päpstlichen Stuhl zu bestehen. Da er seinem Versprechen, einen Kreuzzug zu unternehmen, nicht so schnell nachkam, als Papst Gregor IX. wollte, wurde er in den Bann gethan. Gleichwohl suchte er seine Zusage zu erfüllen, und es gelang ihm, am 17. März 1229 in Jerusalem seinen Einzug zu halten. Aber der Papst verweigerte seinen Segen. Da er sich nach seiner Rückkehr aus dem hl. Lande mit dem päpstlichen Stuhle auf's neue verfeindete, wurde er auf Betrieb Innocenz' IV. (Gregor IX. war 1241 gestorben) auf der Kirchenversammlung von Lyon (1245) seines Thrones für verlustig erklärt.

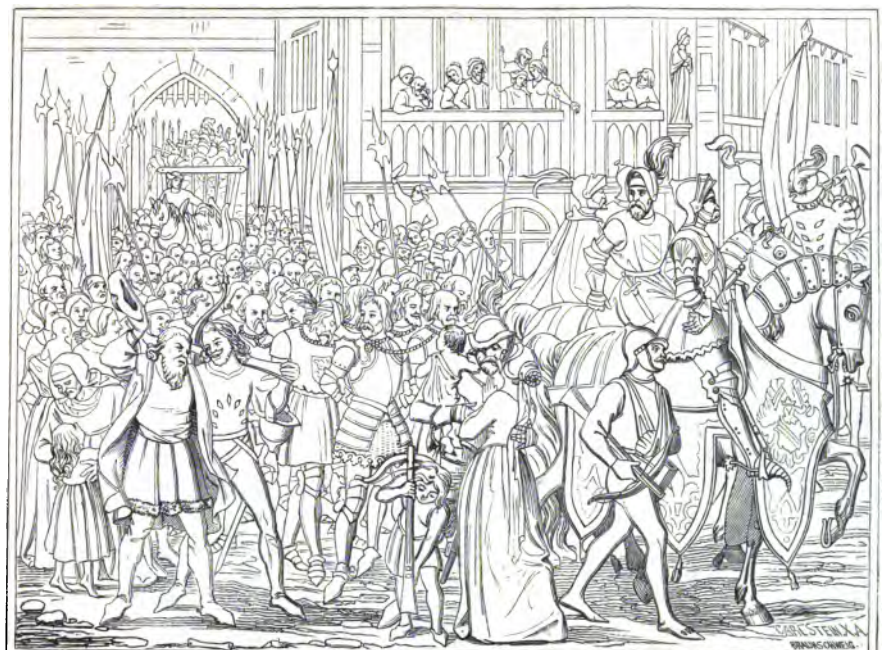
Als das Urteil ausgesprochen war, stimmte Innocenz IV. das Lied an: „Herr Gott, dich loben wir." Die Geistlichen fielen in den Gesang ein und senkten dann ihre Fackeln zur Erde: wie deren Glanz, so sollte auch der Friedrich's II. erlöschen. Zwar hielt sich derselbe noch 5 Jahre auf dem Throne, trotz der beiden gegen ihn aufgestellten Gegenkönige, aber seines Hauses Glanz war in der That am Erbleichen. Sein Sohn Konrad IV. starb schon 1254, und dessen Sohn Konradin, welchen man den letzten Hohenstaufen zu nennen pflegt, endete (1268) sein junges Leben zu Neapel auf einem Blutgerüste, welches

der französische Prinz Karl von Anjou für ihn hatte errichten lassen.

Nach dem Sturze des Hohenstaufengeschlechtes trat für Deutschland die „kaiserlose, die schreckliche Zeit", das sogenannte Interregnum, d. h. Zwischenreich, ein, während dessen kein allgemein anerkanntes Oberhaupt die Zügel der Regierung führte.

In dies fällt der **bischöfliche Krieg.** Friedrich II. hatte während seines langen Aufenthaltes in Italien dem Bischof von Straßburg die Regierung über die „10 elsässischen Städte" übertragen. Seit 1260 saß Walter von Geroldseck auf diesem bischöflichen Stuhle. Da er die Rechte mehrerer Städte, besonders Straßburg's und Colmar's, beschränken wollte und hohe Abgaben forderte, suchten sich diese von ihm unabhängig zu machen. Sie fanden in dem Grafen Rudolf von Habsburg einen mächtigen Bundesgenossen. In Colmar wurden die Bischöflichen besonders durch die Thatkraft des Schultheißen Johannes Rösselmann vertrieben. Dieser hatte die Stadt verlassen müssen, ließ sich aber in einem leeren Weinfaß heimlich wieder hinein bringen und verjagte nun mit Hilfe der Leute Rudolf's von Habsburg die Beamten des Bischofs. Als die Bischöflichen später mit Unterstützung einiger Adeligen wieder in die Stadt kamen, entstand ein erbitterter Straßenkampf, in dem sie zwar unterlagen, bei dem aber Rösselmann eine Wunde erhielt, an der er starb (1262).

Auch die Straßburger schüttelten das ihnen unliebsame bischöfliche Joch ab. Im Frühjahr 1262 zogen sie nach dem nahegelegenen Mundolsheim, um den Kirchturm, von dem aus die Bischöflichen die Städter beobachteten, zu zerstören. Schnell sammelte Walter seine Leute, und es kam bei Oberhausbergen zum Kampfe. Die Straßburger stürmten unter der Anführung Reinhold Liebenzeller's an und nahmen sich besonders die bischöfliche Reiterei zum Zielpunkte, indem sie die Pferde töteten und so die schwer bewaffneten Ritter, welche auf einen Fußkampf nicht ein-



Die Rückkehr der Straßburger aus der Hausberger Schlacht (1262).
Nach einer Zeichnnng von J. Klein.

gerichtet waren, widerstandsunfähig machten. Die Bischöflichen unterlagen. Der Friede war zwar damit noch nicht hergestellt, aber die Straßburger hatten doch einen bedeutenden Erfolg errungen und namentlich auch ihre Kriegstüchtigkeit bewiesen; wir finden es leicht begreiflich, daß sich nach vollbrachtem Kampfe ihr Einzug in die Stadt zu einem großen Freudenfeste gestaltete. Ueber sechzig Adelige führten sie als Gefangene mit sich, gebunden mit denselben Fesseln, welche von jenen für sie bereit gehalten worden waren.

Nach Walters Tode (1263) machte das hohe Stift Frieden mit Straßburg, wobei diesem alle Rechte und Freiheiten bestätigt wurden. Es war ein wichtiger Wendepunkt seiner Geschichte.

Ueberhaupt erlangten die freien Städte mehr und mehr Bedeutung. Das Ritterwesen, welches zur Zeit der Kreuzzüge den Höhepunkt seiner Blüte erreicht hatte, sank teilweise bis zum Raubrittertum herab. Da waren die freien Städte vielfach die Hauptherde der Ordnung, der Arbeit und edleren Strebens; man konnte auf sie anwenden das Wort Max von Schenkendorf's in seinem Lied der Freiheit:

Wo sich Männer finden, Hinter dunkeln Wällen,
Die für Ehr' und Recht Hinter ehr'nem Thor
Mutig sich verbinden, Kann das Herz noch schwellen
Weilt ein frei Geschlecht. Zu dem Licht empor!

Im Elsaß errang sich eine ganze Reihe von Städten ihre Freiheit, d. h. Reichsunmittelbarkeit; dieselben vereinigten sich dann später (1534) zum Zehnstädtebund. Damit sind wir jedoch den Ereignissen vorausgeeilt.

Im Jahre 1273 wurde Rudolf von Habsburg von den deutschen Kurfürsten zum Kaiser gewählt.

Geendigt nach langem vergeblichem Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der schwache, der friedliche mehr,
Des mächtigen Beute zu werden. (Schiller.)

Rudolf von Habsburg.

Rudolf, ein Nachkomme Eticho's, war Landgraf im Elsaß. Mit Freuden begrüßten es darum dessen Bewohner, als er zu dieser hohen Würde gelangte. Gern besuchte er sein Heimatland und öfter hielt er in Hagenau Hof, aber er mußte zahlreiche Kriege führen, namentlich mit dem König Ottokar von Böhmen, und als er diesen — u. a. mit Hilfe der Elsäßer — besiegt hatte, verlegte er den Schwerpunkt seiner Macht nach Oesterreich. Durch die mehrfach von ihm ausgeschriebenen hohen Steuern erregte er die Unzufriedenheit der Reichsstädte, ja mit Colmar geriet er sogar in blutige Fehde. Zum Glück wurde bald Friede geschlossen, und Rudolf machte der Stadt einen Besuch. Ein Jahr vor seinem Tode weilte er acht Tage in Straßburg, bei seinem Weggehen sagte er: „Lebe wohl, du teuere Stadt; lebet wohl, ihr meine lieben, treuen Bürger."

Das Geschlecht der **Habsburger** blieb mit einigen Unterbrechungen bis zum Jahre 1806 im Besitz der deutschen Kaiserwürde; es erwarb — namentlich durch glückliche Heiraten — ein Ländergebiet nach dem anderen und vereinigte unter sein Zepter mehrere durch Sprache und Sitten von einander verschiedene Völker (Deutsche, Slaven, Magyaren u. a.). Wegen der Rücksicht, welche es auf die stete Vergrößerung, wie auch die Erhaltung seiner Hausmacht nahm, konnte es oft seinen Pflichten gegen das Deutsche Reich nicht nachkommen; viel Jammer brach dadurch über letzteres herein[1]).

[1]) Dieses unnatürliche Verhältnis fand erst im Jahre 1866 seine völlige Lösung, als Oesterreich durch Preußens Siege auf sein eigentliches Gebiet beschränkt und von dem Mitentscheiden in Angelegenheiten des Deutschen Reiches ausgeschlossen wurde. Auf Grund dieser Scheidung entstand seither ein Bund der Freundschaft zwischen diesen beiden Nachbarreichen, dessen Befestigung den Deutschen und Oesterreichern in gleicher Weise zu statten kommt.

Um der Wiederkehr so trauriger Zustände, wie sie während des Interregnums geherrscht hatten, vorzubeugen, wurde die Wahl der deutschen Könige durch ein Gesetz neu geregelt. Es ist dies die Goldene Bulle — so genannt nach dem goldenen Siegel, das mit einer seidenen Schnur an die den Wortlaut des Gesetzes enthaltende Urkunde angehängt war. — Karl IV. erhob dieselbe im Jahre 1356 zum Reichsgesetz. Darnach hatten folgende 7 Kurfürsten die Wahl zu vollziehen: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der König von Böhmen, der Pfalzgraf am Rhein, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg.

Schiller führt dieselben in seinem „Grafen von Habsburg" auf, wie folgt:

Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

In die Regierungszeit Karl's IV. (1347—78) fallen einige fürs Elsaß wichtige Ereignisse.

In den Jahren 1348 und 1349 hielt die Pest, der **schwarze Tod** genannt, ihren grausigen Zug durch Europa, so auch durchs Elsaß. In Straßburg allein raffte sie 16,000 Menschen weg. Vielfach beschuldigte man die Juden, sie hätten die Brunnen vergiftet und dadurch das schreckliche Sterben verursacht. Sie mußten deshalb heftige Verfolgungen erdulden. Am 14. Februar 1349 wurden in Straßburg ihrer 2000 verbrannt.[1])

Bei vielen Christen wirkte die große Heimsuchung des schwarzen Todes das Bewußtsein von ihrer Sündenschuld. Sie suchten Gottes Strafgerichte durch Bußübungen abzuwenden. Man nannte sie **Geißler** oder Flagellanten. Der Geschichtschreiber Twinger von Königshofen schildert uns ihr Auftreten in folgender Weise:

[1]) Manche meinen, in Straßburg habe eine Straße — die Brantgasse — davon ihren Namen. Dem ist aber nicht so; denn dieser Name kommt schon im Jahre 1312 vor und rührt von einem Manne namens Brant her.

„Da man zählte 1349 Jahr, da kamen gen Straßburg wohl 200 Geißler, die hatten Leben und Weise an sich, als ich hier zum Teil sagen will. Zum ersten, so hatten sie gar kostbare Fahnen von Sammttüchern und von Baldakin (Seidentuch) auf zehn oder acht Fahnen und eben so viele gewundene Kerzen; die trug man ihnen vor, wo sie in Städte oder in Dörfer gingen, und stürmte alle Glocken gegen sie, und die Geißler gingen den Fahnen nach je zwei und zwei mit einander und hatten alle Mäntel an und Hüte auf mit roten Kreuzen; zwei sangen vor und dann die andern alle nach; und ihr Gesang war also:

Nu ist die Betfahrt also her.
Christ ritt selber gen Jerusalem;
Er führte ein Kreuze in seiner Hand.
Nu helfe uns der Heiland!

Nu ist die Betfahrt also gut.
Hilf uns, Herr, durch dein heil'ges Blut,
Das du an dem Kreuze vergossen hast
Und uns in dem Elende gelassen hast.

Nu ist die Straße also breit,
Die uns zu unsrer Frauen treit,
In unf'rer lieben Frauen Land.
Nu helfe uns der Heiland!

Wir sollen die Buße an uns nehmen,
Daß wir Gott desto baß gezemen
Alldort in seines Vaters Reich.
Des bitten wir dich alle gleich.
So bitten wir den viel heil'gen Christ,
Der aller Welt gewaltig ist.

So sie also in die Kirchen kamen, so knieten sie nieder und sungen:

Jesus, der ward gelabet mit Gallen,
Des sollen wir alle an ein Kreuze fallen.

Und da fielen sie alle kreuzweise an die Erde, daß es klapperte, und so sie eine Weile also gelegen, so hub ihr Vorsänger an und sang:

Nu hebet auf eure Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende.
Nu hebet auf eure Arme,
Daß sich Gott über uns erbarme.

Und dann stunden sie auf und thaten so drei Stund. Und dann luden sie die Leute heim zum Imbisse, und eins lud zwanzig, eins zehn und jegliches nach seinem Stande und boten ihnen [zu essen und zu trinken] wohl. Und dies war ihre Regel: Wer in ihre Brüderschaft wollte und an die Buße treten, der mußte 33½ Tage darinne sein

und bleiben und mußte alsoviel Pfennige haben, daß ihm alle Tage vier Pfennige zukamen. Und darum, so durften sie von niemand heischen, sie durften auch keine Herberge heischen, noch in ein Haus kommen, man lüde sie denn ohne Heischen drein. Sie durften auch zu keiner Frau reden, welcher aber das brach, der kniete vor seinen Meister und beichtete es ihm; so sagte ihm der Meister Buße und schlug ihn mit der Geißel auf seinen Rücken und sprach:

Stand auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

Sie hatten auch ein Gesetz, daß sie Pfaffen unter sich hätten, aber ihrer keiner sollte Meister unter ihnen sein, noch an ihren heimlichen Rat gehen.

Wann sie nun wollten büßen (also nannten sie das Geißeln, das war am Tage zweimal, früh und spät), so zogen sie zu Felde aus; so läutete man die Glocken, und gingen je zwei und zwei und sangen ihren Leis also, wie vorher gesagt ist. Und wenn sie kamen an die Geißelstatt, so zogen sie sich aus und thaten Kittel oder weiße Linnen an bis auf die Füße und legten sich nieder in einen weiten Kreis. Und wie jeglicher gesündigt hatte, darnach legte er sich. War einer ein meineidiger Bösewicht, so legte er sich auf eine Seite und reckte seine drei Finger auf. Dabei erkannte man wohl, was Sünde ihrer jeglicher gethan hatte, so sie sich also hatten gelegt. So fing ihr Meister an, wo er wollte, und schritt über einen und rührte ihn mit seiner Geißel und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehre
Und hüte dich vor der Sünden mehre.

So schreitet er über sie alle, und über welchen er schreitet, der steht auf und schreitet dem Meister nach über die vor ihm liegen, bis sie alle aufgestanden, und sangen dann und geißelten sich mit Riemen, die hatten vorne Knöpfe und Nadeln darein gesteckt. Und wann sie sich also gegeißelt und gesungen, so las einer unter ihnen einen Brief und sie sprachen, der Engel hätte ihn vom Himmel herab gebracht, und in dem Brief stand, wie daß Gott erzürnet wäre über der Welt Sünde und wollte sie haben lassen untergehen. Da wurde er gebeten von seiner Mutter und von seinen Engeln, daß er sich sollte erbarmen über die Welt. Und viel anders Dinges stand in demselben Briefe geschrieben, und wenn der Brief gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt, singend je zwei und gingen ihren Fahnen und Kerzen nach. Auch wenn sie sich geißelten, so war gar groß Zulaufen, und das Volk weinte und hatte große Andacht; denn das Volk wähnte und glaubte, daß der Brief vom Himmel herab wäre kommen und alles, das sie sagten, daß es alles wahr wäre. Und wenn die Pfaffen sprachen, wobei man erkennen sollte, daß die Geißelfahrt gerecht wäre, und wer den Brief besie-

gelt hätte, da antworteten sie und sprachen, wer die Evangelien besiegelt hätte. So brachten sie die Leute dazu, daß man den Geißlern mehr glaubte, denn den Priestern, und wo sie in die Städte kamen, da kam gar viel Volkes in ihre Brüderschaft, die auch Geißler wurden."

Eine andere schreckliche Plage erstand dem Lande durch die **wilden Engländer.** Im Jahre 1324 war das Geschlecht der Grafen von Pfirt im Mannesstamm erloschen. Ihr Erbe fiel durch Heirat einer Tochter an das Haus Habsburg. Als eine habsburgische Prinzessin sich mit dem französischen Ritter Enguerrand von Coucy vermählte, machte letzterer Anspruch auf das Pfirter Erbe. Dessen Sohn gleichen Namens gewann die Hand der Tochter des Königs Eduard VI. von England. Damals führten die Engländer und Franzosen Krieg mit einander. Als sie Frieden geschlossen hatten, nahm Enguerrand von Coucy einen Teil der verfügbar gewordenen englischen Truppen in Sold, um mit deren Hilfe das Erbe seiner Mutter zu erlangen. Diese „wilden Engländer", wie man sie nannte, verheerten Lothringen und Elsaß auf das greulichste. Sie kamen 1363—1365 und 1375 und zogen erst ab, nachdem Enguerrand mit einer Geldsumme entschädigt worden war.

Coucy's Scharen wurden namentlich von den Bernern stark gelichtet; in einem Volksliede heißt es:

Der Bär, der schrie: „Du magst mir nit entrinnen,
Ich will euch schlagen, erstechen und verbrinnen".
Zu England und zu Frankenreich
Die Witwen schrien allgeleich:
„Ach Jammer, ach und weh',
Gen Bern soll niemand reisen meh!"

Freundlichere Erinnerungen ließ in den Herzen der Elsässer Kaiser Sigismund aus dem Hause Luxemburg zurück. Er regierte 1410—37. Die kirchlichen Angelegenheiten waren damals in große Verwirrung geraten.

Es gab nämlich zu gleicher Zeit 2 Päpste, deren jeder den Anspruch machte, der wahre zu sein. Das kam so. Der päpstliche Stuhl war am Anfang des 14. Jahrhunderts in große Abhängigkeit von Frankreich gekommen; sein Sitz wurde sogar nach Avignon ver-

legt (das sogenannte Avignonenser Papsttum oder die babylonische Gefangenschaft, welche von 1309—1377 währte). Als Gregor XI. im Jahre 1377 nach Rom zurückkehrte und bald darauf starb, wählten sowohl die Italiener als die französisch Gesinnten einen Papst. So entstand eine päpstliche Trennung (mit einem griechischen Worte: Schisma), und die zwei Päpste erklärten sich gegenseitig für unrechtmäßig. Um diesem Aergernis zu steuern, wurden allgemeine Kirchenversammlungen berufen, die erste 1409 nach Pisa. Diese setzte beide Päpste ab und wählte einen neuen; die zwei abgesetzten fanden jedoch noch Unterstützung, so daß es nun gar 3 Päpste gab. Da die Christenheit Grund hatte, eine Verbesserung (Reformation) nicht nur am Haupte (eben dem Papste), sondern auch an den Gliedern zu fordern, erhob sich in ihr das Verlangen nach einer neuen Kirchenversammlung. Eine solche wurde 1414—1418 zu Konstanz abgehalten. Auch sie befriedigte jenen Wunsch nach einer durchgreifenden Verbesserung nicht, daher wurde eine neue nach Basel berufen, welche von 1431—49 vereinigt blieb.

Die Beteiligung an der Schlichtung dieser kirchlichen Wirren kostete Sigismund viele Zeit und Kraft. In ihrem Gefolge brachen auch die Hussitenkriege aus, welche von den Anhängern des böhmischen Predigers Hus geführt wurden, der 1415 zu Konstanz als Ketzer verbrannt worden war. Sie brachten in den Jahren 1419—34 viel Unheil über Böhmen und ganz Deutschland. Sigismund ging siegreich daraus hervor.

Straßburg bewahrt diesem Kaiser besonders wegen folgenden Vorfalls ein gutes Andenken:

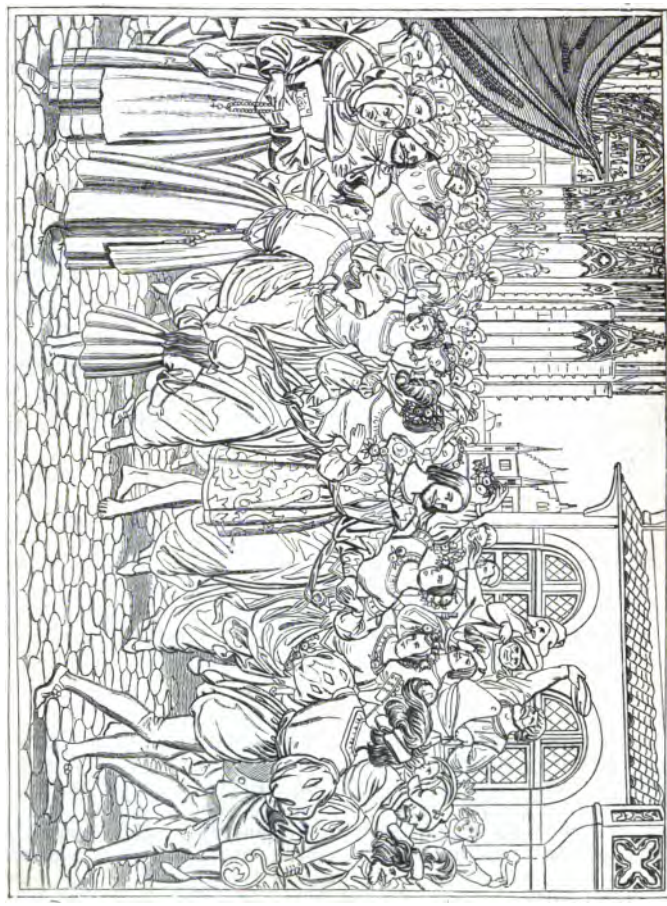
Als er 1414 zur Kirchenversammlung nach Konstanz reiste, hielt er sich in Straßburg 7 Tage auf; er stieg im Luxhof ab. Die Edeln von Zorn wollten ihm zu Ehren ein Fest geben; die Frauen kamen frühe, um ihn dazu abzuholen. Er schlief noch, stand aber sogleich auf, hüllte sich in ein leichtes Morgengewand und folgte im Zuge mit. Die Frauen kauften ihm unterwegs ein paar Schuhe (so unfertig war sein Anzug), und erst nachher kleidete sich der Kaiser festlich.

So ziehen sie im Tanze
Zum Hohensteg hinauf;
Es nimmt in lichtem Glanze
Der Herberg Saal sie auf.
Gleich spielen auf die Geigen,
Und Hörner schallen drein,
Der Kaise: schwingt im Reigen
Manch Bürgerstöchterlein.

In Freud' und Festen eilen
Ihm sieben Tage hin.
Nicht länger darf er weilen,
Zur Krönung muß er ziehn.
Doch eh' er ist geschieden,
Da ließ er goldenblank
Dreihundert Ringlein schmieden
Den Frau'n zu Lieb und Dank.

„Zum Abſchied nehmt's, ihr Holden,
Und achtet's nicht gering:
Wie euern Finger golden
Umfaßt jedweder Ring,
Soll eure Söhn' umwinden
Der Treue feſtes Band
Und ſoll ſie ewig binden
An's deutſche Vaterland."

(Adolf Stöber).



Kaiſer Sigismund in Straßburg. Nach einer Zeichnung von J. Klein.

Sigismund's zweiter Nachfolger **Friedrich III.** regierte unter den deutschen Kaisern am längsten (1439—93), freilich nicht mit der nötigen Kraft, um die Feinde von des Reiches Grenzen abzuwehren. Nicht ohne sein Verschulden wurde Elsaß von ähnlichen Scharen heimgesucht, wie die „wilden Engländer" gewesen waren, nämlich von den **Armagnaken** (so genannt nach ihrem Führer, dem Grafen von Armagnac, während sie das Volk „arme Gecken" hieß). Es waren Abenteurer, welche der Herzog Renatus II. von Lothringen als Hilfstruppen in sein Land gerufen hatte und welche Kaiser Friedrich III. zur Unterwerfung der Schweizer verwenden wollte. Sie kamen im Jahre 1439, etwa 16,000 Mann stark, über die Zaberner Steige unter der Führung des lothringischen Ritters Johann von Finstingen ins Elsaß; 1444 wiederholten sie unter Anführung des französischen Dauphins Ludwig ihren Kriegs- und Raubzug und hatten es dies Mal besonders auf's Elsaß und die Schweiz abgesehen. Die Eidgenossen schlugen sie jedoch, unterstützt von Mülhäusern, am 26. August 1444 bei St. Jakob in der Nähe Basels. Nun verwüsteten sie das Elsaß noch bis zum folgenden Jahre.

Wie geehrt damals gleichwohl das Deutsche Reich war und wie enge sich Straßburg mit ihm verbunden fühlte, zeigt uns die Schilderung einer 1451—52 unternommenen Romfahrt, zu welcher diese Stadt 16 „Glefen", jede zu 4 Pferden, mit einem „Glefener" an der Spitze, stellte. Vor deren Abreise wurden alle Einzelheiten von dem Rate der Stadt ausführlich festgesetzt und Verhaltungsmaßregeln gegeben, z. B.: „Es sollen die Glefener und ihr Knecht sich freundlich und tugendlich zusammenhalten und je einer dem andern gutwillig sein, ihn des besten zu fördern, so getreulich, als er kann, es sei zur Herberge, Stallung, Futter oder zu andern notdürftigen Dingen. Wäre aber, daß sich ein Streit unter ihnen erhübe, woran das wäre, davon sollen sie sich doch kein Unwillen einander erzeigen noch thun, weder mit Worten noch mit Werken, sondern sie sollen solch ihr Spähne vor ihren Hauptmann gütlich bringen, und wie sie der richtet, des soll jeglicher gehorsam sein." Unterwegs wurden sie an vielen Orten reichlich beschenkt, der Markgraf von Ferrara z. B. ließ ihnen 16 verschiedene Sorten Wein, so viel Brot, als zwei Knechte tragen konnten, zehn Laden mit Confekt, dreierlei Wachslichter, dreißig Kapaunen, zwei lebendige Käl-

ber und Hafer, so viel zehn Knechte tragen konnten, geben. Auch verehrte er ihrem Hauptmann und dessen Sohn goldene Fingerringe mit Edelsteinen und jedem einen kostbaren Rosenkranz. Als sie vor Rom kamen, mußten sie ihr Fähnlein „abthun“ und allein unter des Reichs Banner einziehen. Sowohl vom Kaiser als vom Papste erhielten sie für ihre Teilnahme am Zuge besondere Vorrechte. Die Stadt hatte durch diese Fahrt eine Auslage von 8862 Gulden und 7 Schillingen oder nach dem heutigen Gelde von 70,900 Mark.

Karl der Kühne.

Neue Unbilden mußte das Elsaß durch die sogenannten **Burgunderkriege** erdulden. Im Jahre 1469 hatte Herzog Sigismund von Oesterreich den Sundgau mit der Grafschaft Pfirt, mehrere Städte u. den oberen Schwarzwald um 70,000 Goldgulden an den Herzog Karl den Kühnen von Burgund verpfändet. Dessen Herzogtum erstreckte sich vom Mittelmeer bis zur Nordsee, und er galt als der reichste Fürst jener Zeit. Er wäre gerne von Frankreich unabhängig geworden, wollte ein selbständiges Königreich errichten und hatte sonst noch allerlei hochfliegende Pläne. Zu seinem Landvogt in dem verpfändeten Gebiete ernannte er den Peter von Hagenbach, einen herrschsüchtigen, grausamen Adeligen aus dem Oberelsaß. Trotzdem die Städte ihrem angestammten Herrn, dem Herzog Sigismund, die Pfandsumme vorstreckten, blieb ersterer im Lande. Da brach 1474 in Breisach eine Empörung gegen ihn aus; er wurde gefangen genommen und hingerichtet.

Ein alter Vers lautet:

Peter von Hagenbach
Thäte der Stadt Breisach

Große Schmach und Herzeleid,
Hat weder Befehl, noch Bescheid,
Bezahlt's zuletzt mit seinem Haupt,
Im Jahr 1474, das glaubt.

Peter von Hagenbach auf dem Wege zur Stätte der Hinrichtung und seine Enthauptung.

Nach einem Holzschnitte aus dem Jahre 1477.

Karl der Kühne rückte nun heran, fand aber in der Schweiz, im Elsaß und in Lothringen tapferen Widerstand. Auch der König Ludwig XI. von Frankreich erklärte sich gegen ihn. Die Schweizer, in deren Reihen viele Elsässer fochten, schlugen ihn bei Granson und Murten (1476). Als er sich nach Lothringen wandte, wurde er am 5. Januar 1477 vor Nancy besiegt und getötet.

In einem alten Reimspruch geschieht dieser Ereignisse in folgenden Worten Erwähnung:

Dein Pracht, Fürst Carol von Burgund,
Bei dreien Städten ging zu Grund:
Murten nahm d'Leut, Granse das Gut,
Vor Nanse lagst du selbst im Blut.

Oder kürzer:

Bei Granson das Gut,
Bei Murten den Mut,
Bei Nanzig das Blut.

Da er keine männlichen Nachkommen hatte, teilten sich Frankreich, Oesterreich und Spanien in sein Reich. Seine einzige Tochter Maria vermählte sich mit Maximilian I. von Oesterreich, der 1493 bis 1519 als deutscher Kaiser regierte.

Unter ihm wurde (im Jahre 1512) das Deutsche Reich in 10 Kreise eingeteilt; Elsaß kam zum schwäbischen.

Auch die Schweiz sollte diesem beitreten. Da sie es nicht that, kam's zum Kriege. Derselbe fiel günstig für sie aus, und sie erlangte im Jahre 1499 durch den Baseler Frieden Selbständigkeit. Als der Landvogt im Elsaß, Pfalzgraf Ruprecht, dem Kaiser nicht gehorchen wollte (er erhob nämlich gegen den Willen des letzteren Anspruch auf den bayrischen Thron), sprach dieser die Reichsacht über ihn aus. Er unterlag in dem nun ausbrechenden Kampfe, und sein Haus verlor die elsässische Landvogtei.

Maximilian I., der in allen ritterlichen Künsten bewandert — darum „der letzte Ritter" genannt — und den Wissenschaften ergeben war, kam oft ins Elsaß, so z. B. im Jahre 1492 nach Straßburg, wohin er von der Rheinbrücke aus mit 300 Pferden geleitet wurde.

Bisher haben wir vom Elsaß im allgemeinen gesprochen, es wäre aber ungeschichtlich, anzunehmen, dasselbe habe während des Mittelalters Ein Ganzes gebildet. Es zerfiel vielmehr in eine größere Anzahl einzelner Herrschaftsgebiete.

Eingeteilt war es bis zum 11. Jahrhundert in den Sundgau und den Nordgau.

Unter den Herrschaftsgebieten nennen wir:

Geistliche: Die Bischöfe von Straßburg, welchen die Städte Zabern, Molsheim, Benfeld, Rufach u. a. gehörten.

Reichsunmittelbare Abteien, wie die von Weißenburg, Maursmünster und Murbach.

Reichsstädte: Straßburg;

der 1354 gestiftete Zehnstädtebund (mit einem griechischen Worte: Dekapolis), welcher umfaßte die Städte:

Landau, Weißenburg, Hagenau, Rosheim, Oberehnheim, Kayserberg, Türkheim, Colmar, Münster und Mülhausen. Dessen Landvogt wurde vom Kaiser ernannt und residierte in Hagenau; auch gehörten zu ihm 40 Reichsdörfer.

Adelige: Am meisten Einfluß erlangten die Grafen von Habsburg, welche den Sundgau (Oberelsaß) besaßen. Bei der fortschreitenden Machtentwickelung dieses Geschlechtes blieb ihr Gebiet weit mehr als andere von den Wechselfällen verschont, welche mit der steten Aenderung der Regierung verbunden zu sein pflegen. Durch Heirat kamen sie auch (im Jahre 1324) in den Besitz der Grafschaft Pfirt, welche lange Zeit unter einem eigenen Herrscherhause gestanden war;

Die Herren von Rappoltstein;

Die Grafen von Lichtenberg, deren Gebiet 1480 an die Grafen von Hanau fiel;

Die Freiherren von Fleckenstein u. a.

Auch gab es 2 Mundate (von dem lateinischen emunidates), d. h. Freigebiete, welche von der Gerichtsbarkeit der Landgrafen befreit waren: 1) Das obere oder Rufacher Mundat, welches mit dem Bistum Straßburg vereinigt war, 2) das untere oder Weissenburger Mundat, welches dem Kloster (der späteren Abtei) Weissenburg gehörte.

Drei Ereignisse des 15. Jahrhunderts waren Vorboten einer neuen Zeit, in welcher die bisherigen Anschauungen und Zustände vielfache Aenderungen erlitten: die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Wiederbelebung des griechisch-römischen Schrifttums und die Entdeckung Amerika's.

Johann Gutenberg, geb. in Mainz, † 1468 ebendaselbst.

Obiges Standbild ist von dem französischen Bildhauer David d'Angers († 1856) verfertigt; es steht in Straßburg.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst, dieses „außerordentlichen Gnadengeschenks Gottes", verdankt die Menschheit dem Mainzer Johann Gutenberg, welcher sich den größten Teil seines Lebens in Straßburg aufhielt (er wohnte im Kloster St. Arbogast in der Nähe der Stadt). Ums Jahr 1450 kam er damit zum Abschluß. Das erste gedruckte Buch war die lateinische Bibel.

Als die Türken im Jahre 1453 Konstantinopel eroberten, wanderten viele gelehrte Griechen ins Abendland aus und verbreiteten da die Kenntnis der geistigen Schätze des griechischen und römischen Altertums. Die Männer, welche sie in diesem Bestreben unterstützten, nennt man Humanisten. Auch im Elsaß gab es solche; der berühmteste war Jakob Wimpheling.

Die Entdeckung Amerika's endlich, welche dem Forschergeist und der Kühnheit des Christoph Kolumbus gelang (1492), erweiterte den Blick der damaligen Menschheit und eröffnete ihrem Thatentrieb neue Bahnen.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die wiedererwachende Kenntnis des griechisch-römischen Altertums waren dem Aufkommen einer religiösen Richtung günstig, welche unter dem Namen „**Reformation**" bekannt ist. Den äußeren Anlaß zu derselben gab ein Mönch, Dr. Martin Luther, welcher am 31. Oktober 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg 95 Thesen oder Sätze schlug, worin er die Weise bekämpfte, in der ein anderer Mönch, Johann Tetzel, den Ablaß zum Verkaufe angeboten hatte. Luther ging nach und nach im Sturme des Streites weiter und wollte in Glaubenssachen nur die heilige Schrift gelten lassen. So kam's, daß er und seine Anhänger sich von der römisch-katholischen Kirche und deren Haupte, dem Papste, trennten und ein neues Bekenntnis — das evangelische oder auch das protestantische genannt — aufstellten.

Diese religiöse Bewegung griff auch in andere Verhältnisse so tief ein, daß man von ihr an die „Neue Zeit" beginnen läßt.

In fast ganz Deutschland und Oesterreich fand sie Verbreitung, da ihr aber die deutsch-österreichischen Kaiser abgeneigt waren, blieb sie den Ländern, welche unter deren unmittelbarem Einflusse standen, mehr oder weniger fern.

Dieser religiöse Zwiespalt war von verderblichen Folgen für Deutschland. Der Glaube, welcher ja Sache des inneren Menschen ist, wurde zum Gegenstand des Streites gemacht, religiöse Engherzigkeit wollte nicht dulden, daß Leute verschiedenen Bekenntnisses, für welches sie im letzten Grunde nur Gott allein verantwortlich sind, im Staate friedlich neben einander leben. Viele Kriege sind seither wegen Glaubensfragen und dadurch entstandener Mißhelligkeiten geführt worden.

In dem bischöflichen Gebiete, dem Sundgau und dem Ober-Elsaß, in welch letzteren das Haus Habsburg regierte,

Alsatia antiqua. (Das alte Elſaß). Von L. von Cramer.

„Das alte Elſaß“ ſtellt berühmte Elſäſſer aus dem 14.—16. Jahrhundert dar, darunter:

Im Vordergrund (von links nach rechts): Geiler; Wimpheling, welcher dem Johann Sturm die Hand reicht; Jakob Sturm. Links von Geiler: Schongauer; noch weiter links: Hans Baldung. Rechts von Jakob Sturm: Fiſchart (in der Halskrauſe); mehr nach vorn: Sebaſtian Brant (ſich umwendend). Rückwärts zwiſchen Geiler und Wimpheling: Bucer und ſeine Frau; weiter nach links: Tauler; Murner. Rechts rückwärts: Gutenberg (eine Druckſchrift in die Höhe haltend); rechts von ihm: Mentelin. Vorn (am Bodenſitzend): Links: J. Habrecht (Mathematiker); rechts: Bernhardinus Schmidt, (Organiſt i. Straßburg).

Das Gemälde befindet ſich in Straßburg im Beſitz der Regierung.

fand die Reformation keinen oder doch nur wenig Boden. Anders war es in Weißenburg, Hagenau, Schlettstadt, Colmar, Münster im Gregorienthal, in der Herrschaft Rappoltstein, dem württembergischen Gebiete (Horburg und Reichenweier), der Grafschaft Hanau-Lichtenberg und dem mit der Schweiz eng verbundenen Mülhausen. Hier kam sie mehr oder weniger zur Herrschaft. Ganz besonders freundliche Aufnahme fand sie in Straßburg.

Die Bedeutung Straßburg's in jener Zeit war eine viel größere, als man nach dem Umfang seines Gebietes und nach seiner Einwohnerzahl hätte erwarten sollen. Es schien bisweilen, als ob es allein ein mächtiger Staat wäre, und Karl V. soll gesagt haben, „daß, wenn gleichzeitig die Türken Wien und die Franzosen Straßburg belagerten, er letzterer Stadt zuerst zu Hilfe eilen würde."

Am 20. Februar 1529 stimmten in Straßburg die Schöffen ab, ob die Messe abgeschafft werden solle oder nicht. Diese Frage war gleichbedeutend mit der Einführung des Protestantismus. Feierliche Stimmung herrschte, als die in ihren Schöffen versammelte Bürgerschaft abstimmte. Nachdem letzteres geschehen, gebot der Stadtwaibel Stille. Alle Anwesenden außer dem Ammeister nahmen, wie das bei wichtigen Entscheidungen üblich war, das Barett ab, standen barhaupt da und hörten die Worte:

„Im Namen einer Freien Stadt Straßburg bei Schöffen und Ammann: 94 Stimmen haben erkannt, daß man jetzt noch stille stehen und die Meß' noch bleiben lassen soll, bis zu Ende des Reichstags. 184 Stimmen haben erkannt, daß man die Messe abthun soll, bis daß bewiesen, daß die Meß' ein gottgefälliges Werk sei. Eine einzige Stimme hat erkannt, daß man weder jetzt, noch zu anderen Zeiten die Messe abthun solle."

Nun nahm auch der Ammeister sein Barett, lüftete es und sprach: „Bei Schöffen und Ammann einer löblichen Freien und Reichsstadt Straßburg, die Messe ist aberkannt."

Eine wichtige Entscheidung Straßburgs war hiemit getroffen.

Für den Reichstag in Regensburg (1528) gab der Rat seinen Gesandten folgende Anweisung: „Des Glaubens halb sollen die Gesandten in nichts bewilligen, so dem Wort Gottes zuwider ist, sondern daneben allen möglichen Fleiß aufwenden, was mit dem göttlichen Wort im Einklang — aufzurichten, was ihm zuwider — abzustellen. So aber dem entgegen etwas beschlossen werden wollte, so sollen die Gesandten mit den andern Anhängern des Evangeliums dawider protestieren und andere fügliche Mittel zur Abwendung desselben vornehmen."

Luther und seine Anhänger hatten eine andere Lehre vom heil. Abendmahl als die Schweizer Reformatoren Zwingli und Calvin. Das Mahl, welches von Christus zur Einigung und Stärkung seiner Jünger eingesetzt war, wurde so zum Gegenstand der Entzweiung und der Schwächung bei den Anhängern der Kirchenerneuerung, und die Lutheraner wollten nichts von den Schweizern wissen. Straßburg, welches sich für die Auffassung der letzteren erklärte, suchte die Schärfe des Gegensatzes in dieser Lehre zu mildern und ein möglichst gutes Einvernehmen zwischen den Lutheranern und Schweizern herzustellen. Jakob Sturm war die Seele dieser vermittelnden Bestrebungen, da er sah, welchen großen Nutzen die Gegner aus dieser Uneinigkeit zogen.

Jakob Sturm von Sturmeck,
geb. den 10. August 1489 in Straßburg,
† den 30. Oktober 1553.

Der „Stolz Straßburgs" während jener Zeit war Jakob Sturm von Sturmeck. Aus einem alten edlen Geschlechte abstammend, genoß er den Unterricht Jakob Wimpheling's, welcher seinen empfänglichen Geist an den herrlichen Schöpfungen der Griechen und Römer bildete. Er besuchte sodann die Hochschulen Heidelberg, Freiburg und Paris und erwarb sich durch das Studium (besonders der Rechtsgelehrsamkeit) ein umfassendes Wissen und durch den Umgang mit bedeutenden Männern große Lebenserfahrung u. Gewandtheit. Im Jahre 1524 wurde er Mit-

glied des Rates seiner Vaterstadt, 1526 Stättmeister. Er vertrat 19 mal Straßburg vor Kaiser und Reich Den öffentlichen Angelegenheiten konnte er sich um so mehr widmen, als er unverheiratet blieb (eine Braut hatte er schon frühe verloren). Erasmus, der berühmteste katholische Gelehrte jener Zeit, sagte 1527 in einem Briefe von ihm: „Er ist durch Gelehrsamkeit, Aufrichtigkeit, Herzensreinheit, Klugheit der Edelste unter den Edeln, dessen Ratschlägen nicht nur die berühmte Stadt Straßburg, sondern fast ganz Deutschland viel verdankt." Ihm war das Christentum Herzenssache; er wollte, daß dasselbe alle Verhältnisse des Lebens durchdringe und adle. „In einer evangelisch-reformierten Stadt" — pflegte er seine Anträge vor dem Rat und den XXI zu schließen, „soll auch in weltlichen Dingen alles ehrbar zugehen, damit das Evangelium nicht verunglimpft werde von den Abgünstigen und eine löbliche Stadt nicht falle in die Stricke des Lästerers."

Fr. Otte sagt von ihm:

An deiner Mann'skraft eh'rnem Panzer prallen
Die Pfeile ab der Falschen und der Schlechten.
Die Wage hoch in unbestoch'ner Rechten,
Warst du ein Vater und ein Vorbild allen.

Um den Protestantismus gegen Kaiser Karl V., der ihm feindlich gesinnt war, zu schützen, wollten viele, man solle sich mit Frankreich verbünden. Sturm riet davon ab, „weil sich der König zu Frankreich an den Türken hinge." „Ob er auch sagen wollt," fährt er fort, „er thäte es zur Förderung gemeiner Freiheit deutscher Nation und der wahren Religion, ist ihm zu antworten, daß Gott der Herr dieselb wohl erhalten kann durch andere Mittel, und nit durch den König, der also gottlos lebt, und sich an den Ungläubigen (den Türken) hängt, auch zu allen diesen Kriegen Ursach gibt."

Ueberhaupt wollte Sturm um der Religion willen keinen Krieg beginnen. „Wir sind", schreibt er, „gegen Gott und unser Gewissen nicht so sicher und getrost, wenn wir aus menschlicher Furcht oder Mißtrauen den Krieg anfangen, als wenn wir gern zufrieden wären, aber durch den Angriff des Gegenteils zur Verteidigung genötigt werden."

Werfen wir jedoch einen Blick auf den Gang der Ereignisse im Reiche selbst!

Karl V. war, wie bereits erwähnt, der Reformation persönlich abgeneigt, ließ sich aber in seinem Verhalten zu ihr mehr-

fach leiten durch Rücksichten auf die Macht seines Hauses, welche er vergrößern wollte, sowie auch durch den jeweiligen Stand der Kriege, die er mit Frankreich und den Türken führte.

Auf dem Reichstage zu Worms (1521) entschied er zu Gunsten der katholischen Kirche, indem er über Luther und seine Anhänger die Reichsacht aussprechen ließ. Auf den zwei zu Speyer 1526 und 1529 abgehaltenen Reichstagen war er nicht persönlich anwesend, sondern wurde durch seinen Bruder Ferdinand vertreten. Der erste (1526) stellte den Fürsten und Ständen anheim, es in Bezug auf die Reformation in ihren Gebieten so zu halten, wie sie es gegen Gott und kaiserliche Majestät glaubten verantworten zu können, der zweite (1529) dagegen bestimmte, daß diejenigen, welche bisher bei dem Wormser Edikt verblieben, auch ferner dabei bleiben, die übrigen aber fortan alle weiteren Neuerungen bis auf das Konzil meiden und niemand verhindern sollten, Messe zu halten. Die Anhänger der Kirchenverbesserung, welche in Minderheit waren, legten gegen diese Entscheidung Verwahrung (mit einem lateinischen Worte: Protest) ein; sie wollten, sagten sie, in andern Dingen dem Kaiser gehorsam sein, aber nicht in solchen, die Gottes Ehre und eines jeden Seelenheil und Seligkeit angehen. Von da an wurden sie Protestanten genannt.

Karl V., deutscher Kaiser 1519—1556.

In den folgenden Jahren nahm die Spannung zwischen ihnen und dem Kaiser noch mehr zu; es kam sogar zu Kriegen (zuerst dem sogenannten schmalkaldischen [1]), in wel-

[1]) Er führte seinen Namen von der Stadt Schmalkalden in Preußen (Kassel), wo die meisten deutschen protestantischen Fürsten und Städte im Jahre 1531 einen Vertrag zur Verteidigung ihres Glaubens und ihrer Selbständigkeit abschlossen.

chem Karl V. anfangs siegte (in der Schlacht bei Mühlberg 1547), zuletzt aber, als Kurfürst Moritz von Sachsen von ihm abfiel, unterlag. Durch den Passauer Vertrag (1552) erhielten die Protestanten freie Religionsübung gewährt, und der Augsburger Religionsfriede (1555) bestätigte die ihnen gemachten Zugeständnisse. Karl V. entsagte 1556 freiwillig der Herrschaft über sein großes Reich, ging in das spanische Kloster St. Just, gab sich dort Andachtsübungen und Büßungen hin und starb im Jahre 1558.

Auch Straßburg hatte sich dem schmalkaldischen Bunde angeschlossen und war nach dem für die Protestanten unglücklichen Ausgange des schmalkaldischen Krieges genötigt, sich dem Kaiser zu unterwerfen. Kein Bürger unterzog sich gerne der Aufgabe, deswegen mit demselben zu verhandeln. Sogar Jakob Sturm, der im Dienste der Stadt stets opferbereite, wollte lieber 1000 Gulden geben, als daß er reise. Dennoch verstand er sich dazu; „wiewohl er viel beschwerlichen Ritt gethan, sei ihm doch keiner so beschwerlich gewesen als dieser." Ja als dann die Stadt die Buße auferlegt erhielt, durch den Fußfall einer Gesandtschaft vom Kaiser Verzeihung und Gnade zu erbitten, nahm er auch diese Demütigung auf sich. Die Stadt mußte ferner das Bündnis mit den protestantischen Fürsten auflösen, versprechen, kein zweites gegen den Kaiser einzugehen, 30,000 Gulden bezahlen und 12 Geschütze ausliefern. Letzteres fiel ihr besonders schwer; denn das Straßburger Geschütz war weit berühmt, wie jenes Sprichwort beweist:

Hätt' ich Venedigs Macht,
Augsburgs Pracht,
Nürnberger Witz,
Straßburger Geschütz
Und Ulmer Geld,
So wär ich der reichste
In der Welt.

Der religiöse Zwiespalt führte noch zu weiteren Streitigkeiten und Kriegen, so besonders zum bischöflichen und dem dreißigjährigen Kriege.

Ehe wir jedoch von diesen sprechen, müssen wir zuerst

eines andern gedenken, der ebenfalls mit den kirchlichen Bewegungen jener Zeit im Zusammenhange stand, des **Bauernkrieges.** Die Bauern mußten schon seit lange ein armseliges Leben führen. Sie hatten viele Pflichten und wenig Rechte. Sie machten daher ihrem Unwillen hie und da Luft. So schlossen elsässische Bauern schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts unter dem Bundeszeichen eines Schuhes — im Gegensatz zu den Stiefeln der Ritter — einen Bund, Bundschuh genannt. Derselbe wurde mit leichter Mühe unterdrückt. Im Jahre 1525 kam's zu einem neuen Aufstande, der große Verbreitung erlangte.

Die Bauern hatten ihre Wünsche und Forderungen in „12 Artikel" gefaßt, denen wir nachstehende Stellen entnehmen:

„Zum Ersten ist unsere demütige Bitte und Begehr, auch unser aller Wille und Meinung, daß wir nun fürhin Gewalt und Macht haben wollen, eine ganze Gemeinde soll einen Pfarrer selbst erwählen und kiesen (1. Timoth. 3), auch Gewalt haben, denselben wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte (Tit. 1). Der soll uns das Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen menschlichen Zusatz, Menschenlehr und Gebot (Apost. 14).

„Zum Andern, nachdem der rechte Zehent aufgesetzt ist im alten Testament und im neuen als erfüllt, wollen wir nichts desto minder den rechten Kornzehnt gern geben, doch wie es sich gebührt.

„Zum Dritten ist der Brauch bisher gewesen, daß man uns für Eigenleute gehalten hat, welches zum Erbarmen ist, angesehen, daß uns Christus alle mit seinem kostbaren, vergossenen Blut erlöst und erkauft hat (Jesai. 53. 1. Pet. 1. 1., Cor. 7. Röm. 13), den niedern Hirten eben sowohl als den allerhöchsten, keinen ausgenommen. Darum erfindet sich in der Schrift, daß wir frei sind, und wir wollen frei sein (Weish. 6. 1. Pet. 2). Nicht daß wir gar frei sein, keine Obrigkeit haben wollen; das lehret uns Gott nicht. Wir sollen in Geboten leben, nicht in freiem fleischlichem Mutwillen (5. Mos. 6. Matth. 4), sondern Gott lieben als unsern Herrn, in unsern Nächsten ihn erkennen, und alles das ihnen thun, was wir auch gern hätten, wie uns Gott am Nachtmahl geboten hat zu einer Letze (Lucä. 4. 6. Matth. 5. Joh. 13).

„Zum Vierten ist bisher im Brauch gewesen, daß kein armer Mann Gewalt gehabt hat, das Wildpret, Geflügel oder Fische im fließenden Wasser zu fangen, was uns ganz unziemlich und un-

Aus dem Bauernkrieg.

Ein von der Jagd zurückkehrender Edelmann wird von Bauern überfallen. Dieſelben haben ſich mit Schwertern und Spießen, aber auch mit gerade zur Hand befindlichen Geräten, wie Beilen, Senſen, Gabeln bewaffnet. Zwar liegt die Burg, hinter deren ſicher ſchützenden Mauern der Edelmann geborgen wäre, ganz nahe, aber es hat nicht den Anſchein, daß er ſie noch erreichen werde. Die Männer ſehen zu wild aus, als daß ſie einen aus dem verhaßten Stande der Edelleute losließen, wenn er ſich einmal in ihrer Gewalt befindet.

Aus dem Bauernkrieg. — Nach einem alten Holzſchnitte.

brüderlich dünkt, eigennützig und dem Worte Gottes nicht gemäß. Auch hegt in etlichen Orten die Obrigkeit das Gewild uns zu Trutz und mächtigem Schaden, weil wir leiden müssen, daß uns das Unsere, was Gott dem Menschen zu Nutz hat wachsen lassen, die unvernünftigen Tiere zu Unnutz mutwillig verfressen, und wir sollen dazu stillschweigen, was wider Gott und den Nächsten ist.

„Zum Fünften sind wir auch beschwert der Beholzung halb; denn unsere Herrschaften haben sich die Hölzer alle allein zugeeignet, und wenn der arme Mann etwas bedarf, muß ers ums doppelte Geld kaufen. Unsere Meinung ist, was für Hölzer Geistliche oder Weltliche, die sie immer haben, nicht erkauft haben, die sollen einer ganzen Gemeinde wieder anheim fallen.

„Zum Sechsten ist unsere harte Beschwerung der Dienste halb, welche von Tag zu Tag gemehrt werden und täglich zunehmen. Wir begehren, daß man darein ein ziemlich Einsehen thue, und uns dermaßen nicht so hart beschwere, sondern uns gnädig hierin ansehe, wie unsere Eltern gedient haben, allein nach Laut des Wortes Gottes (Röm. 10).

„Zum Siebenten wollen wir hinfür uns von einer Herrschaft nicht weiter beschweren lassen, sondern wie es eine Herrschaft ziemlicher Weise einem verleiht, also soll er es besitzen, laut der Vereinigung des Herrn und des Bauern. Der Herr soll ihn nicht weiter zwingen und dringen, nicht mehr Dienste noch anderes von ihm umsonst begehren (Luc. 3. Thess. 6), damit der Bauer solch Gut unbeschwert, also geruhlich brauchen und genießen möge; wenn aber des Herrn Dienst von Nöten wäre, soll ihm der Bauer willig und gehorsam vor andern sein, doch zu Stund und Zeit, da es dem Bauern nicht zum Nachteil diene, und soll ihm um einen ziemlichen Pfennig den Dienst thun.

„Zum Achten sind wir beschwert, und derer sind viele, so Güter inne haben, indem diese Güter die Gült nicht ertragen können, und die Bauern das ihrige darauf einbüßen und verderben. Wir begehren, daß die Herrschaft diese Güter ehrbare Leute besichtigen lasse und nach der Billigkeit eine Gült erschöpfe, damit der Bauer seine Arbeit nicht umsonst thue; denn ein jeglicher Tagwerker ist seines Lohnes würdig (Math. 10).

„Zum Neunten sind wir beschwert der großen Frevel halb, indem man stets neue Ansätze macht, nicht daß man uns straft nach Gestalt der Sache, sondern zu Zeiten aus großem Neid, und zu Zeiten aus großer parteilicher Begünstigung anderer. Unsere Meinung ist, uns nach alter geschriebener Straf zu strafen, je nachdem die Sache gehandelt ist, und nicht parteiisch (Jesaj. 10. Ephes. 6. Luc. 3. Jer. 16).

„Zum Zehnten sind wir beschwert, daß etliche sich haben zugeeignet Wiesen und Aecker, die doch einer Gemeinde zugehören. Selbige werden wir wieder zu unserer Gemeinden Handen nehmen, es sei denn die Sache, daß man es redlich erkauft hätte; wenn man es aber unbilliger Weis' erkauft hätte, soll man sich gütlich und brüderlich miteinander vergleichen nach Gestalt der Sache.

„Zum Elften wollen wir den Brauch, genannt der Todfall, ganz und gar abgethan haben, nimmer leiden noch gestatten, daß man Witwen und Waisen das Ihrige wider Gott und Ehren also schändlich nehmen und sie berauben soll, wie es an vielen Orten in mancherlei Gestalt geschehen ist.

„Zum Zwölften ist unser Beschluß und endliche Meinung: Wenn einer oder mehrere der hier gestellten Artikel dem Worte Gottes nicht gemäß wären, so wollen wir, wo uns selbige Artikel mit dem Worte Gottes als unziemlich nachgewiesen werden, davon abstehen, sobald man uns es mit Grund der Schrift erklärt."

Man wird zugeben müssen, daß in diesen Worten der Geist der Mäßigung und Besonnenheit waltet. Die Thaten entsprachen freilich vielfach nicht den Worten. Wo die Bauern die Gewalt an sich zu reißen vermochten, sengten, brannten, plünderten und zerstörten sie gar so gerne. — Die Zeit war damals noch nicht reif, ihre Forderungen zu bewilligen. Nach und nach erst, besonders durch die französische Revolution von 1789, erlangten auch sie ihre „Menschenrechte", welche ihnen heutzutage niemand mehr — wie damals — streitig zu machen wagt.

Die bedrohten Städte und Herren riefen den Herzog Anton von Lothringen zu Hilfe. Dieser rückte vor Zabern, dessen sich die Bauern bemächtigt hatten. Bei Lupstein, zwei Stunden östlich von dieser Stadt, lagerte ebenfalls eine Schar. Diese ließ Anton zuerst angreifen. Sie wurde bald besiegt, und viele unter den Armen kamen elendiglich um. Als dies die Bauern in Zabern sahen, erbot sich ihr Anführer, Erasmus Gerber von Molsheim, die Stadt zu übergeben, wenn sie frei abziehen dürften. Der Vorschlag wurde angenommen. Am andern Morgen zogen die Bauern mit weißen Stäbchen in den Händen aus und legten ihre Waffen vor dem Thore nieder. Auf ein Mal entstand zwischen einem lothringischen Landsknecht und einem Bauern ein Wortwechsel. Da ertönte der Ruf: „Schlaget darauf! Der Herzog erlaubt's!" Nun entstand ein fürchterliches Gemetzel, bei dem ungefähr

18,000 Bauern das Leben verloren. Anton zog dann gen Schlettstadt und schlug weitere Bauernhaufen bei Scherweiler und Kestenholz. Auch hier wurden etwa 10,000 Menschen getötet. Karl Candidus sagt:

Sie haben sich zusammengethan,
Das nahm ein schlecht Gelingen!
Es zog mit seinen Rotten heran
Der Herzog von Lotharingen.

Zu Lupstein war die erste That,
Da fielen viertausend Bauern,
Drauf sechzehntausend durch Verrat
Zu Zabern vor den Mauern.

Zu Dambach, wo die Kapelle steht,
Da liegen sechstausend begraben,
Und wo der Wind zu Ensen weht,
Die Henker gerichtet haben.

Es gehn vom Bauernkrieg sofort
Im Elsaß die blutigen Sagen,
Darum die Bauern alle dort
So rotes Brusttuch tragen.

Neben diesen blutigen Fehden sei auch eines Festes gedacht, welches den Straßburgern viele Freude bereitete:

In den Monaten Mai bis Juli 1576 hielt die Stadt ein großes Freischießen ab, zu welchem sie alle verbündeten Städte und Herren einlud. Auch 60 Züricher fanden sich ein. Dieselben rühmten in nach Hause gerichteten Briefen, wie schön das Fest verlaufe. Da beschlossen 48 Züricher, ihre Landsleute zu besuchen und den Straßburgern ein Zeichen ihrer nachbarlichen Freundschaft zu geben, sowie auch denselben zu zeigen, wie schnell sie im Notfalle den Straßburgern Hilfe bringen könnten. Sie rüsteten ein Schiff aus, thaten einen heißen Hirsbrei in einen ehernen dreibeinigen Topf, stellten denselben in eine mit heißem Sand umgebene Tonne und fuhren mit ihm am 20. Juni 1576 morgens 1 Uhr in Zürich ab. Zu dem Wege, zu welchem man sonst zu Land 4, zu Wasser 3 Tage brauchte, hatten sie dies Mal bloß Einen nötig, indem sie schon abends zwischen 8 und 9 Uhr in Straßburg anlangten. Der Hirsbrei war noch warm. Diese Fahrt wurde vielfach dichterisch verherrlicht, so z. B. von Fischart in seinem „Glückhaften Schiff." Derselbe läßt darin die Straßburger Bürger unter andern folgende Begrüßungsworte an die Züricher richten:

Der Breitopf der Züricher.

Wie sollt' man nicht all's guts den'n trauen,
Die kein Müh' noch Not hat gerauen,
Ihr' Nachbarn zu besuchen weit —
Was thäten sie zu andrer Zeit?
Darum sind sie uns wohl willkommen,
Die uns zu Lieb' solch's für hant gnommen.
Billig thun wir ihn'n an alle Ehr,
Die uns zur Ehr auch kommen her.

Einem Gedichte Adolf Stöber's über dasselbe Ereignis entnehmen wir folgende Stellen:

I. Zu Straßburg aus den Thoren zieht auf den Schützenrain
Die Bürgerschaft hinüber in festlich schmucken Reihn,
Das Schießen anzuheben, zu dem der weise Rat
Die lieben Eidgenossen allsamt zu Gaste bat.

II. Als kaum auf Zürich's Türmen die erste Stunde schlug,
Schon regte sich am Strande der muntre Schifferzug:
Sie wollen heute zeigen, wie nah sich Freunde sind,
Wie sie den Raum, der scheidet, durcheilen so geschwind.

Ihr Schiff ist reisefertig: in Straßburgs Mauern heut
Soll es die Anker werfen noch vor dem Nachtgeläut;
Drei Tage muß man fahren mit starkem Ruderschlag —
Ihm soll die Fahrt gelingen an Einem Sommertag.

Nun tragen die Gesellen den Eisentopf herbei,
Drin wallt mit süßen Düften der heiße Hirsebrei,
In sandumgoßner Tonne: noch glühend warm und frisch
Soll der, aus Zürichs Küche, heut stehn auf Straßburgs Tisch.

So habens sie's beschlossen, der Hans im Weerd ersann's,
Er spricht: „Wohlauf, Genossen! wer frisch es wagt, der kann's!"
Er winkt, da fliegen hurtig die Ruder ab und auf,
Der Kiel, vom Ufer stoßend, beginnt den Riesenlauf.

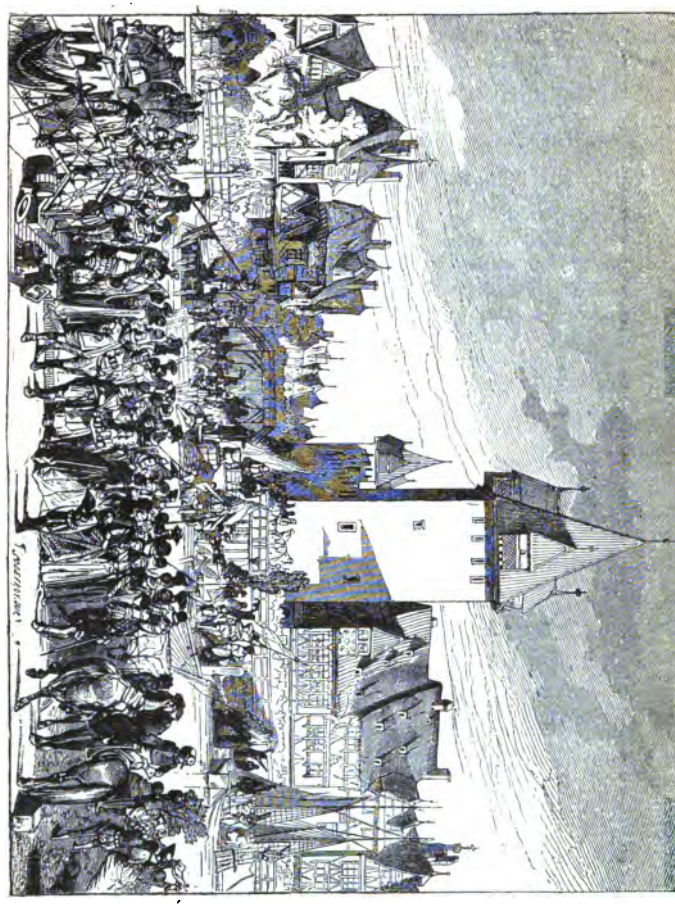
III. Beim Mondlicht strömen eben zu Straßburgs Thor herein
Die Bürger mit den Gästen zurück vom Schützenrain;
Da hört man aus der Ferne Trompet' und Pfeifenschall,
Bald ist der Zürcher Ankunft gemeldet überall.

Er kommt, er kommt geflogen — der Siegerpfeil an's Ziel!
Er kommt, er kommt gezogen — der wunderschnelle Kiel!
Die Zürcher Schützenflagge, sie flattert schon am Strand,
Die Helden springen munter am Guldenturm an's Land.

Nun trägt man in der Tonne den eh'rnen Topf herbei,
Drin wallt mit süßen Düften noch warm der Hirsebrei;
Hervor tritt Kaspar Thomann im ernsten Sprecheramt
Und grüßt die edeln Ratsherrn und Bürger insgesamt.

„Ihr lieben Eidgenossen, heut zeigten wir euch gern,
Daß euch in Not und Fährde die Zürcher nie zu fern!
Wenn ihr — was Gott verhüte! — je Feindesobmacht fühlt,
So kommen wir gefahren, eh' sich ein Brei verkühlt."

Die Ratsherrn ihn umarmen mit brüderlichem Kuß,
Und Händedruck bekräftigt der Städte Bundesschluß;
Rings um die Schiffer drängt sich das Volk in froher Eil,
Und tausend Stimmen jubeln: Heil, brave Zürcher, Heil!



Die Ankunft der Ritter. Von Leopold Schulz.

Der **bischöfliche** Krieg entstand nach dem Tode des Straßburger Bischofs Johann von Manderscheid (1592). Die protestantischen Stiftsherren wählten zu seinem Nach-

folger den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg, die katholischen den Kardinal Karl von Lothringen. Beide bekämpften sich einander. Die Stadt Straßburg erklärte sich für den ersteren und nahm zu seinem Schutze Hilfstruppen in Sold. Nach vielem Blutvergießen und langen Verhandlungen kam 1604 der Vertrag von Hagenau zu Stande, durch welchen die Stadt Karl von Lothringen als Bischof anerkannte. Dieser kostspielige Krieg schädigte Straßburg in hohem Grade. Namentlich kostete er die Stadt eine Unsumme Geldes.

In's Gesellschaftsbuch der Straßburger Meistersängerzunft für das Jahr 1592 wurde folgender Vers eingetragen:

Eben in diesem Jahr
Stund man in großer Gfahr,
Wählten zwen Bischof klar,
Und war ein sehr betrübte Zeit,
Das Land war voll Krieg und Streit
Im ganzen Elsaß fern und weit.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. In Böhmen brach jener unselige **dreißigjährige Krieg (1618—48)** aus, welcher Deutschland in einer ganz entsetzlichen Weise verwüstete.

Auch das Elsaß mußte schwer leiden, zuerst durch die Scharen des Grafen Ernst von Mansfeld, dann durch die Schweden, die Franzosen und die Kaiserlichen. Eine Zeit lang schien es, als würde Herzog Bernhard von Weimar, welcher mit schwedischer und französischer Hilfe ins Land gekommen war, ein selbständiges Fürstentum im Elsaß gründen können, aber sein frühzeitiger Tod (er starb 1639) vereitelte diesen Plan, und die Franzosen, welche in Turenne einen ausgezeichneten Feldherrn besaßen, bekamen die Oberhand. In die Einzelheiten dieses Krieges ausführlich einzugehen, mangelt uns der Raum, wir wollen nur einige Ereignisse desselben berühren.

Der Anlaß des Krieges war folgender: Kaiser Rudolf II. hatte den Protestanten in Böhmen durch den sogenannten „Majestätsbrief" freie Religionsübung zugesichert. Da derselbe mehrmals verletzt

wurde, brach 1618 ein Aufstand in Prag aus, und die Böhmen wählten den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Dieser war das Haupt der „Union", welche die Protestanten zu ihrem Schutze geschlossen hatten, und im Gegensatz zu der die Katholiken die „Liga" gründeten, an deren Spitze der Kurfürst Maximilian I. von Bayern stand. Friedrich's Herrschaft dauerte nicht lange: am 8. November 1620 verlor er die Schlacht am Weißen Berg (in Böhmen) und damit sein Königreich.

Einen tüchtigen, ihm ergebenen Heerführer hatte er in dem Grafen Ernst von Mansfeld (geb. 1585, † 1626), welcher, früher Katholik, zur protestantischen Kirche übergetreten war. Vom November 1621 bis August 1622 zog dieser mit seinem zusammengewürfelten, zügellosen Heere im Elsaß umher, nahm Lauterburg, Hagenau, belagerte vergeblich Zabern und richtete namentlich im bischöflichen und österreichischen Gebiete große Verheerungen an. Als ihn der Kurfürst entließ, führte er den Krieg auf eigene Faust weiter, schlug sich nach Holland durch, wurde am 25. April 1626 von Wallenstein bei Dessau besiegt, ging nun nach Ungarn, wo er auch nicht lange blieb, und starb frühe.

Die Sache der Protestanten gestaltete sich um diese Zeit in hohem Grade ungünstig. Die Kaiserlichen besaßen in Tilly und Wallenstein zwei ausgezeichnete Feldherren, welche ihnen Sieg um Sieg erfochten.

Johann Tserclaes, Graf von Tilly, geb. 1559 in Belgien, † den 20. April 1632.

Tilly wurde vom Kurfürsten Maximilian I. von Bayern zum Generalfeldmarschall ernannt und verbesserte als solcher das bayerische Kriegswesen. Er erhielt den Oberbefehl des Heeres der „Liga" und siegte in der Schlacht am Weißen Berge. In Süd- und Norddeutschland unterwarf er seine Gegner. Auch den König Christian IV. von Dänemark, welcher sich in den Krieg mischte, schlug er bei Lutter am Barenberge (in Braunschweig) am 27. August 1626. Seine bekannteste That, die Erstürmung Magdeburg's (am 10. Mai 1631), wurde der Anlaß vieler mit Unrecht gegen ihn erhobener Beschuldigungen. Gegen Gustav Adolf verlor er am 7. September 1631 die Schlacht bei Breitenfeld. Er zog sich nun nach Bayern zurück. Als er die Schweden am Uebergang über den Lech verhindern wollte, wurde er am 5. April 1632 schwer verwundet und starb bald darauf.

Er führte einen musterhaften Lebenswandel und war ein treuer Sohn der katholischen Kirche; täglich hörte er die Messe und sprach die festgesetzte Anzahl Gebete. Als Feldherr war er in 36 Schlachten siegreich.

Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, geb. 1583, ermordet 1634.

Wallenstein ist in Böhmen geboren. Seine Eltern waren evangelisch, er wurde aber den Jesuiten zur Erziehung übergeben und trat zur katholischen Kirche über. Durch Heirat und Erbschaft erlangte er großen Reichtum, welchen er noch dadurch erhöhte, daß er viele Güter hingerichteter und verbannter böhmischer Edelleute kaufte. So ward es ihm möglich, ein eigenes Heer anzuwerben, mit welchem er sich in den Dienst des deutsch-österreichischen Kaisers stellte. Er verhalf dessen Sache fast überall zum Siege. Beneidet und angefeindet, wurde er 1630 vom Kaiser entlassen, aber als dann Gustav Adolf in den Kampf eingriff, durch flehentliche Bitten wieder zurückgerufen. Er ließ sich nun weitgehende Vollmachten erteilen, warb auf's neue ein großes Heer und trat den Feldzug wieder mit einem Siegeslaufe an, aber in der Schlacht bei Lützen — am 6. November 1632 — fand er in dem Schwedenkönig einen ihm gewachsenen Gegner. Dieser fiel jedoch in der Schlacht; in Folge dessen fehlte den Protestanten eine stramme Leitung und ein fester Mittelpunkt, so daß Wallenstein es wieder leichter hatte. Er ließ sich nun aber in Verhandlungen mit den Gegnern des Kaisers ein, da es ihm vor allem darauf ankam, sich selbst eine große Machtstellung zu erwerben und die deutschen Angelegenheiten in seinem Sinne zu ordnen; denn er wollte, daß Deutschland wie Frankreich und Spanien nur Einen Herrn habe. Als der Kaiser von diesen Bestrebungen Kunde erhielt, setzte er ihn ab; ja er sah es sogar nicht ungern, daß Meuchelmörder ihn töteten; letztere wurden selbst belobt und belohnt.

Welche Beweggründe Gustav Adolf für seine Beteiligung am Kriege angab, hören wir am besten aus den Worten, welche er an seine Stände in Stockholm richtete;[1]) er sagte:

„Unsere Gegner und Feinde grünen, unsere Freunde und alle Gegner des Papsttums schmachten in Not und Elend; der größte Teil von ihnen ist so jämmerlich umgekommen, von seiner Religionsübung, von Haus und Heimat, von Freiheit und Recht verjagt, daß die, welche

[1]) Wir führen diese Worte an, ohne uns in die Streitfrage einzulassen, ob nicht der wahre Zweck seines Kommens das Verlangen nach der deutschen Kaiserkrone gewesen sei.

dem Schwert haben entweichen wollen, dadurch in große Not geraten sind und ihren Freunden zur Last, ihren Feinden zum Spott durch die weite Welt irren und leiden müssen, daß Weib und Kind zu einem andern Glauben und Gottesdienst gezogen werden in Güte oder mit Gewalt, so daß sie in Sorge und Verzweiflung ihr Leben enden, und glücklich die geschätzt werden, die durch das Schwert gefallen sind. Predigt oder schreibt einer gegen das Papsttum, so wird er sofort gefänglich eingezogen, mit dem Tode oder ewiger Gefangenschaft bestraft. Und davor schützt weder Alter noch Stand, noch Geschlecht, so daß einem treuen Herzen, das an seinem Gott, seinem Glauben und der Freiheit seines Landes hängt, bei solchem Jammer und Elend der Freunde und Glaubensverwandten, Augen und Herz bluten. Nun ist in Europa kein Königreich freier als Schweden. Aber das Unglück naht uns mehr und mehr und wächst von Tag zu Tag." Schon sind die Anhänger des Papstes bis an die Ostsee vorgedrungen und strengen alles an, um auch nach Schweden zu kommen und hier festen Fuß zu fassen. Drum heißt es, dem Hause Habsburg rasch und stark begegnen. Man kämpft ja für Eltern, für Weib und Kind, für Haus und Hof — für das Vaterland und für den Glauben.

Gustav II. Adolf, 1611—32 König von Schweden.

Im Sommer 1631 erschien er in Pommern, besiegte die Kaiserlichen, schlug Tilly bei Breitenfeld und am Lech, fiel aber schon am 6. November 1632 bei Lützen.

Gustav Adolf war ein frommer Fürst, dem die Erhaltung der evang. Kirche im Deutschen Reiche gar sehr am Herzen lag. Ein wie tüchtiger Feldherr er war, hatte er schon vor seinem Zuge nach Deutschland bewiesen und hier hat er's auf's neue bewährt. Auch hielt er strenge Mannszucht. So kam's, daß er selbst bei seinen Gegnern in Achtung stand; auf die Nachricht von seinem Ableben las z. B. der Papst eine Trauermesse für ihn.

Nach seinem Tode waren Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar und Gustav Horn die Hauptführer der Schweden, an deren Aufenthalt im Elsaß sich die Erinnerung an viele verabscheuungswürdige Thaten knüpft.

Bernhard, der schon in früher Jugend an ritterlichen Uebungen großen Gefallen hatte, kämpfte bereits in der ersten Zeit des Krieges unter Mansfeld und dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden. Auch dem Dänenkönig Christian stellte er sich zur Verfügung. Seine entscheidende Wirksamkeit begann aber erst seit der

Ankunft Gustav Adolf's. In dessen Auftrag erschien er bald auf dem, bald auf jenem Schauplatz des Krieges. Nach des Königs Tode übernahm er in der Schlacht bei Lützen den Oberbefehl und führte dieselbe zu Ende. Als die schwedischen Staatsangelegenheiten nun von dem Kanzler Axel Oxenstjerna geleitet wurden, wollte sich Bernhard andern Oberbefehlshabern nicht gerne unterordnen und fügte dadurch der von ihm verfochtenen Sache manchen Schaden zu. Nach der für ihn und die Schweden unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (am 27. August 1634) waren die Kaiserlichen wieder so sehr im Vorteil, daß der protestantischen Partei die Hilfe Frankreichs sehr genehm erschien, und wenn dieses auch die Protestanten im eigenen Lande verfolgte, mischte es sich doch gerne zu Gunsten der deutschen Protestanten in den Krieg, um die Macht des Hauses Habsburg zu schwächen. Die Franzosen sahen — wie ihr General Lavalette selbst sagte — daß man nur mit Bernhard im stande sei, den Krieg noch fortzuführen; nach langen Verhandlungen schlossen sie vom 17.—19. Oktober 1635 zu St. Germain einen Vertrag mit ihm ab, wornach sie sich verpflichteten, jährlich eine Million Livres zu bezahlen, wofür Bernhard ein Heer unter der Autorität des französischen Königs zu führen versprach. Er sollte für sich die Landgrafschaft Elsaß und die Obervogtei Hagenau mit allen Rechten, welche Oesterreich darüber besaß, unter dem Titel eines Landgrafen vom Elsaß erhalten; auch wurde die Schonung der Kirchengüter und die Erhaltung der katholischen Religion ausbedungen. Daß das auf seine Feldherrntüchtigkeit gesetzte Vertrauen berechtigt war, zeigte er oft, wobei Lothringen und Elsaß stark in Mitleidenschaft gezogen wurden. Seine glänzendste Waffenthat war die Einnahme von Breisach (am 7. Dezember 1638). Wiederholt suchte ihn der deutsch-österreichische Kaiser durch weitgehende Anerbietungen für sich zu gewinnen, aber stets behielt er als Ziel im Auge, dem Protestantismus in Deutschland rechtliche Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Daneben suchte er allerdings sich selbst ein ansehnliches Fürstentum zu gründen. Seine Pläne wurden jedoch durch seinen frühzeitigen Tod vereitelt, und der Löwenanteil an seinem Erbe fiel den Franzosen zu. — Kurz vor seinem Abscheiden sagte er zu den sein Bett Umstehenden: „Brüder, geht jetzt hinaus. Ihr macht mich sonst irre. Ich habe genug mit Euch geredet; jetzt muß ich mit Gott reden."

Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar, geb. 1604, † 8. Juli 1639 zu Neuenburg am Rhein.

Von dem Zustand, in welchem sich Deutschland damals befand, geben die nachfolgenden Worte ein schwaches Bild: „Wie jämmerlich stehen neue große Städte! Da zuvor tausend Gassen gewesen sind, sind nun nicht mehr hundert. Wie elend stehen die kleinen Städte, die offenen Flecken! Da liegen sie verbrannt, zerfallen, zerstört, daß weder Dach, Gesparr, Thüren oder Fenster zu sehen sind. Wie sind sie mit den Kirchen umgegangen: sie haben sie verbrannt, die Glocken weggeführt, zu Cloaken, zu Pferdeställen und Marketenderhäusern gemacht und auf die Altäre ihren Mist gelegt. Ach Gott, wie jämmerlich steht's auf den Dörfern! Man wandert bei zehn Meilen und sieht nicht einen Menschen, nicht ein Vieh, nicht einen Sperling, wo nicht an etlichen Orten ein alter Mann und Kind oder zwei alte Frauen zu finden. In allen Dörfern sind die Häuser voller toten Leichname gelegen, Mann, Weib, Kinder und Gesind, Pferde, Schweine, Kühe und Ochsen, neben und unter einander von der Pest und Hunger erwürgt und von Wölfen, Hunden, Krähen, Raben und Vögeln gefressen worden, weil niemand gewesen, der sie begraben, beklaget und beweinet hat. Erinnert euch, ihr Städte, wie viele in ihrer großen Mattigkeit starben, welchen ihr nicht ein Bette von euren vielen übrigen zugeworfen, welche euch aber hernach von eurem Angesichte sind weggenommen worden. Ihr wisset, wie die Lebendigen sich unter einander in Winkeln und Kellern gerissen, geschlachtet und gegessen, daß Eltern ihre Kinder und die Kinder ihre toten Eltern gegessen, daß viele vor den Thüren nur um einen Hund und eine Katze gebettelt ..."

Der Dichter Jakob Balde klagte:

Mir zerreißt das Herz die Weise,
Wie du, Deutschland, leiden mußt!
Ach, du atmest kaum mehr leise
Aus der wundenvollen Brust.

Doch genug! Decken wir einen Schleier über diese Greuel der Verwüstung.

Der sogenannte **westfälische Friede 1648** (zu Münster und Osnabrück geschlossen) machte dem Kriege ein Ende.

Von nun an erstarkte der Einfluß Frankreichs mehr und mehr. Er erreichte seinen Höhepunkt unter der glänzenden Regierung **Ludwig's** XIV.

Ludwig XIV. war erst 4 Jahre alt, als die Königswürde auf ihn überging; während seiner Minderjährigkeit führte besonders Kardinal Mazarin die Zügel der Regierung. Er hatte das Glück,

ausgezeichnete Staatsmänner, Feldherren, Dichter und Gelehrte um sich zu sehen. Deren Thatkraft, Einsicht und Kenntnisse nahm er möglichst für sich in Anspruch, damit alle Strahlen der Macht und des Ruhmes in ihm als dem Brennpunkte sich vereinigten. „Der Staat bin ich," war sein stolzes Wort. In der That hat er Frankreich auf eine hohe Stufe äußeren Glanzes gehoben. In seinen zahlreichen Kriegen errang er viele Erfolge, teils durch die Tüchtigkeit seiner Generäle, teils durch die Uneinigkeit unter seinen Gegnern, teils durch die geschickte und rücksichtslose Ausnützung aller sich darbietenden Vorteile. So scheute er sich z. B. nicht, obgleich er den Beinamen „der allerchristlichste König" führte, den Türken, diesen verfolgungssüchtigen Feinden des Christentums, gegen den deutschen Kaiser, der doch auch katholisch war wie er selbst, die Hand zu reichen. Die willkürliche Unterdrückung von Rechten und Freiheiten bei fremden Völkern, wie auch seinen eigenen Unterthanen, seine religiöse Unduldsamkeit, sein unsittliches Leben sind so dunkle Seiten seiner Regierung, daß die wahrheitsliebende Geschichte ihn nimmermehr „den Großen" nennen kann, wie manche Schmeichler wollten.

Ludwig XIV. (1643—1715).
Von dem französischen Maler Hyacinthe Rigaud († 1743).

Folgende Bestimmung in dem westfälischen Friedensvertrage entschied über das Elsaß:

„Es begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Oesterreich, wie auch das römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Unter-Elsaß, den Sundgau, die

Landvogtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte Hagenau, Colmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kayserberg, Oberehnheim, Rosheim, Münster im Gregorienthal, Thüringheim (Türkheim) und aller Dörfer, die zu denselben gehören, und übergeben sie dem Allerchristlichsten König und der Krone Frankreich, so daß die genannte Stadt Breisach samt den Dörfern Hochstedt, Niedermünster, Harten und Acharren und dem ganzem Gebiete, soweit es sich von alten Zeiten erstreckt hat, nunmehr der Krone Frankreichs gehören soll."

Aus diesem Wortlaute ging nicht deutlich hervor, ob Frankreich die Souveränität, also die volle Herrschaft, über diese Gebiete habe oder ob dieselben noch im alten Lehensverhältnisse zum Deutschen Reiche ständen, so daß der König von Frankreich einfach nur ihr Protektor (Schirmherr) wäre. Die elsässischen Reichsstädte legten den Vertrag im letzteren Sinne aus. Als man sie aufforderte, dem Könige von Frankreich den Eid der Treue und des Gehorsams zu leisten, weigerten sie sich daher dessen anfänglich entschieden. Sie beschickten auch ferner die deutschen Reichstage und unterzeichneten die Reichstagsabschiede, ja Colmar ließ noch im Jahre 1666 Münzen mit des deutschen Kaisers Wappen und mit der Inschrift prägen „Eine freye und kaiserliche Stadt". Der Prinz von Condé schrieb am 30. Juni 1673 einen Brief an Ludwig XIV., in welchem es heißt: „Ich kann mich nicht enthalten zu sagen, daß das Ansehen des Königs im Elsaß durchaus schwindet. Die zehn kaiserlichen Städte sind, weit entfernt, dem Könige unterworfen zu sein, wie sie es sein sollten in Folge der Schirmherrschaft (Protektion), welche der König durch den Westfälischen Frieden über sie hat, fast feindlich." Das wollte Ludwig XIV., dieser so ehrgeizige und ländergierige Fürst, nicht ferner dulden. Er beschloß, die mächtigsten unter den zehn Städten mit Gewalt zu unterwerfen. Den Anfang machte er mit Colmar. Noch im selben Jahre wurden die Vertreter der Stadt überredet, den König zu beherbergen und ihm deshalb die Thore zu öffnen. Kaum war dies geschehen, so besetzten die französischen Truppen die Stadt. Die Befestigungen, welche den Bürgern bisher

Schutz gewährt hatten, wurden niedergerissen, wobei man sie zwang, mitzuhelfen; ihre Waffen mußten sie abliefern; sie erhielten drückende Einquartierung und hatten zu seufzen unter dem Druck hoher Steuern. In einem Protokoll aus jener Zeit heißt es: „Abends als die Soldaten von der Demolierung der Schanzen wiederum auf ihre Plätze gekommen, hat man sie in die Quartiere geschickt, deren so viel waren, daß auch der allerärmste Bürger hat sieben Soldaten verpflegen müssen, welches solchen Jammer, Elend, Seufzen und Weinen unter der ganzen Bevölkerung erwecket, daß es nicht zu glauben, ja erbärmlich zu hören war." Und nun bewahrten die Colmarer dem Deutschen Reiche erst recht ihre Liebe; die Vertreter der Stadt schrieben bald darauf: „Sollten wir nur etwas Luft bekommen, sind wir nicht gesinnt, das Geschäft (der zehn Reichsstädte) der Gestalt auf einmal sinken zu lassen, noch uns und die werte Nachkommenschaft in eine unendliche Sklaverei und daraus folgende Gewissensgefahr zu stürzen."

Nun kam die Reihe an Schlettstadt. Ludwigs XIV. Kriegsminister Louvois rückte — auch im Jahre 1673 — mit 1700 Mann französischer Truppen in diese bis dahin reiche und blühende Handelsstadt und befahl die Wälle und Türme niederzureißen, wobei die Bürger ebenfalls mithelfen mußten. In dem darauffolgenden Winter wurde der Stadt eine große Einquartierung auferlegt, deren Unterhalt so viel kostete (der der Offiziere allein 10,000 Gulden, eine damals sehr bedeutende Summe), daß sie ihre Pferde, Weinkeller und ihr Silbergeschirr verkaufen und noch ein Anlehen von 7000 Gulden machen mußte.

Aehnlich erging es den andern acht elsässischen Reichsstädten. Sie waren nun französische Provinzialstädte.

Ludwig XIV. führte Krieg mit Holland. Das Deutsche Reich verbündete sich mit letzterem. Für die sich nun entspinnenden Fehden mußten besonders die Pfalz und das Elsaß den Kampfplatz abgeben. Im Juni 1674 kamen die Kaiserlichen über den Rhein und zogen bald in die Pfalz.

Turenne[1]) eilte ihnen nach und schlug den ebenfalls mit den Kaiserlichen verbündeten Herzog Karl von Lothringen am 16. Juni 1674 in Sinsheim bei Heidelberg. Nun hatte die Pfalz alle Greuel der Verwüstung durchzumachen. Die Franzosen gingen wieder über den Rhein zurück. Die Kaiserlichen folgten ihnen. Nach vielem Hin- und Hermarschieren kam's am 4. Oktober 1674 bei Enzheim zur Schlacht. Die Kaiserlichen standen unter dem Befehle Bournonville's (derselbe ist um's Jahr 1620 in Brüssel geboren und 1690 gestorben). Es handelte sich besonders um den Besitz eines Wäldchens. Turenne eroberte es erst nach mehreren vergeblichen Versuchen. Als seine Leute es eingenommen hatten, wollten es ihnen die Lüneburger wieder entreißen. Sie stürmten viermal an, und es entstand ein blutiger Kampf. Ein Straßburger schrieb damals: „Der Himmel selbst entzog dieser blutigen Aktion (Handlung) seinen Schein und beweinte mit stetem Regen, daß die Christen so viel Blut und Wasser vergossen." Turenne begab sich selbst in den Kugelregen und feuerte seine Soldaten so an, daß sie sich den wichtigen Posten nicht mehr entreißen ließen. Während auf der französischen Seite die Führung in den besten Händen lag, wirkten die verschiedenen Feldherren beim kaiserlichen Heere (auch hier kämpfte wieder der Herzog Karl von Lothringen) nicht nach einem einheitlichen Plane, so daß sie die Vorteile nicht ausnützen konnten, welche einzelne Truppenteile erlangt hatten. So kam's, daß Turenne auch hier siegte.

Mittlerweile nahte den Kaiserlichen Hilfe. Der **Große Kurfürst** Friedrich Wilhelm von Brandenburg rückte mit 11,000 Mann Infanterie, 7500 Reitern, 2 Regimentern Dragoner und einer starken Artillerie zu ihrer Unterstützung heran. Ein Zeitgenosse rühmte: „Was die brandenburgische Infanterie anlanget, so hat sie ihres Gleichen nicht." Am 13. Oktober überschritt er mit seinem Heere bei Kehl den Rhein.

[1]) Turenne (geb. 1611 in Sedan, † 1675), der 1668 vom Protestantismus zur katholischen Kirche übertrat, war einer der ausgezeichnetsten Feldherren seiner Zeit; ihm verdankte Ludwig XIV. hauptsächlich die Eroberung des Elsasses. Er meinte, in Frankreich dürfe es keinen Kriegsmann geben, welcher ruhig bleiben könne, so lange sich noch ein Deutscher diesseits des Rheines im Elsaß aufhalte.

Besonders wohlgeneigt war er den Straßburgern. Er schrieb an dieselben: „Gleichwie wir jeder Zeit zu Euch und Eurer Stadt eine besondere Affektion und Zuneigung gehabt, also werden wir auch ferner dabei bleiben und solches bei allen vorfallenden Gelegenheiten zu erkennen geben, nicht zweifelnd, Ihr werdet Euch auch ferner zur Beförderung des gemeinen Wesens also bezeigen, daß Ihr den bereits erworbenen Ruhm nicht allein beibehaltet, sondern auch vermehrt", u. einer Bittschrift der Stadt an den deutschen Kaiser, worin sie um Ermäßigung der Kriegslasten einkam, fügte er folgendes ehrenvolle Zeugnis für sie bei: „Niemand kann leugnen, daß die Stadt bei jetzigem Zustande alles aus den Augen gesetzt, worauf andere mehr, denn sich's wohl gebühren will, ihr Absehen richten, und bloß allein auf die Treue gesehen, womit sie Ew. Majestät verwandt, und daher Derosselben und dem heiligen römischen Reich ungeachtet aller Gefahren, so ihr daher zustoßen könnten, überaus nützliche treue Dienste geleistet." Auch die Stadt selbst erklärte dem Kaiser: „Zuvörderst versichern wir mit Grund der Wahrheit, daß wir in einer schuldig ungefärbten Treue und Devotion gegen Ew. Majestät und das heilige römische Reich beständig und unausgesetzt verharren, auch lieber alles Unglück über uns ergehen, als davon zuwider und entgegen zu handeln, uns in einerlei Weise werden bewegen lassen."

Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (er regierte 1640—88). Standbild in Berlin von Andreas Schlüter († 1714).

Ein französischer Unterhändler dagegen, der Einlaß in die Stadt begehrte, wurde abgewiesen mit den Worten, „daß man seiner weder cognito noch incognito verlange, daß die Thorwachen angewiesen seien, ihn in die Stadt nicht einzulassen."

Bournonville, mit dem der Große Kurfürst gemeinsam gegen Turenne vorgehen sollte, vereitelte durch sein zauderndes Vorgehen einen durchschlagenden Erfolg, so daß Friedrich Wilhelm klagte: „Gewiß ist, daß, wenn Raison angenommen worden, der Feind in unsern Händen gewesen und vollkommen ruiniert worden sei.“ Die Straßburger waren derselben Meinung, „man solle“, sagten sie, „den Kaiserlichen nicht zu wohl trauen, die Brandenburger aber und die übrigen, die es treu meinten, solle man zu unterstützen fortfahren.“

Wie verhängnisvoll der Zwiespalt unter den Heerführern für die Deutschen war, zeigte sich am 5. Januar 1675, als es bei Türkheim zur Schlacht kam. Die Deutschen hätten eine ganz ausgezeichnete Stellung inne haben können, wenn nur ihre Führer einig gewesen wären. Aber Bournonville hatte — gegen den Rat des Großen Kurfürsten — nicht einmal Türkheim besetzen lassen, so daß die Franzosen diesen äußerst wichtigen Platz mit leichter Mühe in ihre Gewalt bekamen. Ein wie frischer Kriegsmut in den Soldaten lebte, zeigen die Worte, welche die Münster'sche Reiterei dem Großen Kurfürsten zurief: „Wir wollen mit Ew. Durchlaucht leben und sterben.“ Auf beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gestritten, und am Ende des Tages war es unentschieden, wer gesiegt habe. „Ich fragte“, heißt es in einem damaligen Berichte, „ob Turenne geschlagen wäre. Sie sagten nein. Da fragte ich, ob denn die Alliirten geschlagen worden. Sie sagten ebenmäßig nein. Wir in Colmar waren über diesen glücklichen Anfang zum höchsten erfreut und bildeten uns festiglich ein, der folgende Tag würde unfehlbar der Tag unserer verhofften Erlösung sein.“ Diese Hoffnung erwies sich als eine trügerische.

Die Deutschen traten noch in derselben Nacht den Rückzug an. Und warum? Ein damaliger Geschichtschreiber gibt folgenden Grund an: „Weil die Kaiserlichen Mangel an Fourage litten, und sich der Kurfürst von Brandenburg nicht mit dem Herzog von Bournonville vertragen konnte, auch die Schweden in die brandenburgischen Lande eingefallen waren, daher gingen die Deutschen bei Straßburg über den Rhein.“ Nun spielten die siegestrunkenen Franzosen den armen Elsässern bös mit. „Während mehr denn

vierzehn Tagen wurde täglich viel geraubt und gemordet mit Fluchen, Gottlästern und allerlei Schandthaten. Man verschonte weder Kind noch Mutter, sogar die Kirche nicht." So heißt's in einem Berichte. Colmars Bewohner behandelte Turenne jedoch glimpflich. — Ludwig XIV. ließ eine Siegesdenkmünze schlagen, auf der zwei deutsche Krieger abgebildet sind, die entsetzt vor den Waffen und Siegeszeichen Frankreichs fliehen. Ihre Inschrift lautet: „60,000 Deutsche über den Rhein getrieben". Der Große Kurfürst aber rief, als er einige Jahre nachher den Friedensvertrag mit Frankreich unterzeichnete: „Auferstehen soll aus meinen Gebeinen irgend ein Rächer."

Im Jahre 1680 setzte Ludwig XIV. die Reunionskammern in Breisach (für's Elsaß), Metz (für Metz, Toul und Verdun) und Besançon (für die Grafschaft Hochburgund) ein. Dieselben sollten untersuchen, was es mit den freien Reichsfürstentümern und Städten in den eroberten Ländern für eine Bewandtnis habe, was er von ihnen fordern und ob er sie sich aneignen könne. Man kann sich leicht denken, wie diese von Ludwig XIV. einseitig eingesetzten Gerichtshöfe Recht sprachen: Sie richteten sich nach den Wünschen ihres Gebieters, und so zog dieser eine Ortschaft nach der andern an sich und fing an alle Rechte auszuüben, welche ihm gut dünkten und erreichbar waren.

Noch Ein Bollwerk stand im Elsaß: Straßburg. Auch dies ließ er sich zuerkennen.

Straßburg wird französisch. Der französische Kriegsminister Louvois forderte im Anfang des Jahres 1681 den Rat der Stadt auf, die kaiserliche Besatzung (etwa 4000 Mann) zu entlassen. Da letzterer die Macht nicht hatte, sich seinem Willen zu widersetzen, mußte er ihm willfahren. Mit schwerem Herzen sah die Bürgerschaft die Kaiserlichen abziehen. Es blieben ihr nun nur noch etwa 400 schweizerische Soldtruppen übrig; denn auf die 3000 im Waffenhandwerk nicht geübten Bürger konnte sie im Falle äußerster Gefahr nur wenig zählen.

Nun wurde General von Montclar von der französischen Regierung beauftragt, gegen Straßburg vorzurücken. Seine Truppenmacht war 35,000 Mann stark. Am 28. September kam eine Abteilung derselben in der Nähe Straßburg's an. Sie überrumpelte die kleine Besatzung der Zollschanze und besetzte alle Zugänge der Stadt. Als die Kunde davon nach Straßburg gelangte, „hat man um 2 Uhr gegen Tag angefangen, die Mordglock zu läuten." Der Rat schickte einen Abgeordneten an den französischen Obersten, um ihn zu fragen, was sein Anmarsch zu bedeuten habe. Dieser erwiderte, General v. Montclar habe gehört, kaiserliche Truppen wollten den Rheinpaß besetzen, nun sei er ihnen zuvorgekommen. Als der Straßburger Abgeordnete versicherte, es sei auf 40 Stunden in der Runde kein kaiserlicher Soldat zu sehen, entgegnete ihm der Oberst achselzuckend, es sei seine Sache nicht, sich darüber in weitere Unterhandlungen mit ihm einzulassen. Bald darauf rückte Montclar selbst an; er legte der Stadt die Frage vor, ob sie „Ihre Königliche Majestät von Frankreich für ihren souveränen Herrn erkennen und deren Protektion an- und eine Garnison einnehmen wollte." Geschehe dies nicht in Güte, so werde er Gewalt brauchen. „Er wäre" — so sagte er nach dem Berichte eines Straßburger Geschichtschreibers jener Zeit — „nicht gekommen, um lange Unterhandlungen zu pflegen, sondern um des Königs Befehle zu vollziehen." Der Rat berief nun rasch die Bürgerschaft, um derselben den Ernst der Lage darzulegen und ihre Ansicht zu hören. Die Gründe für und gegen die Übergabe wurden genau aufgezählt. Einer derselben lautete wie folgt:

„Da die Stadt ihren Ruin vor Augen gesehen, so hat man endlich nichts anderes bei sich befunden und resolvieren[1]) können, denn, daß nachdem man um seiner Conservation[2]) willen sich bis auf Mark und Bein angegriffen, aber eben damit vollends in Ohnmacht gesunken, es weit besser gethan sein würde, es nach dem Exempel vieler anderer auch großer Potentaten und Gewalten, die ihre Städte und Schlösser samt andern Festungen lieber in Zeiten übergeben,

[1]) beschließen. [2]) Erhaltung.

als bis alles darunter und darüber gegangen, erwarten wollen, auch diesseits durch einen erträglichen Akkord das Unglück so viel möglich abzuwenden, als mit unschuldigen Weib und Kindern in die äußerste Desolation[1]) gesetzt und zu einem Brand und Aschenhaufen, davon die Stadt dies Mal kein Mensch hätte erretten können, gemacht zu werden."

Alle verständigen Männer sahen ein, daß den Franzosen kein Widerstand geleistet werden könne. So fügten sie sich in das unvermeidliche. In einem altertümlichen Gebäude in Illkirch wurde am 30. September die Kapitulation unterzeichnet.

Ludwig XIV. bestätigte der Stadt alle alten Vorrechte und freie Religionsübung. Das Münster dagegen, welches die Protestanten seit der Reformation inne hatten, mußte den Katholiken zurückgegeben werden. Dessen Glocken sollten jedoch auch die Protestanten in den bisher üblichen Fällen benützen dürfen, nur nicht zum Geläute bei ihren „Gebeten".

Am 30. September nachmittags 4 Uhr zog Louvois mit starker Truppenmacht in die Stadt ein.

Ludwig XIV. kam am 23. Oktober selbst in einem mit acht weißen Pferden bespannten Wagen. Am andern Morgen begab er sich in das Münster, das den Katholiken zurückgegeben worden war. Der Bischof Fürst Franz Egon von Fürstenberg empfing ihn mit den Worten, welche einst Simeon sprach, als er das Christuskind auf seinen Armen hielt: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen". — Der König ernannte zu seinem Bevollmächtigten in der Stadt einen „Prätor". Der erste, welcher diese Würde erlangte (im Jahre 1685), war Ulrich Obrecht (1646 in Straßburg geboren, † 1701), Professor der Geschichte und Beredsamkeit an der Universität seiner Vaterstadt, der 1684 zum Katholizismus übergetreten war.

Nach seinem Tode erhielt sein Sohn diesen Posten. Als dieser bald nachher nach Paris übersiedelte, wurde Johann Baptist Kling-

[1]) Zerstörung.

lin sein Nachfolger, und auch dessen Sohne Franz Josef verblieb diese wichtige Stelle. Letzterer — seit 1725 Prätor — besaß die Gunst des Hofes und stand auch in der Stadt in hohem Ansehen, da er großen Aufwand machte und viel Geld unter die Leute brachte. Aber er that dies auf Kosten der Stadt, mit deren Eigentum er willkürlich wirtschaftete. Als in Folge dessen Klagen laut wurden, kam 1752 ein Bevollmächtigter, um den Vermögensstand der Stadt zu untersuchen. Klinglin wurde auf dessen Anordnung schleunig verhaftet, und so hochgeehrt er vorher gewesen war, so verachtet wurde er jetzt. Er starb am 3. Februar 1753 im Gefängnisse.

Was sagte man aber im Deutschen Reiche über den Verlust Straßburg's? Der Reichstag in Regensburg jammerte und schickte papierene Protestationen (Verwahrungen) in die Welt, und der deutsch-österreichische Kaiser hatte sich der Ungarn und Türken zu erwehren, welche von dem „allerchristlichsten" König Ludwig XIV. unterstützt wurden. Ein Vaterlandsfreund klagte: „Wäre nur Einigkeit im Reich, so könnte man Türken, Franzosen und noch mehreren Feinden nebst göttlicher Hilfe wohl begegnen und sie jagen aus Schuhen und Hosen". Aber erstens war dies nicht der Fall, sodann stand „Deutschland in einem an Geld- und Miliz-Kräften äußerst abgenommenen Stande", Frankreich hingegen lief das „Sieges- und Duplonen-Glück kontinuierlich (beständig) auf dem Daumen herum, und es wußte die Kunst aller Staatskünste, daß es die allerärgsten Feinde durch die gelbe Universalmaterie [das Geld] konnte ganz verblendet und zu seinen vertrautesten Freunden machen".

Ein deutscher Fürst aber vergaß den Verlust der deutschen Reichsstadt nimmer; es war dies Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg, der sich am 18. Januar 1701 die Königskrone selbst auf das Haupt setzte und von da an als König von Preußen regierte.

In einem Schreiben an den Kaiser vom 7. August 1696 sagte er: Meine Gedanken müssen notwendig dahingehen, „daß man die Waffen in keiner Weise niederzulegen oder sich mit Frankreich auf eine Gestalt wieder zu vergleichen habe, es sei denn, daß erwähnte Stadt dem Reich wieder abgetreten werde, und daß der Verlust, welchen das Reich durch Zurücklassung dieses hochimportanten Orts thun, und das Unglück, so demselben daraus in folgenden Zeiten

unfehlbarlich zuwachsen würde, durch kein Aequivalent [1]), wie solches auch nur erdacht werden möchte, zu reparieren [2]) sei. Der Zweck, welchen man sich im Reich bei gegenwärtigem schweren Krieg vorzusetzen hat, muß billig der sein, daß durch den künftigen Frieden die Sachen zwischen dem Reich und Frankreich auf einen solchen Fuß gerichtet werden, damit jenes von diesem nicht gleichsam alle Tage einer neuen Unruhe und Verheerung in ipsis visceribus Imperii [3]) oder wohl gar einer gänzlichen Subjugation [4]) sich zu befahren habe; hiezu nun ist eine erwünschte Kommodität und Gelegenheit, wenn Straßburg in selbiger Kron Händen bleibt."

Die Gelegenheit, die Stadt wieder für das Deutsche Reich zu gewinnen, ging aber unbenützt vorüber; denn im Frieden von Ryswyk (in Südholland; 1697) wurde Straßburg mit den andern „abgezwackten" elsässischen Orten förmlich an Frankreich abgetreten.

Auch dieser Friedensschluß begründete keine dauernde Waffenruhe. Schon im Jahre 1701 brach ein neuer Krieg, der sogenannte spanische Erbfolgekrieg, aus. Spaniens König Karl II. war 1700 ohne Hinterlassung männlicher Nachkommen gestorben. Ludwig XIV., der eine Schwester desselben zur Gemahlin hatte, machte Ansprüche auf die Nachfolge, trotzdem letztere bei ihrer Verheiratung von vornherein darauf verzichtet hatte. In dem nun entbrennenden Kriege mit Oesterreich, welches das nächste Anrecht hatte, und mit dem sich England und Holland verbündeten, wurde auch das Elsaß wieder in Mitleidenschaft gezogen. Der tüchtigste Heerführer auf französischer Seite war der Marschall Villars, auf der gegnerischen Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough. Villars ließ während dieses Krieges die Weißenburger Linien anlegen. Trotz vieler Niederlagen, welche seine Heere erlitten, erreichte Ludwig XIV. seinen Zweck, indem sein Enkel Philipp V. spanischer König wurde. Die Friedensschlüsse von Utrecht (1713) und von Rastatt (1714, letzterer mit dem deutsch-österreichischen Kaiser) beendigten diesen Krieg.

[1]) Etwas gleichwertiges. [2]) Wieder gut machen. [3]) Im Innern (wörtlich: in den Eingeweiden) des Reiches selbst. [4]) Unterjochung.

So hatte Ludwig XIV. fast bis an sein Lebensende Streit und Elend um sich verbreitet, um seinen unbändigen Ehrgeiz zu befriedigen.

Ihm folgte auf dem Thron sein Urenkel Ludwig XV. (1715—74). Derselbe vermählte sich mit Maria, der Tochter des entthronten Polenkönigs Stanislaus Leszczynski, welcher längere Zeit zu Weißenburg lebte und später Herzog von Lothringen wurde. Von seiner Regierung ist nicht viel rühmliches zu sagen. Frankreich war durch seines Urgroßvaters Verschwendung in tiefe Schulden geraten, welche unter ihm nur noch mehr zunahmen. Durch sein sittenloses Leben untergrub er beim Volke die Achtung vor der königlichen Würde, und durch seine Kriege mit Oesterreich und Preußen erwarb er sich auch keine großen Lorbeeren.

Zu seinen besten Feldherren gehörte der Marschall Moritz von Sachsen. Ein Sohn des Kurfürsten August des Starken von Sachsen, trat derselbe schon frühe in den Kriegsdienst. Einige Jahre kämpfte er unter den österreichischen Fahnen und zeichnete sich unter Prinz Eugen gegen die Türken aus; 1720 trat er in's französische Heer ein. 1726 wählten ihn die Stände von Kurland zum Herzog. Als ihn einmal 600 Russen in seinem Palaste belagerten, zwang er dieselben mit Hilfe von nur 60 Mann zum Abzug. Er wurde jedoch bald aus seiner Stelle verdrängt und ließ sich 1726 von neuem in die französische Armee einreihen. Obgleich er Protestant war, brachte er es doch durch seine Feldherrntüchtigkeit bis zur Würde eines Generalfeldmarschalls aller französischen Armeen; er siegte über die Oesterreicher, Engländer und Niederländer, und es kann uns nicht Wunder nehmen, daß Ludwig bei der Nachricht seines Todes (er war nur wenige Tage krank) in Thränen ausbrach und sagte: „Heute habe ich wahrhaftig einen großen Verlust erlitten." Sein Lebenswandel entsprach vielfach der Sittenlosigkeit jener Zeit, besonders der am französischen Hofe; kurz vor seinem Tode sagte er zu seinem Arzte: „Bester Freund, das Leben des Menschen ist ein flüchtiger Traum; der meinige ist schön gewesen, aber er dauert kurz." Wie sein Beichtvater berichtet, verschied er mit den Worten: „Herr Jesu, dir lebe ich! Herr Jesu, dir sterbe ich! Herr Jesu, dein bin ich!" In einer Grabschrift des Geschichtschreibers Schöpflin heißt es von ihm: „Im Leben und im Tode war der Erdkreis der Verkündiger, Ludwig der Belohner seiner Tapferkeit."

Grabmal des Marſchalls Moritz von Sachſen (geb. 1696 in Goslar, geſt. den 30. Nov. 1750 auf dem Schloße Chambord). Das Denkmal wurde von dem franzöſiſchen Bildhauer Pigalle verfertigt u. 1776 in der Thomaskirche zu Straßburg aufgeſtellt.

Einem Gedichte, in welchem J. D. Pack daſſelbe beſchreibt, entnehmen wir folg. Stellen:

„Geharniſcht ſeht ihr ihn; Lorbeer umſchlingt das Haar;
Sein Ganzes zeiget an, daß er ein Streiter war.

Im vollen Rüſtungsſchmuck geht er von hohen Stufen
Zum aufgedeckten Sarg, zu welchem er berufen.

Frohlächelnd iſt ſein Blick. Ihm graut nicht vor dem Grab:
Die Unerſchrockenheit iſt eines Helden Gab.

Zerstreut, verwirrt, erstaunt sieht man zu seiner Rechten
Sinnbilder angebracht von drei verbundnen Mächten.

Den Genius des Kriegs seht ihr zur Linken weinen;
Er kehrt die Fackel um: sie soll nicht ferner scheinen.

Am Schutzgeist nebenhin sind aufgesteckte Fahnen,
Trophäen, die dem Heer den Weg zum Siege bahnen.

Vom Helden nicht entfernt, nur etwas besser unten,
Erscheinet Frankreichs Bild, dem aller Mut verschwunden.

Den Helden sucht das Bild noch jetzt zurückzuhalten:
Der heiße Trieb nach Sieg soll später erst erkalten.
Und drob wird selbst der Tod bestürzt und kummervoll;
Er weiß nicht, wie er sich dabei benehmen soll.
Sein mageres Geripp, das uns mit Furcht erfüllet,
Ist in ein weißes Tuch bedächtlich eingehüllet;
Nichts sieht man vom Skelett als nur die dürre Hand.
Doch weil des Schicksals Schluß ihm den Befehl gesandt,
So weist er, dem zu Folg, ein Stundenglas zum Zeichen,
Daß nun die Frist vorbei, und daß der Held muß weichen.

Am Sarg steht Herkules, und sein gestähltes Herz
Fühlt bei dem Trauerfall des Mitleids herbsten Schmerz.

Der Wappen, reich geschmückt mit Polens Adlersorden,
Der als ein Taufgeschenk Moritzens Zierde worden,
Und Frankreich's Marschallstab, der Heldenruhm erhöht,
Ist, was noch unterm Sarg dem Blick zur Anschau steht.

Zu jener Zeit war Preußen's Stern im Aufgehen; dieses junge Königreich hatte in Friedrich II., dem Großen, einen von seinen Zeitgenossen bewunderten ausgezeichneten Fürsten und Feldherrn, der den Kampf mit mehreren Staaten[1]) zugleich aufnahm und ruhmgekrönt daraus hervorging. Von nun war sein Reich eine Großmacht.

Während die immer noch von Oesterreich's Herrscherhaus bekleidete deutsche Kaiserwürde fast nur ein leerer Schatten war und unter der Wucht der Kriege Napoleon's I. im Jahre 1806 ganz aufhörte, kräftigte sich Preußen mehr und mehr, so besonders unter Friedrich Wilhelm III. (1797—1840); ihm hauptsächlich verdankte Deutschland die Abschüttelung des Joches Napoleon's I. (durch die „Freiheitskriege" 1813 und 1815), und von ihm ging (am 18. Januar 1871) die Erneuerung der deutschen Kaiserwürde aus, welche nun kein leerer Name mehr ist, sondern ein sichtbares Zeichen der Einigung der meisten deutschen Stämme, und die eine Fülle von Macht verkörpert. Damit sind wir jedoch dem Gange der Ereignisse vorausgeeilt.

[1]) So auch mit Oesterreich und Frankreich; die Franzosen schlug er z. B. am 5. Nov. 1757 bei Roßbach in der Nähe Merseburgs; sein berühmtester Krieg war der siebenjährige (1756—63), durch welchen er Schlesien erlangte.

Fast alle Verhältnisse des bürgerlichen und politischen Lebens erfuhren gegen Ende des 18. Jahrhunderts tiefeinschneidende Umwandlungen. Den Anstoß dazu gab Frankreich und besonders dessen Hauptstadt Paris. Ereignisse, welche sich hier abspielten, erschütterten ganz Europa.

Fast das ganze ungeheure Gebiet, welches heute den „Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" gehört, stand zu jener Zeit unter England's Oberherrschaft. Da dieser meerbeherrschende Staat seine amerikanischen Unterthanen in einer von diesen für ungerecht erachteten Weise besteuern wollte, griffen sie zu den Waffen. Viele freiheitsliebende, aber auch manche nach Abenteuern durstige Männer eilten aus Europa herbei, um ihre Reihen zu verstärken. Namentlich unterstützte sie ein französisches Hilfsheer. Sie besaßen einige ausgezeichnete Staatsmänner und Führer, besonders Benjamin Franklin (geb. 1706, † 1790; er führte die Unterhandlungen in Paris) und Georg Washington (geb. 1732, † 1799). Der von diesen geleitete, von jenen Freiwilligen und den Franzosen unterstützte Unabhängigkeitskrieg hatte einen für die Amerikaner günstigen Verlauf. Als die Kunde davon nach Europa gelangte, erwachten auch hier Unabhängigkeits- und Freiheitsgelüste. Dieselben fanden besonders in Frankreich einen empfänglichen Boden, da die Zustände im Innern dieses Landes überaus betrübende waren. Das Königshaus und dessen Umgebung zehrte noch an dem Ruhme Ludwig's XIV., mußte aber auch die Folgen der verschwenderischen und sittenlosen Hofhaltung dieses Fürsten und seines Nachfolgers, Ludwigs XV., tragen. — Trotz der häufigen Religionskriege im Zeitalter der Reformation, der Vertreibung der Protestanten unter Ludwig XIV. und der Ausmerzung der Jansenisten[1]) aus der Kirche verbreitete sich

[1]) eine nach dem Niederländer Jansen († 1638) genannte religiöse Gemeinschaft, welche im Schoße der katholischen Kirche entstand, aber in der Lehre von der Sünde und Gnade von der katholischen Lehre abwich und den Jesuitenorden heftig bekämpfte.

unter dem Volke mehr und mehr der Aberglaube und der Unglaube. Der Wortführer des letzteren war Voltaire (geb. 1694, † 1778). Mit einschmeichelnden Worten, mit Witz und Spott suchte er das zu zerstören, was dem Volke bisher heilig war, und wenn er mit seinen Gesinnungsgenossen auch manchen thatsächlich vorhandenen Mißbrauch geißelte, so hat er doch seinen Hohn auch auf Lehren und Einrichtungen ausgegossen, welche für das Fortbestehen und die ruhige friedliche Entwicklung der damaligen Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft unerläßlich nötig waren.

Der Wucht solcher Thatsachen wie die Befreiung der Vereinigten Staaten, dem Einfluß solcher leichtfertigen Lehren wie die Voltaire's konnten die unruhigen Franzosen, vorab die Pariser, bei ihrer gewohnten Lebhaftigkeit nicht widerstehen, und mit dem von ihren Vätern ererbten „Ansturm" suchten sie nun sofort ihren Staat nach solch einem Vorbilde und solchen Lehren einzurichten. Wäre eine lebenskräftige, auf starken sittlichen Grundlagen ruhende Regierung an der Spitze gestanden, so hätte der Strom der Neuerungssucht, in welchem sich auch viele edle Begeisterung offenbarte, in ein rechtes Bett geleitet und dort teils fruchtbringend gemacht werden, teils sich austoben können, so aber riß er veraltetes, verrottetes mit gediegenem, bewährtem zugleich weg und begrub eine Fülle herrlicher Schöpfungen in seinen tobenden, schäumenden Fluten.

Ludwig XVI., ein Enkel Ludwig's XV., hatte bei seinem Regierungsantritt die besten Absichten für sein Volk. Es gelang ihm jedoch nicht, dasselbe zufrieden zu stellen. Er berief daher die Reichsstände, die sogenannten Generalstaaten[1]), auf den 1. Mai 1789 nach Versailles.

In den Generalstaaten waren die 3 Stände des Reichs, der Adel, die Geistlichkeit und die Bürger, vertreten. Nach ihrem Zusammentritt entstanden Streitigkeiten über die Frage, ob sie getrennt oder gemeinsam abstimmen soll-

[1]) États généraux.

ten. Da erklärte sich der dritte Stand[1]) am 17. Juni als Nationalversammlung. Binnen kurzer Zeit vereinigten sich die meisten Mitglieder der beiden andern Stände mit ihm, und nun beschloß die auf solche Weise verstärkte Nationalversammlung, dem Lande eine freisinnige Verfassung zu geben. So begann die erste französische **Revolution.** König Ludwig XVI. war zu schwach, den ausgebrochenen Sturm zu beschwichtigen. Als er den beim Volke beliebten Finanzminister Necker verbannte, kam's am 14. Juli zur offenen Empörung: die Bastille wurde gestürmt. Es war dies ein im 14. Jahrhundert erbautes festes Schloß, in das vielfach Leute ohne ordentlichen Richterspruch, als Opfer von Hofränken und persönlicher Feindschaft, eingekerkert worden waren. Man fand zwar nur 4 Wechselfälscher, 2 Wahnsinnige und einen Mörder darin vor, aber die Leidenschaften des Volkes waren nun einmal in hohem Grade erregt. Die Bürger bewaffneten sich, und die Nationalversammlung faßte einen die bisherige Ordnung der Dinge umstürzenden Beschluß nach dem andern. Sie hob das Lehenswesen, die Vorrechte des Adels, der Stände, der Zünfte u. s. w., den Zehnten und andere Gerechtsame auf. Die katholischen Kirchengüter wurden für Nationaleigentum erklärt, die Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährleistet. Jeder Franzose ohne Unterschied der Religion und des Standes erhielt Zutritt zu allen bürgerlichen und militärischen Aemtern. Auch die Einteilung des Landes wurde neu; von nun an zerfiel dasselbe in Departemente (und zwar in 93; das Elsaß in das nieder- und oberrheinische), das Departement in Distrikte, der Distrikt in Kantone. Jedem Orte stand der Munizipalrat, an dessen Spitze der Maire mit dem Adjunkten (Beigeordneten), vor.

Diese tiefeinschneidenden Aenderungen wurden von den Bürgern verschieden aufgenommen. Es bildeten sich im großen und ganzen unter denselben 3 Gruppen (Parteien): die Königlichen (Royalisten), die Freunde des bisherigen Zustandes, so auch des Königtums; die Gemäßigten

[1]) Tiers État.

(Moderantisten), welche die Neuerungen im allgemeinen wohl billigten, aber wollten, daß Maß gehalten werde und das errungene sich erst einlebe, und die Jakobiner, welche immer weiter drängten, das Königtum abzuschaffen und die Republik einzuführen trachteten.

Wir unterlassen es, zu schildern, wie diese 3 Richtungen in Frankreich mit einander bis auf's Blut um die Herrschaft rangen, wie die Jakobiner unter Robespierre's Führung zur Gewalt gelangten, wie zuerst der König, hierauf Robespierre hingerichtet wurde (ersterer 1793, letzterer 1794), wie dann Napoleon Bonaparte die Zügel der Regierung in seine Hände zu leiten verstand und ganz Europa mit Krieg überzog. Dies würde uns zu weit führen, nur zwei Ereignisse müssen wir noch erwähnen, deren Kenntnis unumgänglich nötig ist, wenn wir die Vorgänge im Elsaß verstehen wollen.

Mehrere deutsche Fürsten hatten beim Beginn der Revolution noch Besitzungen im Elsaß, so der Fürst von Hessen-Darmstadt das Hanauer Land, der Herzog von Pfalz-Zweibrücken Rappoltsweiler und Bischweiler, der Herzog von Württemberg Reichenweier und Horburg, der Markgraf von Baden-Durlach einige Dörfer im Unter-Elsaß, der Fürst von Nassau-Weilburg Saarunion mit Umgegend, der Fürst von Nassau-Saarbrücken Harskirchen mit Umgegend u. a. m.

Die französische Nationalversammlung erklärte sie dieser Gebiete einfach für verlustig. — Das wollten sich natürlich die deutschen Fürsten nicht gefallen lassen. Die Erbitterung gegen die Gewaltherrschaft wurde sodann noch genährt durch die zahlreichen französischen Auswanderer (Emigranten) aus dem Adel, der Geistlichkeit und dem besitzenden Teile der Bevölkerung, welche die fremden Mächte, besonders Oesterreich und Preußen, zu einem Kriege zu bereden suchten. Sie fanden williges Gehör, zumal diese Reiche schon von sich aus nicht dulden wollten, daß die revolutionäre Bewegung den Sieg behalte und etwa gar noch die Grenzen Frankreichs überschreite. So kam's zu langwie-

rigen Kriegen, in welchen die Franzosen jedoch meist die Oberhand behielten, besonders seit Napoleon I., einer der ausgezeichnetsten Feldherren aller Zeiten, zur Herrschaft gelangte und die Heere selbst anführte. Erst der Vereinigung der europäischen Mächte gelang es, in den Jahren 1813 und 1815 dem Siegeslauf dieses ersten französischen Kaisers Einhalt zu thun und Frankreich wieder in bescheidenere Grenzen zurückzudrängen.

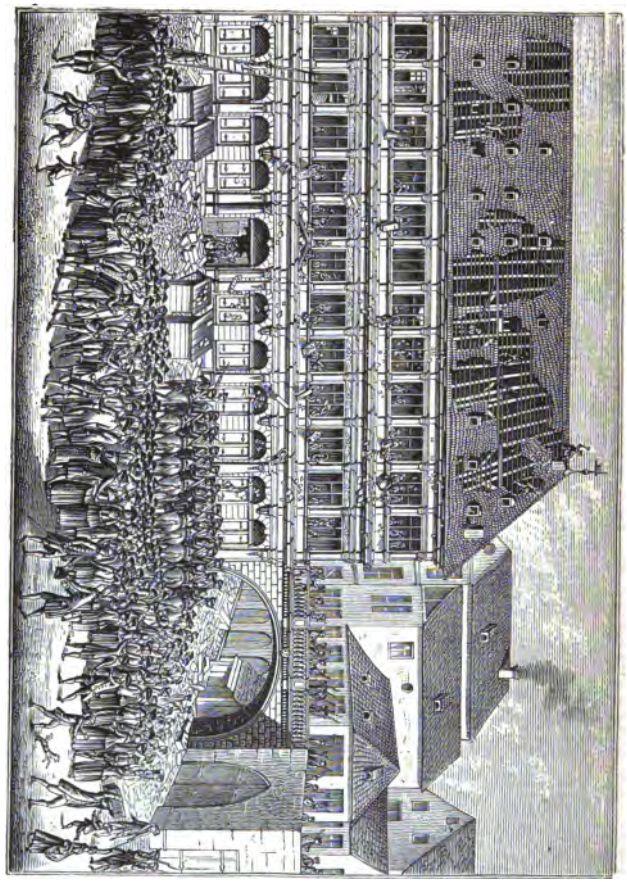
Was begab sich mittlerweile im Elsaß? Auch diesmal treten die Ereignisse, welche sich in dessen Hauptstadt vollzogen, in den Vordergrund.

Als die Kunde von der Erstürmung der Bastille und dem, was damit zusammenhing, nach Straßburg gelangte, erwachten auch hier Freiheitsgelüste. Besonders groß war die Erbitterung gegen den Rat der Stadt. Die Bürgerschaft brachte demselben ihre Beschwerden vor. Der Rat, welcher auf der „Pfalz" seine Sitzungen hielt, beriet sie. Als sich eine große Volksmenge auf dem Platze vor der Pfalz versammelte, schrie und gefahrdrohend wurde, beschloß der Rat, alle Forderungen zu bewilligen. Dieser Beschluß wurde feierlich verkündigt, und die Ruhe schien wiederhergestellt.

Am Nachmittag des 22. Juli füllte sich jedoch der Platz vor der Pfalz — der Gärtnersmarkt — aufs neue. Eine zügellose Menge stürzte auf dies Gebäude los. Die Fenster wurden eingeworfen, Sturmleitern angelegt und ein Greuel der Verwüstung angerichtet. Im Ratskeller floß der Wein in Strömen; wichtige Urkunden wurden zerrissen, die Kassen erbrochen; nur mit genauer Not konnten die bürgerlichen Akten gerettet werden.

Auffallend war es, daß die Militärbehörde nicht einschritt. Der Stadtkommandant Baron v. Klinglin rief dem Volke vielmehr zu: „Kinder, macht, was Ihr wollt, nur senget und brennet nicht." Erst als die geängstigten ruhigen Bürger eine Abordnung zum französischen Statthalter schickten und diesen um Wiederherstellung der Ord-

nung baten, wurden Soldaten beordert; dieſelben machten dem tollen Treiben bald ein Ende.



Die Erſtürmung der „Pfalz“ in Straßburg im Jahre 1789.
Das Gebäude ſelbſt — heute Hôtel du commerce genannt — wurde von Daniel Specklin erbaut. — Nach einem alten Bilde.

Zum erſten Maire Straßburg's wurde Baron von Dietrich, der Beſitzer ausgedehnter Eiſenwerke im Unter-Elſaß, gewählt. Er war ein Anhänger der konſtitutionellen

Monarchie, d. h. er wollte Beibehaltung des Königtums dasselbe sollte jedoch nach der Verfassung (Konstitution) regieren. Trotz seiner guten Absichten bekam er viele Feinde. Dieselben ruhten nicht, bis sie seine Absetzung erreicht hatten. Die Straßburger bewahrten ihm aber auch dann noch ihre Achtung und Liebe; in seiner Verteidigungsschrift durfte er sagen: „Der Maire war abgesetzt, und doch ertönte in den Straßen der Ruf: „„Es lebe der Maire!““ Das Wohlwollen, die Achtung, das Zutrauen meiner Mitbürger, dieses so seltene Glück, habe ich drei Jahre lang genossen und selbst in dem Augenblick behalten, wo man es gewöhnlich verliert. Der Tag, der zu meinem Fall bestimmt war, wurde der schönste Tag meines Triumphs.“

Philipp Friedrich, Baron von Dietrich, geb. 1748 in Straßburg, den 29. Dez. 1793 guillotiniert in Paris.

Er wollte sich vor der französischen gesetzgebenden Versammlung verantworten und zu diesem Zwecke seine Papiere ordnen. Da hörte er, daß er durch die Gensdarmerie zwangsweise nach Paris gebracht werden solle. Um dem zu entgehen, schickte er nur seine Rechtfertigungsschrift ab, er selbst aber flüchtete sich in die Schweiz. Von dort aus schrieb er an die Nationalversammlung: „Wenn die Freiheit in meinem Vaterlande herrschen wird, wenn man sich wieder zu den wahren Grundsätzen der Gleichheit bekennen und sie befolgen wird, dann werde ich mich vor seinen

[1]) In Straßburg wurde auch das berühmteste französische Revolutionslied, die Marseillaise, gedichtet. Dietrich bat am 24. April 1792 den Ingenieuroffizier Rouget de Lisle um einen Schlachtgesang für die Freiwilligen, welche am andern Tage abziehen sollten. Dieser schloß sich ein und brachte das Lied und die Singweise dazu noch in der Nacht fertig. Schon am folgenden Morgen wurde es mit voller Orchestermusik aufgeführt. Der Dichter hatte es „Schlachtgesang der Rheinarmee“ genannt, die Pariser aber hießen es Marseillaise, weil es Männer aus Marseille zuerst in der Hauptstadt gesungen hatten.

Stellvertretern und den Gerichtshöfen stellen und begehren, daß man nach aller Strenge der Gesetze über mich spreche." Er wurde nun für einen Emigranten erklärt, und diese galten damals als Feinde des Vaterlandes. Von seiner Unschuld überzeugt, stellte er sich im November 1792 in Hüningen freiwillig dem Gerichte. Er wurde nach Paris gebracht, von da zur Untersuchung zurück nach Straßburg, wo er so viele Beweise der Liebe erfuhr, daß man die gegen ihn erhobene Anklage vor den Gerichtshof von Besançon verwies. Trotzdem er hier freigesprochen wurde, entließ man ihn doch nicht aus der Haft, brachte ihn vielmehr aufs neue nach Paris. Der gefürchtete Schreckensmann Robespierre selbst sprach im Jakobinerklub gegen ihn. „Nur darum" — sagte er — „suchte sich Dietrich in seinem Amt zu erhalten, um den Feinden bessere Dienste leisten zu können, um Straßburg in ihre Hände zu spielen und die Vaterlandsliebe zu Grunde zu richten." Seine Feinde wollten eben seinen Tod und sie erreichten ihren Zweck. Am 29. Dezember 1793 wurde er hingerichtet in einem Alter von 45 Jahren.

Sein Nachfolger im Amte eines Maire's, der Bankier Friedrich v. Türckheim, sagte von ihm: „Entrissen ist er aus unsrer Mitte, der unerschrockene, der unsre Ruhe und an den Rheinufern die französische Revolution gesichert hat."

Türckheim war nur kurze Zeit auf seinem Posten. An seine Stelle trat Franz Peter Monet, aus Savoyen, ein noch ganz junger Mann. Während an der Spitze des Straßburger Gemeinwesens bis dahin stets ein mit den Ueberlieferungen der Stadt vertrauter, durch Familienverbindungen mit ihr verknüpfter, angesehener Mann gestanden war, wählten die Gewalthaber nun einen solchen jugendlichen Fremdling. Derselbe umgab sich mit Leuten seiner Richtung, d. h. mit ausgesprochenen Anhängern der Revolution und zwar der heftigsten Partei derselben, der Jakobiner. Unter diesen ragte besonders einer hervor: Eulogius Schneider.

Eulogius Schneider[1]) war den 20. Oktober 1756 zu Wipfeld im Bistum Würzburg in Bayern geboren. 20 Jahre alt, wurde er Mönch, studierte eifrig, verfocht aber bald die freisinnigen Gedanken, welche damals von Frankreich aus die Welt bewegten. Kurze Zeit bekleidete er die Aemter eines Hofpredigers in Stuttgart und eines Professors an der Universität in Bonn. Aber nirgends war seines Bleibens lange; er folgte daher gerne (1791) einem Rufe des Maire's Dietrich nach Straßburg. Durch sein einschmeichelndes Wesen und seine geistreiche Unterhaltung machte er sich bald beliebt; er wurde Professor am katholischen Seminar und bischöflicher Vikar. Bald trennte er sich von den Gemäßigten, trat mit erbitterten Worten gegen Dietrich auf und schloß sich den Deutschjakobinern an. Nun erlangte er das Amt eines öffentlichen Anklägers am peinlichen Gerichtshof des niederrheinischen Departements. Damit begann für Straßburg eine Schreckensherrschaft traurigsten Angedenkens. Daß er die ihm übertragene Gewalt mit blutiger Strenge handhaben würde, zeigen folgende Worte in seinem Rundschreiben an die Friedensrichter: „Das Laster wird mutwillig und nimmt Riesengestalten an, wenn keine Hand sich erhebt, die Ungeheuer in ihrer Geburt zu ersticken. Da schwatzt man von Sanftmut und Menschlichkeit! Schändliche Feigheit ist es, wenn man hier oder da einen Bürger schont und sich nicht kümmert um das Glück der großen gesellschaftlichen Familie. Tod dem Verbrecher ist Wohlfahrt dem Rechtschaffenen. Segen, Freundschaft, Bruderliebe allen Freunden der Republik, Haß den Tyrannen! Strafe dem Laster, Gerechtigkeit oder Tod sei unser Wahlspruch."

Viele brave Bürger wurden für Feinde der Freiheit und der Republik und für Verschwörer, welche mit den fremden Mächten gemeinsame Sache machten, erklärt und oft ohne ordentliches Gerichtsverfahren auf die Guillotine, jenes mit der ersten französischen Revolution untrennbar verbundene, fürchterliche Mordwerkzeug, geschleppt. „Keine Gnade!" — rief Schneider — „Gerechtigkeit, sie allein ist echter Republikaner würdig."

Seine blutige Thätigkeit begann der Gerichtshof, als der „Wohlfahrtsausschuß" in Paris zwei außerordentliche Kommissäre, Saint-Just und Lebas, mit ausgedehnten Vollmachten zur Rheinarmee sandte. Letztere hatte, von den Oesterreichern, Preußen und Emigranten bedrängt, einige Niederlagen erlitten. Die Orte, in welche die siegreichen

[1]) Eigentlich hieß er Johann Georg Schneider. Eulogius war sein Mönchsname, dessen er sich dann mit Vorliebe bediente.

Truppen eingerückt waren, hatten dieselben teilweise jubelnd empfangen. Dies erregte den Argwohn der Gewalthaber in Paris gegen die Elsässer überhaupt, und mit eiserner Strenge sollte darum jede der Revolution feindliche Regung unterdrückt werden. Unterstützt wurden sie in ihren Bestrebungen noch durch die „Propagandisten". Diese aus besonders eifrigen Revolutionsmännern zusammengesetzte Gesellschaft wollte Propaganda machen, d. h. sie wollte Verbreitung verschaffen ihren Gedanken der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und der Aufklärung, wie sie dieselben auffaßte. Sie kämen, sagten sie, zu den Elsässern, um sie auf die Höhe der Revolution zu schwingen; denn dieselben seufzten noch unter dem Joch der Aristokraten, der Gemäßigten und der Priester, auch hingen sie noch durch Sprache, Sitten und Anschauungen mit Deutschland zusammen[1]). Unter ihren Thaten wollen wir nur einige erwähnen.

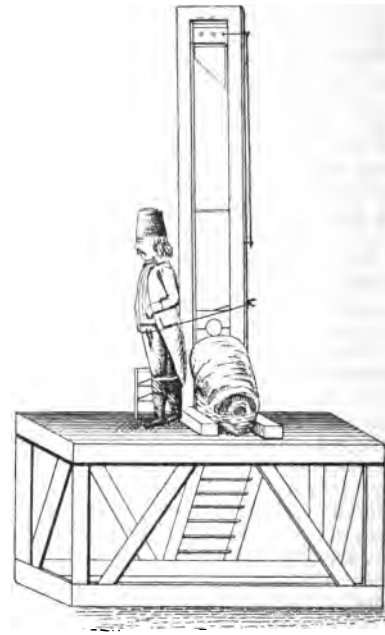
Das Straßburger Münster wandelten sie um in einen „Tempel der Vernunft". Am 20. November 1793 war das „Fest der Vernunft". Am Tag zuvor mußte jeder öffentliche Gottesdienst aufhören; alle Kirchen wurden geschlossen und die Sonntagsfeier abgeschafft. Der Maire Monet erklärte dem Volke: „Da nun das Bündnis der Könige mit dem Priestertum vernichtet ist, so gebietet das Gesetz den Bürgern, den zehnten Tag der Woche des republikanischen Kalenders als einen Ruhetag, sowie einen Tag feierlicher Vereinigung zu betrachten. Das bisher unter dem Namen Münster bekannte Gebäude soll von nun an unter der Benennung „Tempel der Vernunft" der einfachen Verehrung geweiht sein, welche die reinen und vorurteilsfreien Menschen den geselligen Tugenden zu erweisen gedenken." Ueber der großen Münsterthüre standen auf schwarzer Tafel in goldenen Buchstaben die Worte: „Tempel der Vernunft" und darunter: „Auf Finsternis folgt Licht." Im Chor war eine Bretterwand angebracht, auf welcher die Bildsäulen der Natur und der Freiheit thronten. Als die Volksmenge im Innern versammelt war, begann das Orchester zu spielen. Darauf wurden

[1]) Einige Mitglieder dieser Propaganda (aus Burgund) schrieben an ihre Gesinnungsgenossen in Frankreich: „Der schlechte Geist der meisten Straßburger, der kriechende Sinn derselben, die Einverständnisse, die der Feind in Straßburg unterhält, die in großer Zahl in demselben sich aufhaltenden Royalisten (Königlichen) und Egoisten (Selbstsüchtigen), alles dies läßt befürchten, diese Festung möchte in die Hände der auswärtigen Mächte fallen. Aus allen Teilen der Republik müssen Apostel der Freiheit in das verdorbene Land herbeiströmen, um den Gemeinsinn darin aufzuwärmen."

Lobgesänge an die Natur angestimmt. Nun kam das Reden an die Reihe. Zuerst ließ sich Monet hören. Dann verkündigten einige Propagandisten ihre Weisheit. „Der Priester Reich ist dahin", rief einer; „wir brauchen solche Possen nicht mehr, wir bedürfen nur geselliger Tugenden." Auch Eulogius Schneider trat auf und schwor sein Priestertum ab, das er nur aus Verführung und als ein Opfer des Irrtums übernommen habe. Ein anderer Priester — Taffin— sagte: „Ich habe den Priesterrock mit Abscheu getragen und so bald als möglich weggeworfen. Ich hatte zwar das Unglück, ein Diener der Kirche zu sein, ich war es aber nur darum, um sie desto mehr zu zerfleischen." Unter schallendem Zuruf der Versammlung entsagte er dem Priestertum vollends. Dann wurden zur Abwechslung wieder Freiheits- und Naturlieder gesungen. Nach einiger Zeit trat einer aus der Versammlung auf die Rednerbühne und bemerkte, es sei noch kein Diener der protestantischen Kirche und des mosaischen Glaubens aufgetreten, um ein ähnliches Bekenntnis abzulegen. Nun erschien ein protestantischer Pfarrer, aber nicht um seinen Glauben abzuschwören, sondern um sich vielmehr zu den erhabenen Lehren des Evangeliums zu bekennen und sich über die Unduldsamkeit der Revolutionsmänner zu beklagen. Spott war sein Lohn, und er mußte eiligst von der Rednerbühne herabsteigen. In einer Festbeschreibung sagt ein Augenzeuge: „Ich muß gestehen, nie habe ich eine süßere Musik gehört als die Stimme ehemaliger katholischer Priester, die im Tempel der Vernunft das Pfaffenwesen abschwuren und sich freuten, Menschen zu werden. Allein die lutherischen Stadtpfaffen zeigten sich ganz anders; die großen kamen nicht, und die kleinen sprachen solchen Unsinn, daß die Zuhörer sie von der Tribüne jagten." — Die Feier wurde durch die Rede eines Arztes geschlossen, der auch seinerseits erklärte, er wolle seinem Stand entsagen, da dieser sein Ansehen bloß dem Aberglauben und dem Betruge verdanke. Nun wurden mehrere Reliquien und Ablaßbriefe verbrannt, und das Fest im „Tempel der Vernunft" hatte ein Ende.

Während der Herrschaft des Revolutionsgerichtes „war der Schrecken an der Tagesordnung." Auf bloßen Verdacht hin wurden angesehene ehrbare Bürger eingekerkert; wer den Gewalthabern mißliebig war, schwebte in steter Lebensgefahr. Eulogius Schneider durchzog öfter unter starker Bedeckung die Orte des Departements, um, wie er sagte, „die Aristokraten und Fanatiker mit der Rache des Gesetzes zu verfolgen". Da viele das Papiergeld (die Assignaten), welches gegenüber dem Metallgeld an Wert mehr und mehr verlor, nicht annehmen wollten, wurden

sie als Feinde des Vaterlandes erklärt; außerdem durften manche Waren nur nach einer bestimmten Taxe verkauft werden. Zuwiderhandlung wurde strenge bestraft. Ein Ackersmann von Vendenheim z. B., welcher angeklagt war, Assignaten für Kartoffeln nicht angenommen und über die Taxe verkauft zu haben, wurde zu 3000 Livres, vierstündiger Ausstellung und 6monatlicher Einsperrung bei Wasser und Brot verurteilt. Ueber seinem Kopfe standen die Worte: „Assignatenverächter; 100 Livres dem Verkläger."



Eulogius Schneider auf der Guillotine ausgestellt. Nach einem alten Bilde.

Wenn die Frauen auf die Straße gingen, mußten sie eine dreifarbige Schleife (Kokarde) am Brusttuch oder der Haube tragen und sich gegenseitig mit dem republikanischen „Du" anreden. In Straßburg ritt ein Richter durch die Straßen, um die Befolgung dieser Verordnungen genau zu überwachen und die Widerspenstigen sofort zu bestrafen.

So verstand man damals Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit.

Schneider's Macht nahm ein schnelles und jähes Ende. Er heiratete ein Mädchen aus Barr und hielt mit ihr am 14. Dezember 1793 in einer sechsspännigen Kutsche seinen Einzug in Straß-

burg. Dieser Prunk kam ihn teuer zu stehen. Noch in derselben Nacht wurde er gefangen genommen, am andern Tage auf der Guillotine ausgestellt und den Schmähungen des Volkes preisgegeben, dann nach Paris gebracht und dort zum Tode verurteilt. Nachdem ihm letzteres mitgeteilt worden war, sagte er zu seinen Richtern: „Ihr konntet Frankreichs Feinden keine größere Freude gewähren, als mich zum Tode zu schicken.“ Am 1. April 1794 wurde er hingerichtet.

Man wird kaum fehlgehen, wenn man einen Hauptgrund seiner Verurteilung darin sucht, daß er ein Deutscher und eben deswegen den Machthabern unbequem und verdächtig war.

Ueberhaupt waren den Schreckensmännern die Elsässer und namentlich die Straßburger ihres Deutschtums wegen besonders verhaßt. Die über sie verbreiteten Verleumdungen erschienen sogar einer den Jakobinern dienenden Zeitschrift zu arg. Dieselbe schrieb im Jahre 1794: „Sollte man den Leuten glauben, die aus dem Innern der Republik kommen, so wäre Straßburg ein zweites Sodom und Gomorrha. Wird etwas gutes in Straßburg gedacht, so heißt es dumm; wird etwas gutes gethan, so heißt es deutsch, erzwungen. Gibt im Innern der Republik irgend eine Stadt ein Paar Schuhe, so rühmt man gleich ihren trefflichen Bürgersinn, in Straßburg hingegen können sich die Bürger ausziehen, um ihre Brüder zu kleiden, sie sind dennoch Aristokraten und thun alles aus Zwang.“ In einer Rede, welche der Straßburger Maire Monet am 10. Mai 1794 hielt, sagte er, der Hauptgrund des Erfolges, den die Feinde der Republik im Elsaß gehabt, liege in der eingewurzelten Abneigung der Einwohner des Landes gegen die Franzosen und in der offenbaren Neigung derselben zum Deutschtum. Vor kurzem habe der Name Franzos oder Welscher im Elsaß als ein Schimpfwort gegolten, während das Wort ein Deutscher einen Landsmann bezeichnete, dem man freundlich die Hand reichen sollte. Es sei notwendig, die französische Sprache allgemein einzuführen und das Deutsche aus dem Handelsverkehr wie aus allen öffentlichen Handlungen zu verbannen, über die deutsche Kleidung und die deutschen Sitten die Acht auszusprechen. Auf diese Art könnte man eine ewige Scheidewand zwischen der Freiheit und der Sklaverei errichten und das Elsaß mit der Republik verkörpern. Auch ergriff er mit Freuden den Vorschlag, man solle die Elsässer ins Innere von Frankreich bringen und von dorther Franzosen ins Elsaß. „Dann würde“ — so rief er — „das linke Rheinufer von Republikanern bewohnt, die durch Erziehung, Gebräuche und Mundart von den Einwohnern des anderseitigen Ufers abstächen, die germanische Barbarei im Elsaß verschwinden, und die Republik wäre nicht französischer im Innern, als sie an der Grenze ist.“ Am 29. Mai machte ein Mitglied des Gemeinderats den Vorschlag: Damit die Hyder des Germanismus und alle Anstalten, die dessen Dasein verlängern möchten, zernichtet werde, sollen

die Güter der straßburgischen Universität als Nationaleigentum unter die unmittelbare Aufsicht der Distriktsverwaltung gestellt werden. Diesen Vorschlag genehmigte der Munizipalrat einstimmig.

Nach Robespierre's Sturz handhabte der Convent die Regierung in etwas milderer Form. Eine Reihe allzueifriger Schreckensmänner wurde von einflußreichen Posten entfernt. So auch Monet, „da er das Zutrauen seiner Mitbürger verloren zu haben schien." Als er die Stadt verließ, wurde ihm von deren Einwohnern, die er so oft geängstigt und verdächtigt hatte, kein Leid zugefügt. Ihm lächelte ein freundlicheres Geschick als seinem früheren Amtsgenossen Eulogius Schneider.

Geregeltere Zustände traten mit Napoleon's I. Herrschaft ein.

Napoleon I., einer der größten Feldherren aller Zeiten, stieg in der militärischen Laufbahn sehr rasch in die Höhe; 1796 wurde er bereits Oberbefehlshaber der Armee von Italien und eroberte bald ganz Oberitalien, 1798 und 99 kämpfte er in Aegypten, stürzte im November 1799 das Direktorium, welches damals an der Spitze der Republik stand, ließ sich 1800 auf 10 Jahre zum ersten Konsul ernennen, besiegte noch in demselben Jahre die Oesterreicher bei Marengo, worauf (1801) der Friede von Lüneville zu Stande kam, durch welchen Frankreich das linke Rheinufer erhielt. 1802 wurde er Konsul auf Lebenszeit, 1804 erblicher Kaiser. 1805 schlug er bei Austerlitz die Oesterreicher und Russen (darauf Friede zu Preßburg), 1806 bei Jena die Preußen, 1807 bei Friedland die Russen und Preußen (worauf Friede

Napoleon I.,
geb. 15. Aug. 1769 in Ajaccio auf der Insel Corsika,
† den 5. Mai 1821 auf St. Helena.
Nach einem Gemälde von J. L. David († 1825).

zu Tilsit), unterwarf 1808 Spanien, 1809 besiegte er wieder die Oesterreicher bei Wagram (in Folge dessen Friede von Wien). 1812 zog er nach Rußland, mußte aber des dortigen unwirtlichen Klimas wegen trotz seiner Erfolge unter fürchterlichen Verlusten wieder umkehren, verlor die Schlacht bei Leipzig (16.—19. Oktober 1813), wurde 1814 zur Abdankung gezwungen und nach Elba verbannt, kam 1815 nach Frankreich zurück, wurde am 18. Juni 1815 bei Waterloo geschlagen und als Gefangener nach St. Helena gebracht — ein mit Blut von Hunderttausenden und der Vernichtung des Glückes zahlloser Familien vollbrachter Lebenslauf! Wie schrankenlos sein Ehrgeiz aber auch war, die Blutsaat, welche er ausstreute, trug doch manche gute Frucht. Er bändigte die Revolution, führte in der Rechtspflege, dem Handel und den Gewerben viele Verbesserungen ein und ermöglichte, daß in den von seinen Heeren überfluteten Ländern — und das war fast ganz Europa — morsch gewordene Einrichtungen durch lebenskräftigere ersetzt wurden.

Seine Soldaten verehrten ihn schwärmerisch. Er hatte eben mit denselben den Siegeslorbeer so oft errungen und sich ihnen mit Hilfe des den unterjochten Völkern abgepreßten Geldes dankbar und freigebig erwiesen.

Zu seinen berühmtesten Kampfgefährten gehörten zwei Elsässer, Kleber und Rapp.

Kleber war der Sohn eines Maurermeisters in Straßburg. Er besuchte eine höhere Lehranstalt und übte sich eifrig im Zeichnen. Das kam ihm zu gute bei Ausübung der Baukunst, welche er zu seinem Berufe erwählte. Durch Vermittlung zweier junger bayrischer Edelleute fand er jedoch bald Aufnahme in die Kriegsschule in München. Von hier aus trat er in das österreichische Heer ein. Da er aber seiner bürgerlichen Herkunft wegen in der damaligen Friedenszeit nicht auf Beförderung rechnen konnte und ihm das Garnisonsleben auf die Dauer überdrüssig wurde, nahm er 1784 seinen Abschied und kehrte ins Elsaß zurück. Er erhielt nunmehr eine Anstellung als Bauinspektor in Belfort. Nach dem Ausbruch der französischen Revolution ließ er sich in die französische Armee einreihen; er machte die Belagerung von Mainz mit. Als die Franzosen die Stadt eingenommen hatten, wurden sie nun selbst bela-

Johann Baptiſt Kleber,
franzöſiſcher General,
geb. den 6. März 1753 in
Straßburg,
ermordet den 16. Juni 1800
in Kairo.

Das Standbild[1]) — auf dem „Kleberplatze" in Straßburg — iſt gefertigt von Philipp Graß.

gert und mußten nach tapferer Gegenwehr kapitulieren. Darauf kam Kleber nach der Vendee und mußte dort die Königlichen bekämpfen. Er ſchwang ſich bald zum Range eines Diviſionsgenerals empor. Dann holte er ſich in den Niederlanden und im Kriege mit den Oeſterreichern Lorbeeren. Weil aber der Feind wieder die Oberhand erhielt und die Franzoſen über den Rhein zurückdrängte, mußte er ſich einen Tadel gefallen laſſen, was ihn bewog ſeine Stelle niederzulegen. Als Napoleon Bonaparte 1797 nach Ägypten ging, ſchloß er ſich dieſem an und verrichtete unter ihm große Waffenthaten. Nach deſſen Rückkehr nach Frankreich erhielt er den Oberbefehl in Ägypten. Da ſeine Lage eine ſehr mißliche war, unterhandelte er mit den Engländern, um ſeine Truppen in ihre Heimat zurückführen zu können. Es wurde zwar ein Vertrag geſchloſſen, die Engländer hielten ihn aber nicht, ſo daß ſich Kleber zum Weiterkampfe gezwungen ſah. Am 20. März 1800 erfocht er gegen die etwa 7mal ſo zahlreichen Türken bei Heliopolis einen glänzenden Sieg, rückte dann vor Kairo und zwang dieſe Stadt zur Uebergabe. Während er ſpazieren ging, kam ein Muſelmann auf ihn zu und ſtieß ihm mit einem Meſſer in die Herzgegend. Kleber rief: „Herbei! Ich bin verwundet" und ſtarb nach wenigen Minuten. Seine Leiche wurde 1818 nach Straßburg gebracht und 1838 auf dem früheren Parade- (jetzigen Kleber-) Platz an einer Stelle beigeſetzt, auf welcher 2 Jahre nachher ein ihm zu Ehren errichtetes Standbild enthüllt wurde. Ehrenfried Stöber verfaßte ein Gedicht zu ſeinem Lobe, in welchem es heißt:

Wo die Felſenmale ragen,
In der Urwelt Wunderland,
Eint ſich mit der Vorzeit Sagen

[1]) Kleber wird in dem Augenblicke dargeſtellt, wie er nach der Aufforderung des engliſchen Admirals Keith, die Waffen zu ſtrecken, ſeinen Leuten zuruft: „Soldats, on ne répond à une telle insolence que par des victoires; préparez-vous à combattre" („Soldaten, auf eine ſolche Unverſchämtheit antwortet man nur mit Siegen; macht Euch bereit zum Kampfe!").

An des fernen Niles Strand
Deiner Thaten hohe Kunde;
Auf dem weiten Erdenrunde,
Kleber, schallt dein Heldenruf!

Johann Rapp, geb. den 26. April 1771 in Colmar, sollte Kaufmann werden, hatte aber mehr Neigung zum Soldatenstande, in welchen er denn auch schon 1788 eintrat. Wie es ihm da erging, hören wir am besten von ihm selbst; er erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten": „Ich hatte mehrere Jahre, wie jeder brave Soldat, meine Schuldigkeit gethan, ohne bemerkt zu werden. Endlich war ich so glücklich, dem General Desaix[1]) aufzufallen. Unser Vortrab war in Unordnung geraten und zurückgedrängt. Ich eilte mit etwa hundert Husaren hinzu, griff die Oesterreicher an und nötigte sie zur Flucht. Für zahlreiche Wunden wurden wir durch allgemeines Lob entschädigt. Der General Desaix selbst sorgte für mich und gab mir ein sehr schmeichelhaftes Zeugnis seiner Zufriedenheit. Als sein Adjutant nahm ich mit ihm an den Feldzügen in Deutschland und Aegypten teil." Nach der Schlacht von Marengo wurde Rapp Brigadegeneral und Adjutant Napoleon's. Nun durcheilte er eine wahre Siegeslaufbahn. Zuerst verschaffte er den französischen Waffen in der Schweiz Achtung, 1805 focht er bei Austerlitz, wo die Oesterreicher entscheidend geschlagen wurden, 1806 bei Jena, wo die Preußen unterlagen, dann belagerte und nahm er Danzig, hierauf machte er den Feldzug gegen Oesterreich vom Jahre 1809 mit. 1810 mußte er wieder nach Danzig; er erhielt den Befehl „Preußen zu beobachten, Rußland mit Achtung zu behandeln und dem Kaiser zu berichten, was in den Ostseehäfen vorginge." Dort angekommen, gab er sich viele Mühe, dem Handel, auf welchem Danzigs Reichtum beruhte, möglichst wenig Abbruch zu thun. Darüber machte ihm Napoleon Vorwürfe; er schrieb: „Den Preußen und Danzigern Handel zulassen, heißt an mir zum Verräter werden." Trotzdem fuhr er in seiner Mäßigung fort. Er erzählt: „Die Handelssperre und das strenge Verfahren im Norden von Deutschland machten den Widerwillen des Volkes gegen uns immer merklicher. Ich sollte oft Berichte über den Zustand des Landes liefern und zeichnete ihn, der Wahrheit gemäß, als erschöpft und zerrüttet; auch deutete ich auf geheime Gesellschaften. Napoleon spöttelte darüber; denn er kannte die Deutschen nicht und verglich sie wegen ihrer Schmähschriften mit kleinen Hunden, welche zwar bellen, aber nicht zu beißen wagen. Was sie zu thun im Stande sind, hat er später erfahren. Man wollte meine Meinung darüber wissen, was in Deutschland geschehen würde, wenn der Feldzug gegen Rußland nicht glücklich, wenn er ganz unglücklich ausfallen sollte. Ich ant-

[1]) geb. 1768; er fiel 1800 in der Schlacht bei Marengo.

wortete wörtlich also: „„Wenn Ew. Majestät Unfälle erleiden sollten, so würden sich gewiß Russen und Deutsche in Massen erheben, alle Ihre Verbündeten Sie im Stiche lassen und einen Kreuzzug unternehmen, um das Joch abzuschütteln."" Dieser Bericht gefiel Napoleon nicht; er ließ mir sagen, er wäre verwundert, daß einer seiner Adjutanten ihm einen solchen Brief schreibe. Er zürnte lange Zeit. Die Erfahrung hat gelehrt, ob ich recht urteilte." Rapp machte den russischen Feldzug von 1812 mit allen seinen Schrecknissen mit und zeichnete sich auch in ihm wieder aus. Derselbe erschütterte Napoleon's Macht auf das heftigste. Als dann die durch Napoleon's Ehrgeiz unterdrückten Völker sich aufrafften, schüttelten sie — Preußen, Oesterreicher und Russen — in der That das unerträglich gewordene Joch durch die Schlacht bei Leipzig am 16.—18. Oktober 1813 ab und zwangen den Eroberer zur Abdankung. Rapp kehrte aus Rußland nach Danzig zurück und verteidigte diese Festung bis zum 1. Januar 1814. Dann mußte er sich mit seinen Truppen ergeben und in die Gefangenschaft nach Rußland ziehen. Nach dem Frieden durfte er nach Frankreich zurückkehren und trat nun in den Dienst Ludwig's XVIII., des neuen französischen Königs. Napoleon brach sein Wort, wornach er auf den Thron verzichtet hatte, und kam wieder (es ist dies die sogenannte Herrschaft der 100 Tage). Alsbald berief er Rapp zu einer Unterredung nach Paris. Er sagte zu ihm: „Bloß wegen der Ungezogenheiten des Adels und der Geistlichkeit bin ich von Elba hergekommen. Ich hätte drei Millionen Bauern mitbringen können, sie kamen mit Klagen und Dienstanerbietungen zu mir, aber ich wußte, daß ich vor Paris keinen Widerstand finden würde." Er fiel Rapp um den Hals, drückte ihn lange und heftig an sich, umarmte ihn mehrere Male nnd sagte zuletzt, indem er ihn am Barte zauste: „Ein Held aus Ägypten und von Austerlitz wird mich nicht verlassen. Ich übergebe Dir den Befehl über die Rheinarmee und werde mich unterdessen mit den Preußen und Russen unterhalten. Von heute Abend ab verrichtest Du wieder Deine Adjutantendienste." Rapp gehorchte, obwohl er nur über ein kleines Heer verfügen konnte. Er mußte sich nach Straßburg zurückziehen; vor den Thoren der Stadt stellte er sich jedoch den ihm nachdrängenden Verbündeten und lieferte denselben bei Suffelweiersheim ein Treffen, in welchem er den kürzeren zog. Er trat den Rückzug nach Straßburg an, das er tapfer verteidigte. Da Napoleon am 15. Juni 1815 bei Waterloo geschlagen worden war, mußte er die Waffen niederlegen und die Soldaten entlassen. Diese wollten aber nicht fortgehen, ohne ihren rückständigen Sold erhalten zu haben. Es kam zu einem kleinen Aufruhr, der aber bald ein Ende nahm, als die Straßburger Bürger das Geld vorstreckten.

Ludwig XVIII. gelangte wieder zur Herrschaft. Rapp schrieb einen Brief an ihn, in welchem folgende Worte vorkommen: „Wenn Ew. Majestät mich noch schätzen, so wünsche ich mein Leben in

Frankreich zu beschließen. Sollte es anders sein, so würde ich mir die Erlaubnis erbitten müssen, in der Fremde zu sterben; denn ohne die Achtung meines Fürsten würde ich nicht im Vaterlande bleiben können. Ich fordere nur dieses und brauche sonst nichts mehr.“ Der König behandelte ihn ehrenvoll, ernannte ihn zum Pair und zog ihn in seine Nähe. Gerne aber weilte er im Elsaß, wohin ihn sein Herz zog. Nicht lange konnte der alte Haudegen sich des Friedens erfreuen. Seine starke Gesundheit, welche unter den vielen Strapazen und Wunden gelitten hatte, wurde mehr und mehr wankend. Er starb schon 1821 in Rheinweiler bei Basel. In Colmar sind seine irdischen Ueberreste bestattet. Auch ist ihm daselbst ein (von Bartholdi verfertigtes) Denkmal errichtet.

Auf wie vertraulichem Fuße Rapp mit Napoleon stand, zeigen folgende kleine Züge:

Als ihn letzterer am 1. Januar 1807 in Warschau besuchte und zu ihm sagte: „Nun, Rapp, Du bist wieder verwundet und immer an dem Unglücksarm“ — es war die neunte Wunde an diesem Arm — entgegnete er: „Das ist kein Wunder, Sire, die immerwährenden Schlachten!“

Der Kaiser spielte ein Mal Karten, was er gerne that. Eine Menge Goldes lag vor ihm. Da sagte er: „Nicht wahr, Rapp, die Deutschen haben diese kleinen Napoleon's lieb.“ „Ja“, erwiderte Rapp, „lieber als den großen.“ „Das ist germanische Freimütigkeit“, antwortete jener. Die Franzosen hatten das Gold freilich auch *sehr* lieb; wer daran zweifeln wollte, den könnten folgende Worte eines bessern belehren, welche Rapp als Aussprüche von Ratgebern Napoleon's anführt: „Nur der Krieg kann Frankreich bereichern, man muß die Welt auf eine Weise erschüttern, die des großen Volkes würdig ist.“

Rapp ging in der Verehrung zu Napoleon so weit, daß er sogar ein Mädchen heiratete, weil dieser es ihm vorschlug. Seine Ehe wurde aber unglücklich.

Mülhausen kommt an Frankreich. Zuletzt unter den elsässischen Städten kam Mülhausen an Frankreich. Seine frühere Geschichte erzählen folgende Verse, welche in dem berühmten dortigen Rathause zu lesen sind:

„Mülhausens Alter ist uns nicht genau bekannt,
Vielleicht war oft die Stadt zerstöret und verbrannt.
Gewiß scheint, daß sie die Hunnen riffen nieder (451),
Jedoch als Dorf zeigt sich Mülhausen sodann wieder (823).
Als freye Reichsstadt zwei Briefe sie ankünden (1268),
Die sich in dem Archiv wohl aufbewahrt befinden.
Mit Bern und Solothurn ein Bundnuß ward geschlossen (1466)
Auf 25 Jahr, so rühmlich hingeflossen.

Wornach Mülhausen's Treu Helvetien bewogen,
Daß in den großen Bund sie diese Stadt gezogen (1515),
Die Carl'n von Burgund mit Mut begegnet hat (1474)
Und dann bey mancher Schlacht der Schweizer fechten that,
Auch sich als Republik trotz mancherlei Gefahren
In gutem Lob erhielt mehr denn drei hundert Jahren."

Im Jahre 1515 trat die Stadt mit der Eidgenossenschaft in einen „ewigen" Bund. „Beide Parteien ziehen" — wie es im Vertrage hieß — „im Kriege einander zu, in eigenen Kosten. Mülhausen soll weder Krieg aufangen, noch jemand im Kriege beholfen sein, ohne der Eidgenossen Willen." Es war ein „zugewandter Ort" der Eidgenossenschaft und wurde als solcher von vielen Kriegsunruhen verschont, welche die andern elsässischen Städte in den folgenden Jahrhunderten zu erdulden hatten.

Da Mülhausen einen lebhaften Handel besaß und „die Früchte seiner Betriebsamkeit mehr von den französischen als den eigenen Bürgern genossen wurden,"[1]) suchte es gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen Handelsvertrag mit Frankreich abzuschließen, ihre Abgeordneten beriefen sich dabei auf die Großmut Frankreichs. „Ihr seid stark und wir sind schwach", sagten sie; „dies gibt uns ein Recht, euren Schutz anzusprechen." Aber die Franzosen wollten keinen Handelsvertrag mit ihnen eingehen, sondern verlangten geradezu einen Anschluß an Frankreich. Der damalige Bürgermeister von Mülhausen, Hofer, schrieb: „Die große Mehrheit ist nicht für die Veränderung der Verfassung (also für den Anschluß), aber alle vernünftigen Leute fühlen, daß wir nicht mehr lange bleiben können, wie wir sind, wenn man uns nicht die Zollstöcke wegnimmt oder den Transit (die Durchfuhr) gestattet." In den ersten Tagen des Januar 1798 wurde die Entscheidung getroffen. In der Versammlung des großen Rats und der „Vierziger" am 3. Januar waren 97 für, 5 gegen den Anschluß an Frankreich. Die Bürgerversammlung wurde am fol-

[1]) Worte, welche Abgeordnete Mülhausen's im Jahre 1790 in der französischen Nationalversammlung sprachen.

genden Tage abgehalten. Von den 700 erschienen 606. Als einer die Worte „meineidig und bundbrüchig“ gebrauchte, „entbrannte der Rat.“

Der Posamentier Eck sagte: „Wenn ich wüßte, daß Mülhausen nur um einen Mann stärker wäre als Frankreich, so würde ich sagen, wir wollten uns wehren. So aber, weil wir die schwächeren sind, stimme ich dafür, daß wir uns ergeben.“ Der Glaser Schlumberger, ein von Jahren gebeugter Greis, lehnte sein Haupt an eine Säule und weinte. Aber was half's? Nur 15, nach anderen 29 wollten Schweizer bleiben. Die Sonne des neuen Jahres hatte nicht mehr lange über der Schweizerstadt Mülhausen geleuchtet. Diese war nun französisch geworden. „Es that wehe“, sagt ein Geschichtschreiber, „vom Regenten zum gemeinen Manne herabzusinken und bald von andern jüngeren Leuten und gar „„von Franzosen““ sich befehlen und wohl auch zu schwerfallenden Abgaben anhalten zu lassen.“ Der Artikel 1 des Übereinkommens lautet: „Die Franken-Republik nimmt das Begehren der Bürger der Republik Mülhausen an, desgleichen das Begehren der Einwohner von Illzach und dem dazu gehörigen Orte Modenheim, welche von Mülhausen abhängen, und erklärt die gedachten Bürger und Einwohner für geborene Franken.“

Am 15. März wurde das Vereinigungsfest gefeiert. Unter Entfaltung großen Pompes hielt man einen Aufzug, redete und musizierte viel; auch Kanonenschüsse wurden häufig gelöst. Auf dem Stephansplatze wurde ein tiefes Loch gegraben, um einen Freiheitsbaum hinein zu pflanzen. Ehe dies geschah, zerrissen geharnischte Männer die Stadt- und Zunftfahnen, so viel man ihrer bekommen konnte, zerschlugen sie mit Schwertern und warfen sie in die Grube.

Durch die Revolution, welche trotz allem verabscheuungswürdigen dem Volke manche Freiheiten und Erleichterungen gebracht hatte, wurde das Elsaß mehr an Frankreich geknüpft, als dies bisher der Fall gewesen war. Hatte es bis jetzt eine gewisse Selbständig-

keit beſeſſen, ſo wurde es nun dem großen Staatsganzen feſter eingegliedert. Durch die langjährigen blutigen, aber auch ſiegreichen Kriege Napoleons, in welchen ſich viele Elſäſſer ausgezeichnet hatten, fühlte ſich das Land verwachſen mit dem Ruhme eines Staates, der, wenn er auch nicht ſeine Sitten und ſeine Sprache teilte, doch in achtungsgebietender Einheit und Stärke daſtand, während das Deutſche Reich, durch die Zwietracht Oeſterreichs, Preußens und der kleineren Staaten untereinander und die Eiferſucht der andern Großmächte niedergehalten, nicht die Stellung einnahm, welche ihm zukam, daher auch durch ſeine ſtaatlichen Verhältniſſe keine Anziehungskraft ausüben konnte.

Aus der Zeit des erſten Napoleon lebt Lezay-Marneſia als tüchtiger Verwaltungsbeamter in freundlicher Erinnerung der Elſäſſer.

Lezay-Marneſia ſtudierte in Göttingen; während der franzöſiſchen Revolution mußte er ſich längere Zeit außerhalb ſeines Vaterlandes aufhalten. Er beſuchte Deutſchland, England und die Schweiz und erwarb ſich da viele Kenntniſſe. 1810 wurde er Präfekt des Nieder-Rheins mit dem Sitze in Straßburg. Napoleon I. brauchte wegen ſeiner zahlreichen Kriege viele Soldaten. Auch das Elſaß wurde durch die Aushebungen ſchwer betroffen, und Lezay-Marneſia mußte die bezüglichen Anordnungen ſtreng ausführen. Um ſo mehr war es ſeinem menſchenfreundlichen Herzen Bedürfnis, die Wohlfahrt der ihm anbefohlenen zu fördern. Er that dies beſonders durch eingehende Pflege der Landwirtſchaft. Er ſorgte für gute Wege, für deren Einfriedigung mit Bäumen und Anbringung von Ruheplätzen. „Jeder Reiſende“, ſagte er, „der ſeinen Fuß ins Elſaß geſetzt hat, ſoll ſich alle halbe Meile in den Schatten ſetzen können. Bei einem ſo gaſtfreundlichen Volke, wie es das elſäſſiſche iſt, müſſen die Wege gaſtlich ſein wie die Wohnungen.“ Auch wirkte er darauf hin, daß bei Familien- und Gemeinde-

Adrian, Graf von Lezay-Marneſia,
geb. den 10. Auguſt 1769 in der Franche-Comté,
† den 9. Okt. 1814 in Straßburg,
Präfekt des Nieder-Rheins.
Denkmal von Philipp Graß, aufgeſtellt in Straßburg.

festen Bäume gepflanzt wurden, als Merkzeichen angenehmer Erinnerungen für Kinder und Kindeskinder.

Große, von bedeutenden Erfolgen gekrönte Sorgfalt widmete er dem Anbau des Tabaks und der Runkelrübe. Seinen Anordnungen suchte er durch Güte, aber auch, wenn nötig, durch Strenge Geltung zu verschaffen; man fühlte es ihm jedoch ab, wie angenehm ihm das Loben und Danken war, während er sich beim Tadeln ordentlich beeilte, um damit zu Ende zu kommen. Als der Herzog von Berri (Sohn des späteren Königs Karl's X.; er wurde 1820 ermordet) das Elsaß besuchte, leitete Lezay-Marnesia die Veranstaltungen zu dessen würdigem Empfange. Bei der Entfaltung des großen Gepränges, dem Läuten der Glocken, dem Feuer der Musketen, dem Rufen der Zuschauer, wurden die Pferde am Wagen Lezay-Marnesia's scheu. Der Wagen wurde umgeworfen und Lezay-Marnesia zum Tode verwundet. Man brachte ihn nach Straßburg, aber er lebte nur noch drei Tage. Von seinem Todenbette aus ließ er seinen Untergebenen, besonders den „guten Maire's", mitteilen: „Sagt ihnen nicht, daß sie mir lieb waren — das wissen sie, sondern daß, wenn ich die geringste Unordnung strenge zu unterdrücken suchte, dies aus Liebe zu ihnen geschah, und daß eine Verwaltung nicht gerecht ist, wenn sie nicht unbeugsam ist."

Eine Sache des Herzens war ihm die Religion. Von deren Lehren sagte er: „Sie bringen die beste Polizei im Innern des Menschen zu Stande. Die Bürger befehlen sich dann selbst alles, was gut und was recht ist." Einem jungen Manne, der an seinem Schmerzenslager weinte, bekannte er: „Glauben Sie einem Sterbenden: die Religion allein ist es, die gute Kinder, Gatten, Vorsteher, Bürger und Menschen bildet, und sie ist es, die, wie ich jetzt empfinde, auch im Tode getrost macht."

Ehrenfried Stöber rief ihm nach:

Wein', Alsatia, er ist gefallen,
Unser Lezay, Vater uns vor allen.

* * *

Liebend nanntest Du uns Deine Söhne.
Es zu sein, war unser Stolz und Glück.
Wo Du gingst, da schallten Freudentöne,
Du warst uns ein gütiges Geschick,
Und des Leidens dumpfes Klaggestöhne
Wich vor Deinen Segnungen zurück.
Rein und schön, wie Purpurwolken schweben,
War Dein hohes, thatenreiches Leben.

* * *

Jedes Kranzes wert, gingst Du auf Erden,
Hehrer stets und himmlischer zu werden.

* * *

Segnend soll in preisenden Anna.en
Einst Dein Bild noch unsern Enkeln strahlen.

Nach Napoleon's I. Abdankung im Jahre 1814 kam Ludwig XVIII. auf den französischen Thron und regierte — mit der kurzen Unterbrechung der „100 Tage" — bis 1824. Ihm folgte Karl X. (1824—30), diesem Louis Philipp (1830—48), welchen die 1848er Februarrevolution des Thrones beraubte. Frankreich war nun wieder eine Republik. Deren Präsident wurde Louis Napoleon, den die Franzosen aber im November 1852 durch eine allgemeine Volkabstimmung zu ihrem erblichen Kaiser wählten (er erhielt 8,157,752 Stimmen; seine Gegner brachten es nur auf 254,501 Stimmen) und der als Napoleon III. bis 1870 regierte.

Als 28jähriger Prinz hatte derselbe am 30. Oktober 1836 in Straßburg den Versuch gemacht, zur Herrschaft zu gelangen. Mit Hilfe einiger Geschworenen kam er in der alten Kaisertracht in die Kaserne des 4. Artillerieregiments. Die Soldaten erklärten sich für ihn und riefen: „Es lebe der Kaiser!" Als sie aber vor die Finkmattkaserne zogen, in welcher das 46. Linienregiment lag, wurde er mit seinen Gefährten gefangen genommen. Man brachte ihn nach Paris, wo ihn König Louis Philipp begnadigte, aber nach Nordamerika bringen ließ.

Fünfzig Jahre tiefen Friedens[1]) ließen die Bande immer stärker werden, welche Elsaß-Lothringen mit Frankreich verknüpften. Da ward wieder ein Napoleon der Friedensstörer, wieder sollte der französischen Ruhmsucht ein Opfer gebracht werden. Preußen war die Macht, deren Demütigung Frankreichs Stolz gewesen wäre. Aber diesmal glückte der Anschlag nicht. Nachdem dieser Großstaat in ernster langer innerer Arbeit sich gestärkt und nach Besiegung Oesterreichs die Leitung der deutschen Angelegenheiten übernommen hatte, war er in Gemeinschaft mit den kleineren deutschen Staaten einem Angriff des unruhi-

[1]) Die Kriege in Algier, der Krim und in Mexiko wurden ja fern von der Heimat gefährt; viele Elsässer und Lothringer haben daran Teil genommen, wie überhaupt gerade aus Elsaß-Lothringen viele tüchtige Männer im französischen Heere standen.

gen Nachbarvolkes völlig gewachsen. Der deutsch-französische Krieg 1870—71 wurde einer der großartigsten, welche die Weltgeschichte je gesehen. Die deutschen Heere eilten von Sieg zu Sieg [1]). Sie brachten Elsaß und Deutsch-Lothringen zurück zu dem Reiche, dem diese während der längsten Zeit ihres Bestehens angehört hatten. Seither bilden dieselben einen Teil des Deutschen Reiches, nicht mehr des in sich zerrissenen, uneinigen, das trotz aller inneren Kraft zum Spielball und Spott fremder Völker wurde, sondern des geeinigten, starken, dessen erster Kaiser Wilhelm I. den Frieden liebt wie einer und der den sehnlichen Wunsch hegt, „allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Bald nach der Schlacht bei Wörth zeigte sich die Notwendigkeit, zur Aufrechthaltung der Ordnung eine besondere Behörde für das „Gouvernement Elsaß" einzusetzen. Graf v. Bismarck-Bohlen wurde mit dem Titel eines Generalgouverneurs an die Spitze derselben gestellt.

Nach Abschluß des Friedens kam Elsaß-Lothringen unter die Verwaltung eines Oberpräsidenten. v. Möller hatte diesen verantwortungsvollen Posten von 1871—79 inne.

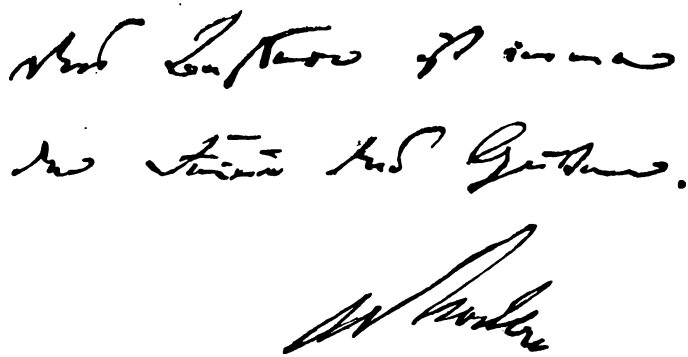
---

[1]) Die Hauptschlachten waren folgende:
1) bei Wörth am 6. August 1870 (am 4. August war das Treffen bei Weißenburg vorangegangen),
2) Spichern (6. August),
3) Colombey-Nouilly (14. August),
4) Vionville-Mars-la-Tour (16. August),
5) Gravelotte-Saint-Privat (18. August),
6) Beaumont (30. August),
7) Noisseville (31. August und 1. September),
8) Sedan (1. September),
9) Amiens (27. November),
10) Beaune-la-Rolande (28. November),
11) Villiers (30. November und 2. Dezember),
12) Loigny-Poupry (2. Dezember),
13) Orleans (3. und 4. Dezember),
14) Beaugency-Cravant (8.—10. Dezember),
15) an der Hallue (23. und 24. Dezember),
16) bei Bapaume (3. Januar 1871),
17) Le Mans 10.—12. Januar),
18) vor Belfort (15.—17. Januar),
19) bei Saint-Quentin (19. Januar),
20) am Mont Valerien (19. Januar).

Ihm war die schwere Aufgabe zugewiesen, unter Wahrung der Würde und der Gesetze des Reiches die Gemüter der Bewohner zu besänftigen und dieselben nach und nach an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen.

Dr. Eduard von Möller,
Oberpräsident von Elsaß-Lothringen
1871—79,
geb. den 3. Juni 1814 in Minden,
† den 2. November 1880 in Cassel.

Wie sehr ihm dies zur Zufriedenheit seines kaiserlichen Herrn gelang, zeigt folgender Trinkspruch, welchen dieser am 20. September 1879 ausbrachte: „Ich trinke auf das Wohl der Reichslande Elsaß-Lothringen, welche mich schon zum zweiten Male und namentlich in ihrer Hauptstadt Straßburg auf eine so freundliche Art empfangen haben. Ihnen, Herr Oberpräsident v. Möller, danke ich um so herzlicher, als Sie den Grund zu diesen Gesinnungen durch Ihre Administration in einer Weise gelegt haben, daß ich hoffen kann, daß dieselben sich auch in der Zukunft erhalten und bewahren." v. Möller selbst sagte, als er (1879) in den Ruhestand trat: „Ich scheide mit dem Bewußtsein, daß mein beständiges Streben, der Bevölkerung den ruhigen Uebergang in die neuen Verhältnisse leicht zu machen, gute Früchte getragen hat."

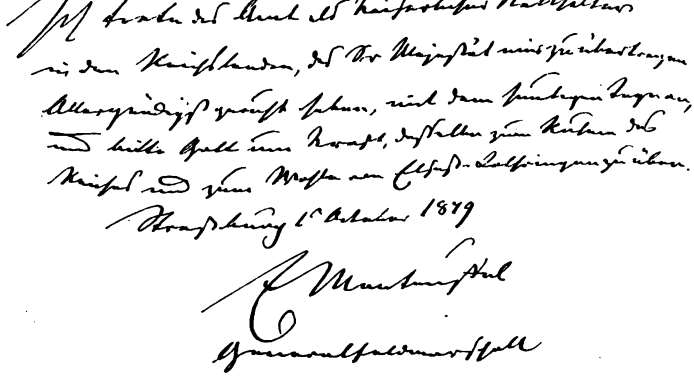


Karl Rochus Edwin, Freiherr von Manteuffel, kaiserlicher Statthalter, geb. den 24. Febr. 1809 in Dresden.

Sein Nachfolger, aber mit der in hohem Grade erweiterten Befugnis und dem Titel eines Statthalters des deutschen Kaisers, wurde General-Feldmarschall von Manteuffel.

Im Krieg und Frieden hatte derselbe oft bewiesen, daß er mit dem scharfen Blicke eines Feldherrn die Weisheit eines Staatsmannes verbinde, so im Herzogtum Schleswig (seit 1865), welches bis 1864 dänisch gewesen war, so als Oberbefehlshaber der deutschen Besatzungstruppen in Frankreich, so als Gesandter des Kaisers nach Rußland.

Wir freuen uns, die Worte, welche er bei seinem Amtsantritt an die Bevölkerung richtete, in genauer Nachbildung der Schriftzüge hier anführen zu können:



Kaiser Wilhelm I. zeigte bei wiederholten Anlässen, wie sehr ihm das Wohlergehen der Reichslande am Herzen liege, so durch die eingehende Teilnahme, welche er deren Regierung widmet, die große Sorgfalt, mit der er die obersten Beamten auswählt, die stetig erfolgende Erweiterung politischer Freiheiten, welche er deren Bürgern gern gewährt, so oft er überzeugt ist, daß die Neuordnung der Verhältnisse sich wieder mehr befestigt hat, — das Eingehen auf die Wünsche eines jeden, auch des schlichtesten Bürgers, so weit ihm dies seine vielen andern Pflichten gestatten, — die mehrfachen Besuche endlich, welche er ihnen abstattete.

Ein Bericht, welcher im unmittelbaren Eindrucke seines Besuches im September 1879 niedergeschrieben wurde, lautet, wie folgt:

Der Fürsten und hohen Würdenträger waren es viele, welche in den Tagen der Anwesenheit Seiner Majestät in Elsaß-Lothringens Hauptstadt weilten, mancher selbst ein großer Stern, aber hier gruppierten sie sich alle um das Oberhaupt des Deutschen Reiches, unsern greisen, edlen, geliebten Kaiser.

Reichlich war die Gelegenheit geboten, in sein teures Angesicht zu schauen: beim Einzug, bei Umfahrten, auf dem Balkon seiner Wohnung, bei der Parade, den Manövern, in der Kirche und überall durfte man sich überzeugen, daß er mit seinen 82 Jahren in seltenem Grade rüstig sei und noch immer, auch in seiner äußern Erscheinung, kaiserliche Würde in hohem Maße wiederspiegle.

„Heil Kaiser Dir", wie klang dies so innig aus den tausendfachen Hochs heraus, mit denen ihn jung und alt, Elsässer und Altdeutsche empfingen. Man mußte Glück haben, wenn man in den dichtgedrängten Volksmassen einen guten Platz fand, um den Einzug mit anzusehen. Ich stand in der Reihe so weit zurück und hatte so große Vordermänner vor mir, daß mir diesmal nur ein kurzer Blick auf die dahinfahrenden Wagen zu Teil wurde, aber die gehobene Stimmung des Volkes und die sich von Kopf zu Kopf fortwälzenden Rufe belehrten mich, daß er wirklich wohlbehalten angelangt sei, der hohe Herr, der so freundlich grüßt, und den man liebt, wenn man ihn gesehen hat.

„Schnell zur Präfektur!" lautet jetzt der Ruf. „Dort steigt der Kaiser ab, dort können wir ihn sehen."

Wir eilen, so schnell die Menschenmassen es erlauben, und siehe, es gelingt, vor das Gebäude zu kommen! Eine freundliche Frau neben uns sagt: „Rufen Sie nur laut, dann kommt Seine Majestät und zeigt sich uns." Wir befolgen ihren Rat, und als ich später

Kaiser Wilhelm I. bei der Parade in Straßburg am 2. Mai 1877.

Vorderseite.

Rückseite.

Die Stadt Straßburg ließ zur Erinnernng an die zwei ersten Besuche Kaiser Wilhelm's I. in Elsaß-Lothringen — 24.—27. September 1876 und 1.—9. Mai 1877 — diese Denkmünze prägen.

Dieselbe zeigt auf der Vorderseite den Kaiser auf dem Throne sitzend, mit dem Reichsmantel bekleidet, die Kaiserkrone auf dem Haupte, das Reichsschwert in der rechten und den Reichsapfel in der linken Hand.

Auf der Rückseite stellt die vor einem Thoreingange stehende weibliche Gestalt, mit der Mauerkrone auf dem Haupte und die Friedenspalme in der Hand, die bewillkommnende Stadt Straßburg dar. An dem Thoreingange sind Wappenschilder des Deutschen Reichs, von Elsaß, von Lothringen und der Stadt Straßburg, sowie Tafeln angebracht, auf welchen die Tage des Aufenthalts des Kaisers in Elsaß-Lothringen eingetragen sind.

Die nebenstehende Abbildung stellt die Denkmünze in natürlicher Größe (Kreisdurchmesser 6 Centimeter) dar.

Kaiserdenkmünze der Stadt Straßburg.

nach Hause ging, merkte ich, daß meine Stimme heiser war; mit Rufen habe ich also wohl mein möglichstes gethan. Was aber das gute dabei war, war das, daß es etwas half. Einige Male irrten sich freilich die Harrenden gewaltig. Da kamen an mehreren Fenstern Gestalten zum Vorschein, die man am Abend nicht deutlich erkennen konnte, und die manche für den Kaiser selbst hielten. Aber es waren zum Teil nur Kammerdiener, zum Teil auch hohe Herren aus dem Gefolge Sr. Majestät. Endlich kam die ehrwürdige hohe Gestalt. Brausendes Hochrufen. Der Kaiser verneigt sich dankend. Nun haben wir unser Ziel erreicht, nun können wir gehen.

Aber noch war die Feier des Ankunftstags Sr. Majestät nicht zu Ende, das Münster wurde ja beleuchtet. In herrlichen Farben erglänzte der gewaltige Bau und zeigte seine schlanken Glieder im schönsten Lichte. Wir hatten ausgezeichnete Gelegenheit, das Schauspiel von der Terrasse des Schlosses aus anzusehen. Dort trafen wir einen Straßburger, einen, wie wir hörten, sehr angesehenen, begüterten Mann, der uns in der freundlichsten Weise von seiner Vaterstadt und seinen Landsleuten erzählte und uns in der Ueberzeugung bestärkte, daß hier ein biederer deutscher Stamm wohne, der zu dem rechtsrheinischen unzertrennlich gehöre.

Am anderen Morgen mache ich mich auf, um einem Gast „die wunderschöne Stadt" ein wenig zu zeigen.

„Wollen Sie nicht auch zur Parade?" frage ich ihn.

„Nein, da sehe ich doch wohl nichts. Ich ziehe vor, das Münster zu besteigen und um 12 Uhr den Hahn in der weltberühmten Uhr krähen zu hören."

Gesagt, gethan. Wenig sprechend, um unsere Lungen zu schonen, steigen wir langsam die zahlreichen Stufen hinan.

„Das ist herrlich!" ruft mein Begleiter einmal über das andere Mal aus. „Dieser Anblick!"

Der verlohnte es in der That, so viele Stufen emporgeklommen zu sein. Und wie prächtig traf es sich gar, als wir oben dem Elsässer wieder begegneten, den wir abends zuvor bei der Beleuchtung des Münsters hatten kennen lernen! Er war so liebenswürdig, uns sein Fernrohr zu borgen, so daß wir von hier aus wenigstens einiges aus der Parade sehen konnten. Wie wir später hörten, verlief sie günstig, nur mußten manche Soldaten in dem aufgeweichten Boden ihre Schuhe stecken lassen, um vorwärts zu kommen. Der Kaiser war während der ganzen Dauer des Vorbeimarsches der Truppen zu Pferde — zur großen Freude aller, welche etwa noch an seinem Wohlbefinden gezweifelt hatten.

„Aber nun rasch zur Uhr! Es ist nur noch 15 Minuten bis 12. Heute wird der Andrang zum Schauspiel gewiß ein großer sein."

Unser Begleiter eilt und drängt sich in den Menschenknäuel, der vor der Uhr versammelt hat. Nach einer Viertelstunde kommt eich und fast sprachlos wieder. „Das war aber ein Gedränge",

sagte er nach und nach. „Die Uhr ist mir in den Magen gefahren. Gesehen habe ich gar nichts von ihr, dagegen wurde ich so heftig gedrückt, daß ich gerne wieder hinausgegangen wäre, wenn ich es nur hätte ermöglichen können. Doch weder eine Vorwärts-, noch eine Rückwärtsbewegung war ausführbar, und die Langfinger mögen ein gutes Geschäft gemacht haben; eine Frau hörte ich jammern, daß ihr der Geldbeutel gestohlen worden sei. Nein, diese Uhr, die wird mir in steter Erinnerung bleiben! Und nun bin ich so matt, daß ich gar nichts mehr sehen mag".

Nach einiger Ruhe erholte er sich wieder so weit, daß er in eine Straße gehen konnte, wo wir, uns vor eine Bierwirtschaft setzend, den Kaiser, die Kaiserin und all' die hohen Herrschaften hofften vorbeifahren zu sehen.

Wir täuschten uns nicht. Der Kaiser, die Kaiserin mit ihrer Tochter, der Großherzogin von Baden, der deutsche Kronprinz, die Großherzöge von Baden und Mecklenburg-Schwerin, des Kaisers Enkel, Prinz Wilhelm, Moltke, viele fremde Offiziere, selbst aus Japan und China, kamen vorüber, und wir durften uns lange an dem glänzenden Zuge erfreuen. Wer sich in den belebtesten Straßen aufhielt, konnte einzelne unter den hohen Herrschaften wieder und wieder erblicken. Die, welche wir hatten schauen wollen, hatten wir gesehen.

An den drei folgenden Werktagen blieben nun noch besonders die Manöver übrig. Dieselben erweckten natürlich die Teilnahme der Kriegserfahrenen, während der Laie, welcher den den Bewegungen der einzelnen Truppenteile zu Grund liegenden Plan nicht kannte, aus dem Hin- und Hermarschieren und Reiten nicht klug werden konnte und froh war, wenn er auf seinem — sich je nach den Bewegungen der Truppen ändernden — Platze bleiben durfte und vor einer herankommenden Schar nicht eiligst entfliehen mußte. Eines war aber für jeden verständlich und machte einen geradezu erhebenden Eindruck, wenn nämlich die Signale bliesen: „Gewehr in Ruh!" Feierliche Stille lagerte sich dann auf das Gefilde, das eben noch unter dem Hufe der Rosse und dem Gedonner der Geschütze erdröhnte. Man konnte sich da in eine wirkliche Schlacht hineinversetzen und wohl begreifen, mit welcher Sehnsucht die Krieger diesen Augenblick erwarten und wie sie aufjauchzen, wenn ihnen die nun ruhenden Gewehre den Sieg gebracht haben.

In wohlthuendster Weise wurden die kriegerischen Uebungen durch den Sonntag unterbrochen. An ihm wollte Kaiser Wilhelm dem Gottesdienste in der altehrwürdigen Thomaskirche beiwohnen, an ihm wünschten die Bauernburschen und Mädchen aus dem Kreise Erstein dem Reichsoberhaupte ihre Huldigungen darzubringen.

Also auf zur Thomaskirche! Um ½ Uhr soll sie geöffnet werden. Schon um 9 Uhr haben sich Leute vor ihr versammelt. Sie wollten nach Beendigung des Frühgottesdienstes gleich in der Kirche bleiben,

um ja ihres Platzes sicher zu sein. Zwei Stunden wartet man bei einer solchen Gelegenheit gerne. Aber ach, die Kirche muß geräumt werden, und die Thüren werden geschlossen.

Größer und größer wird die Zahl der Ankömmlinge. Durch freundliche Verwendung erlange ich die Erlaubnis, hineingehen zu dürfen; an der Thüre angekommen, soll ich dem Küster ein Zeichen geben, dann wird er öffnen. Aber wie soll ich durch diesen Menschenknäuel zur Thüre gelangen?

„Das ist eine Kirche, da hat niemand ein Vorrecht, ich lasse Sie nicht durch", sagt eine Frau. „Ihre Nachbarn sind vielleicht höflicher und gestatten mir den Durchgang. Sie müssen doch einsehen, daß wenn die Thüren für alle geöffnet würden, schließlich auch unzweifelhaft Berechtigte nicht mehr hineinkämen."

„Ach bitte, können Sie mich nicht auch mitnehmen? Wir sind ....", sagt eine andere.

„Zu meinem größten Bedauern, ich darf nicht!"

Endlich bin ich an der Thüre und gebe das verabredete Zeichen. Der eine Flügel öffnet sich, und herein stürzt, wer irgendwie kann. Mit großer Not gelingt es uns, zu schließen. Kaum innen angekommen, werde ich von einem ängstlich besorgten Fräulein gebeten, sie hinauszulassen; sie hat ihre Schwester verloren und fürchtet, dieselbe werde zerdrückt.

„Sie können keinen Falls nach ihr suchen. Doch soll das mögliche geschehen."

Ein Offizier und ich machen uns auf den Weg, die vermißte zu finden. Es glückt, und während für einen General die Thüre geöffnet wird, dringen wir wieder mit hinein.

Da draußen wird daß Gedränge immer ärger. Ein berittener Gendarm treibt sein Pferd in die an und für sich schon so gepreßte Menge. Er will offenbar überamtseifrig sein. Dies Mal kommt er aber schlecht an. Ein General naht und ruft ihm zu: „Was fällt Ihnen ein, so auf das Publikum einzustürmen!" Es war General v. Fransecky, der Kommandeur des 15. Armeekorps, der Held von Gravelotte und Brie-Champigny. Lautes Hochrufen dankt ihm für sein menschenfreundliches Dazwischentreten, und nach und nach kommt doch eine große Anzahl der Harrenden in das Innere der Kirche.

Wir haben uns mittlerweile drinnen nach einem guten Platze umgesehen. Ein Freund weist uns einen solchen an und setzt sich gleich nebendran. Wehe ihm! Er hat nicht bedacht, daß er während des ganzen Gottesdienstes nur den Rücken der hohen Herrschaften betrachten kann, eine Absicht, die er gewiß nicht hegte. Sobald ich bemerke, was mir an diesem Platze droht, mache ich mich von dannen und will lieber einen Stehplatz haben, nur um etwas zu sehen. Nach längerem Probieren hab' ich einen, ja sogar eine Bank ist da, auf die man sich stellen kann, um über die großen Vordermänner

wegzublicken. Da bleibe ich zähe stehen, und ein wie liebliches Bild entrollt sich nun vor meinen Augen!

In der Mitte der Kaiser, zur Rechten seine Gemahlin mit der Großherzogin von Baden, zur Linken der hochgewachsene Kronprinz von Schweden, neben diesem der Großherzog von Baden, welcher dem deutschen Kronprinzen so sehr ähnlich sieht, und dann und dann . . . — wer kennt alle die hohen Häupter, nennt ihre Namen?

Kaiser Wilhelm in der Kirche! Wer weiß nicht, daß er lieb hat den Ort, da Gottes Ehre wohnt? Wer nicht, daß die Worte seines Titels „von Gottes Gnaden" in dem Grunde seiner Seele tief eingeprägt sind? Im letzten Kriege nannte ihn ein Franzose „ruhig, fromm und demütig, einfach, innerlich wahr, einen König von Gottes Gnade". Wie im Kriege, so zeigte er sich auch im Frieden, und gewiß haben sich schon viele an seinem Bekenntnis und seinen Mahnungen zur Gottesfurcht wahrhaft erbaut.

In den Hallen der altehrwürdigen Thomaskirche singt und betet unser Kaiser. Hier bekennt er sich wie der schlichteste Mann als einen Sünder, der Gottes Gnade bedarf, hier fühlen sich alle als Brüder, als Söhne des Einen himmlischen Vaters. Sag' war's nicht eine Freude, zu solcher Stunde Kaiser Wilhelm zu sehen?

Und wie aufmerksam hört er dem Prediger, Militäroberpfarrer Steinwender, zu, als dieser die Kanzel besteigt und der ganzen großen Gemeinde zuruft: Sorge nicht! Mit kräftigem Mannesworte weist dieser hochbegabte, beliebte Redner hiemit gerade auf das hin, was sich auch der Kaiser in seinem wechselvollen langen Leben zu seinem Leitstern wählte, das unbedingte Vertrauen auf den Gott, der für die, welche ihn lieben, alles zum besten wendet.

Als sich nun die große Versammlung zum Gebete erhob, konnte man wahrnehmen, daß die Zahl der Jahre und der Wechsel des Geschicks doch nicht ganz spurlos an unsers teuren Kaisers Majestät vorübergingen; eine kleine Anstrengung kostete ihn das Sicherheben immerhin, dann aber stand er wieder gerade und aufrecht, und gewiß bewegte es ihn an diesem Orte in besonderem Grade, als nun der Geistliche im Namen der ganzen Gemeinde für ihn betete, wie dies allsonntäglich geschieht.

Der Segen schloß die kirchliche Feier. Ja, Amen, ja fürwahr: Der Herr segne Dich und behüte Dich, der Herr lasse sein Angesicht leuchten über Dir und sei Dir gnädig, der Herr erhebe sein Angesicht auf Dich und gebe Dir Frieden!

Auf, schnell hin zur Präfektur, der Wohnung des Kaisers! Die Straßen, durch welche er fährt, sind dicht besetzt, d'rum hinein in die engen, unbelebten Gassen, damit ich schneller dorthin gelange! Gilt es doch, den Festzug der Ersteiner Bauernburschen und Mädchen zu sehen, welche dem Kaiserpaar ihre Huldigungen darbringen wollen.

So schnell ich kann, eile ich dahin. Das möchte ich in der That nicht versäumen! Im Mai 1877, wo ein anderer stattlicher Bauern

zug an derselben Stelle vorbeigeritten und gefahren war, hatte ich, trotz anstrengenden Dauerlaufs, das Ziel nicht erreicht. Dies Mal gelang's. Und wie schön war's! Eine wie angenehme Erinnerung für's ganze Leben!

Siehe da! Ungefähr 130 Bauern reiten an der Gartenmauer der Präfektur vorüber; sobald sie sich dem Kaiser gegenüber befinden, schwenken sie ihre Mützen und rufen Hurrah!

Hurrah! Ihr biederen Ersteiner! Ich glaub', Ihr habt manchem der vielen Tausende, die auf den Straßen und Wällen standen und Euch vorbeiziehen sahen und Euch rufen hörten, Thränen in die Augen gebracht, richtige Freudenthränen. Kaum 8 Jahre seid Ihr wieder mit dem Lande vereinigt, dem Eure Voreltern angehörten, für das sie, wenn's sein mußte, Hab und Leben ließen, dessen Sprache und Sitten sie dann treu bewahrten, als sie von ihm losgerissen wurden. In Eurer Muttersprache habt Ihr das Haupt eines Volkes begrüßt, das Euren Namen mit Freude und Liebe nennt, das Euch in allen Stücken als Brüder behandeln will, bei denen bekanntlich das Wort gelten soll: Einer für alle, alle für einen!

Nach den Burschen kamen die Mädchen. In 32 festlich geschmückten, mit Blumen und Grün gezierten Wagen saßen sie in ihrer ländlichen Tracht. Besonders in die Augen fallend waren die von Krautergersheim und Meistratzheim. Dieselben trugen sogenannte Spitzenkappen, aus blauen Spitzen gefertigte Hauben, die sich wie ausgespannte Fächer auf dem Kopfe erheben. Manchmal wußten die Mädchen nicht recht, welches der Kaiser sei, warfen ihre Blumen und Sträuße dem Kronprinzen zu, der dann auf seinen Vater hindeutete. Die beiden Majestäten wurden mit Blumenspenden ordentlich überschüttet. Wie wohl mögen dem Kaiser diese Attentate gethan haben, welche die Mädchen mit ihren Sträußen auf ihn ausübten, und wenn auch der letzteren Hand im Werfen nicht immer glücklich war, sondern wohl auch ein Mal das Haupt Seiner Majestät getroffen wurde, so war es doch ein so freundlicher, herziger Willkomm, daß ich von allen Festlichkeiten keine wußte, die eine lieblichere und angenehmere Erinnerung zu hinterlassen geeignet gewesen wäre als gerade diese.

Beide Majestäten freuten sich herzlich über diese Huldigung, wie schon ein Blick in ihre freundlichen Gesichtszüge zeigte. Auch bestätigten sie dies dem Kreisdirektor Böhm aus Erstein und dessen Gemahlin, welche sich um das schöne Gelingen des Festzuges große Verdienste erworben hatten und denen die Ehre zu Teil wurde, an der Spitze einer Abordnung von Männern und Mädchen von dem Kaiser und der Kaiserin empfangen zu werden. Ihre Majestät ließ sich von der Frau die Namen der Mädchen nennen, nahm deren Sträuße an, erkundigte sich nach ihren Verhältnissen und küßte wiederholt ein 4½-jähriges Mädchen, welches in rührend kindlicher Weise die Bitte um Annahme ihrer kleiner Gabe ausgespro-

chen hatte. Auch Kaiser Wilhelm unterhielt sich mit der Abordnung in leutseliger, gewinnender Weise.

Die gewaltig große Menge der Zuschauer war festlich bewegt. Große Freude widerfuhr dem Bürgermeister von Geispolsheim. Er stand vor dem Garten, in welchem seine Tochter Seiner Majestät einen Strauß überreichte. Ein General hieß ihn hinaufsteigen. Gesagt, gethan. Der wohlbeleibte Mann mit seiner Bürgermeisterschärpe läßt sich hinaufheben, und droben wird ihm gar noch die Ehre zu Teil, von den Majestäten und dem Kronprinzen angeredet zu werden. Auch zwei kleine Straßburger Jungen, die unten nur wenig sehen konnten, durften, von goldbetreßten kaiserlichen Bedienten emporgezogen, an der Einfassung des Gartens stehen, und erfreut erzählte nachher ihr Vater, ein breitschultriger großer Elsäßer, ein sprechendes Beispiel eines Alamannen, wie sein Karl und Albert das Fest so schön hätten anschauen können.

Am späteren Nachmittag zogen die Ersteiner Burschen und Mädchen noch vor die Wohnung des nach einigen Tagen aus Straßburg scheidenden Ober-Präsidenten v. Möller, um auch ihm ihre Liebe und Dankbarkeit zu bezeugen.

Noch weilte der Kaiser einige Tage in Elsaß-Lothringen, teils um Truppenschau abzuhalten, teils um in Metz und dessen Umgebung alte Erinnerungen wieder aufzufrischen. Welchen Eindruck diese Tage auf ihn machten, sprach er in folgendem Erlasse an den Ober-Präsidenten v. Möller aus:

„Die Eindrücke meiner diesmaligen Anwesenheit in Elsaß-Lothringen haben mir zu meiner lebhaften Genugthuung und Freude bestätigt, daß der innere Wiederanschluß dieses Landes an das deutsche Vaterland in erfreulichem Fortschritt begriffen ist. Es ist mir und der Kaiserin und Königin, meiner Gemahlin, überall ein Empfang bereitet worden, welcher unsere Erwartungen weit übertroffen hat und welcher durch die sichtbare weitere Beteiligung in sehr wohlthuender Weise Zeugnis von der freudigen Bewegung der Bevölkerung ablegte. Ich ersuche Sie, meinen Dank zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, dem ich gern den Ausdruck meiner Befriedigung für die allgemein entgegenkommende und gute Aufnahme der Truppen während der Uebungen hinzufüge.

Ich verlasse Elsaß-Lothringen heute mit dem herzlichen Wunsche für das fernere Gedeihen dieses schönen Landes und mit der erhöhten Zuversicht, daß ein einsichtsvolles Streben der Regierung und wachsendes Vertrauen der Bevölkerung beide bald mit einem festen Bande vereinigen werde."

Ein 80-jähriger Bürgermeister gab der Hoffnung Ausdruck, Seine Majestät möchte Elsaß im nächsten Jahre wieder besuchen, worauf der Kaiser erwiderte: „Ja, das wäre schon recht schön, aber im nächsten Jahre gehe ich schon in das 84. Jahr, da wird sich dies schwer thun lassen. Doch wir wollen sehen!"

Geschichte Deutsch-Lothringens.

Ein Teil des von dem deutschen Stamme der Franken gestifteten Reiches war Lothringen. Dasselbe erhielt seinen Namen von einem Sohne Kaiser Lothar's I., Lothar II., dem es im Jahre 855 bei einer Teilung zufiel.

Unter den Merowingern und Karolingern wurde fast fortwährend um den Besitz dieses Ländergebietes von seiten der Fürsten und Großen gekämpft. Mit der Aufzählung dieser Kriege, einer sehr unerquicklichen Aufgabe, wollen wir uns nicht aufhalten.

Im Jahre 953 verlieh der deutsche Kaiser Otto I. Lothringen seinem Bruder, dem Erzbischof Bruno von Köln, welcher es 959 in Oberlothringen und Niederlothringen teilte. Ueber beide setzte Bruno unter seiner Oberaufsicht stehende Herzöge. Die in diesem Gebiete liegenden Bistümer Trier, Metz, Toul und Verdun dagegen blieben unter besonderer Verwaltung. Niederlothringen fiel nach vielen Wandlungen an Burgund, dann an Frankreich und die Niederlande.

Gerhard vom Elsaß 1048—1070.

Ueber Oberlothringen, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben, da es auch das heutige Deutsch-Lothringen umfaßte, wurden Grafen gesetzt; im Jahre 1048 kam es an Herzog Gerhard vom Elsaß, in dessen Familie die Herzogswürde erblich wurde. Er stammte von Eticho ab, dessen Nachkommen in 3 Linien blühten: 1) in den Grafen vom Elsaß, welche Herzöge von Lothringen wurden, 2) in der Linie von Egisheim, aus der Papst Leo IX.

ſtammte, 3) in der Linie von Habsburg, welche auf den öſterreichiſchen Thron gelangte.

Gerhard konnte ſich nicht ohne Kampf in dem Beſitz der Herzogswürde behaupten, ja er kam ſogar in Gefangenſchaft, aus der er durch die Fürſprache des Papſtes Leo IX., der Lothringen beſuchte, wieder befreit wurde. Er begleitete dann dieſen auf ſeinen weiteren Reiſen im Lande umher. Seine Reſidenz hatte er zuerſt in Chatenoy, dann in Remiremont. Später wurde Nanzig Reſidenz.

Lothringen bildete damals einen Beſtandteil des Deutſchen Reiches; ſeine Herzöge nahmen an den deutſchen Reichstagen Teil, ſtellten Kriegsmannſchaft und hatten die kaiſerlichen Rechte zu wahren.

Auf Gerhard folgten 13 Herzöge aus ſeinem Geſchlechte, welches bis 1431, im ganzen alſo 383 Jahre, über Lothringen regierte. Der letzte war Karl II., ein Gelehrter, der gerne in den Schriften der römiſchen Geſchichtſchreiber Cäſar und Livius las und ſagte, der erſtere ſei ihm zum Kriegshandwerk ſehr nützlich geweſen, was allerdings gar ſehr bei ihm in Betracht kam, da er viele Fehden ausfechten mußte. Er hatte 2 Töchter. Die älteſte, Iſabella, welche mit Renatus I. von Anjou und Grafen von Bar vermählt war, erbte Lothringen; denn es herrſchte hier das Recht, daß Erbtöchter den männlichen Seitenverwandten vorangingen. Sonſt wäre ein Bruder Karl's II., Friedrich, der durch Heirat Herr der Grafſchaft Vaudemont geworden war, zur Regierung gekommen. So aber ging die Herzogswürde von Lothringen an das Haus

Renatus I. von Anjou 1431—53.

Anjou über (1431—73). Dasselbe war mit dem französischen Königshause nahe verwandt, und seine Mitglieder weilten oft am französischen Hofe. So kam's, daß das Land dem Deutschen Reiche mehr und mehr entfremdet wurde.

Der Sohn Friedrich's von Vaudemont, Anton, machte dennoch Ansprüche auf die Herzogswürde. Es kam zum Kampfe, in welchem Renatus in Gefangenschaft geriet. Er wurde nur unter harten Bedingungen wieder freigegeben. Eine derselben war, daß seine Tochter Yolante den Sohn Anton's, Friedrich, heirate. Dies geschah, und als der männliche Stamm des Hauses Anjou im Jahre 1473 ausstarb, kam der Sohn Friedrich's und Yolante's, Renatus II., auf den Thron und mit ihm das Haus Elsaß-Vaudemont, welches von 1473 bis zum Aufhören der lothringischen Selbständigkeit regierte. Es wird erzählt, Renatus II. habe bei seiner Regierungsübernahme den Bürgern erklärt, er hoffe so zu regieren, daß sie ihn lieben müssten, und dem Adel, daß er ohne dessen Rat nichts thun wolle. Großen Ruhm erntete er durch seine Kämpfe mit Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund. Er schlug denselben 1477 vor Nanzig, wo dieser auch fiel.

Yolante.

Renatus II. 1473—1508.

In die Regierungszeit des Sohnes Renatus' II., Anton's, fiel das Aufkommen der Reformation, welche sich in Deutschland (auch im Elsaß) und der Schweiz, in geringerem Maße in Frankreich verbreitete. Herzog Anton erließ im Jahre 1523 ein Verbot gegen die neue Lehre; er untersagte strenge, von ihr und den Schriften Luther's auch nur zu sprechen. Alle auf sie bezüglichen Schriften mußten abgeliefert und deren Besitzer angezeigt, Personen, welche Hinneigung zu ihr zeigten, sollten verhaftet werden. Diese Maßregeln hatten Erfolg: die „Kirchenerneuerung" fand in Lothringen keinen Boden. Glücklich war Anton auch in der Unterdrückung der aufrührerischen Bauern, welche er bei Zabern besiegte.

Sein Enkel Karl III. war erst zweijährig, als er zur Herzogswürde gelangte. Während seiner Minderjährigkeit wurde **Metz französisch.** Das ging so zu. Karl V. sagte: „Mein ganzes Leben habe ich dazu verwendet, die kirchlichen Wirren beizulegen und die Christenheit vor den Türken zu retten; der König von Frankreich hat sein ganzes Leben angewandt, die Wirren der Kirche zu schüren und die Waffen der Ungläubigen zu unterstützen." Die kirchlichen Wirren suchte der deutsche Kaiser dadurch beizulegen, daß er die Protestanten in ihrer freien Religionsübung hinderte, wo er konnte. So auch in Metz. Da sich aber hier eine große Anzahl „Reformierter" befand, namentlich auch unter den angesehenen Familien, besonders der Familie de Heu, entstand große Unzufriedenheit gegen seine Maßregeln. Dazu kam, daß er der Stadt wiederholt hohe Steuern auferlegte, so daß diese geradezu verarmte.

Karl III., 1545—1608.

Mitglieder der Familie de Heu.
Nach: Bulletins de la Société d'archéologie lorraine. VII. Nancy 1857.

Drei Brüder der seit langer Zeit in Metz ansässigen hochangesehenen Familie de Heu hatten sich dem Protestantismus eifrig ergeben. Der älteste starb 1547. Die 2 anderen, Robert und Gaspard, arbeiteten Heinrich II. in die Hände. Gaspard war 1542 Oberschöffe (maître échevin) geworden und setzte nun seinen großen Einfluß, seine Familienverbindungen, sein Vermögen und seine Gaben für die Verbreitung der Reformation ein, konnte aber nur sehr wenig ausrichten. Nachdem Metz französisch geworden war, stellte er sich in den Dienst der Bourbonen, jenes französischen Fürstengeschlechtes, welches den Reformierten günstig gesinnt war, geriet jedoch in die Gewalt von deren Gegnern, den Guisen, und mußte 1560 seine Anhänglichkeit an jenes Geschlecht und den Protestantismus mit dem Tode büßen.

In Deutschland schlossen im Jahre 1551 die protestantischen Fürsten unter der Führung des Kurfürsten Moritz von Sachsen ein Schutz- und Trutzbündnis gegen den Kaiser. Um den König Heinrich II. von Frankreich zu ihrer Unterstützung geneigt zu machen, boten sie ihm die Besetzung von Cambray, Toul, Verdun und Metz an.

Dieser willigte mit Freuden ein. In dem Vertrage, welchen sie mit ihm schlossen, wurde er bloß als „Stellvertreter (vicaire)“ des Reichs bezeichnet und diesem „alle

Rechte, welche es über die genannten Städte haben kann," vorbehalten. Es kam nun zum Kriege zwischen Karl V. einerseits, Heinrich II. und der protestantischen „Liga" andererseits. Der hohe Rat von Metz sandte Abgeordnete an den König von Frankreich, um ihn zu bitten, er möge die Neutralität des Metzer Landes achten. Seine Antwort war so abgefaßt, daß die Metzer glaubten, nur durch ihr Landgebiet würden einige französische Corps marschieren; von einem Einmarsch der Franzosen in Metz selbst war keine Rede. — Die Franzosen rückten rasch in Lothringen ein.

Heinrich II. ließ Proklamationen verbreiten, worin er beteuerte, daß ihm jedes Eroberungsgelüst fremd sei, daß er nur aus Mitleid komme, um das schwer bedrückte Deutsche Reich von dem Tyrannen Karl V., seinen spanischen Räten und spanischen Kriegsbanden, welche die Bewohner zu Grunde richteten, zu befreien. Daraufhin wurden die Franzosen an manchen Orten mit Freuden empfangen. Der Connetable (Oberbefehlshaber) Montmorency ersuchte den hohen Rat in Metz, er möge ihn, sein Gefolge und eine Leibgarden-Kompagnie in die Stadt lassen. Der hohe Rat gewährte dies und ritt ihm sogar am 10. April 1552 entgegen, um ihn ehrenvoll nach Metz zu geleiten. Montmorency ritt hinein und mit ihm nicht nur eine, sondern viele Kompagnien. Als eine Anzahl Bürger, welche von ihrem hohen Rat über diesen Einmarsch nicht benachrichtigt waren, die große Menge Franzosen hereinkommen sahen, ahnte ihnen wohl, was geschehen würde; einige riefen: „Verrat! Zu den Waffen!" und wollten das Thor schließen.

Ein deutscher Kapitän warf einem französischen Offizier die Schlüssel des Thores, welche er bei sich trug, vor die Füße. Aber was half's? Die Franzosen waren in Uebermacht, sie jagten die Bürger von den Thoren, Türmen und Wachen fort, besetzten dieselben selbst und bedrohten sie mit strengen Strafen, wenn sie einen Aufstand zu erregen suchen würden. Das war der traurige 10. April 1552! Von da an blieb Metz französisch bis 1870. Zwar

suchte Karl V., der über diesen schnöden Verrat und herben Verlust in große Erbitterung geriet, die Stadt im darauffolgenden Winter wieder zu gewinnen. Aber die Belagerung mißlang. Metz blieb in der Gewalt Heinrich's II., der die Protestanten im eigenen Lande blutig verfolgte, sich aber hier als ihren Schirmherrn aufgespielt hatte. Als er das Heft in den Händen hielt, lautete es freilich anders. Deutschgesinnte und Protestanten wurden nun bedrückt, und statt unter spanischen Zuchtmeistern mußten sie unter französischen seufzen.

Karl III. wurde am französischen Hofe erzogen und vermählte sich 1559 mit einer Tochter des Königs von Frankreich. Schon daraus erklärt sich seine Hinneigung zu diesem Lande und dessen Sitten. In Paris hatte er die Pracht des Hofes kennen lernen. Diese suchte er nun in kleinerem Maßstabe auch in seine Residenz Nanzig zu verpflanzen und diese zu vergrößern. Letzteres gelang ihm so sehr, daß diese Stadt, welche im Jahre 1552 etwa 6500 Einwohner zählte, deren 1580 schon 12,000 besaß. Auch gründete er im Jahre 1574 in Pont-a-Mousson eine Universität, die zu hoher Blüte gelangte. Sie hatte 1603 bereits 1500 Schüler. Ihre Leitung lag in den Händen der Jesuiten, jenes Ordens, welcher sich die besondere Aufgabe gestellt hatte, die Macht des Papstes möglichst zu erhöhen und der Verbreitung des Protestantismus Einhalt zu thun, eine Aufgabe, zu deren Lösung er sich die Erziehung der Jugend als ein Hauptmittel erwählte. In diesen Bestrebungen fand er eine starke Stütze in Karl III., der den Protestanten nicht geneigt war, wenn er es auch zuließ, daß sein Sohn und Nachfolger eine protestantische Prinzessin — die Schwester des französischen Königs Heinrich IV. — heiratete (im Jahre 1599; sie starb jedoch schon 1604).

Dieser, Heinrich II., welcher 1608—24 regierte, soll ein Mal geäußert haben, seine Amme habe ihn nie „nein" sagen gelehrt. Eine gewisse Unselbstständigkeit war ihm allerdings eigen. Dies hatte jedoch für sein Land das gute,

daß es von Kriegen verschont blieb. Ja es vergrößerte sich sogar auf friedlichem Wege um einige Besitzungen.

Auch er verschönerte Danzig und andere Orte seines Landes. Seine letzten Regierungsjahre fallen in den Beginn des 30jährigen Krieges. Er verbot seinen Unterthanen wiederholt, sich daran zu beteiligen.

Eine um so schrecklichere Kriegs- und Leidenszeit wurde über dieselben unter seinem Nachfolger Karl IV. (1624—75) verhängt. Dieser war ein Sohn des Bruders Karl's III. und ihm als der Gemahl Nicole's, der ältesten Tochter des letzteren, auf dem Thron gefolgt (Karl IV. und seine Gemahlin waren also Geschwisterkinder). Anfangs regierten sie gemeinsam, unterzeichneten z. B. beide die Erlasse, aber Karl IV. wußte sich bald der ihm unangenehmen Mitregentschaft zu entledigen. Wiederholt machte er den Versuch, sich von Nicole scheiden zu lassen, was ihm aber nicht gelang, da der Papst seine Einwilligung nicht gab. Als er in — spanische — Gefangenschaft geriet, lohnte sie ihm seine Untreue durch die Bemühung, ihm wieder die Freiheit zu verschaffen. Sie starb jedoch (1657), ohne dies erreicht zu haben. Karl IV. hat sich durch sein unlauteres Familienleben um so mehr an seinem Volke versündigt, als alle seine Fürsorge nötig gewesen wäre, um dessen schwere Leiden zu lindern. Wiederholt wütete im Lande die Pest, welche — in Verbindung mit Mißwachs — viele Opfer erforderte. Am verhängnisvollsten waren aber die steten Kriegsunruhen. Karl IV. verband sich mit den deutschen katholischen Fürsten gegen König Gustav Adolf von Schweden. Da dieser und nach seinem baldigen Tode seine Generäle von Frankreich unterstützt wurden, bildete Lothringen den Tummelplatz fremder Truppen. Karl IV. zeigte sich zwar als ein mutiger Heerführer, der den ihrer Eroberungssucht wegen von ihm gründlich verabscheuten Franzosen vielen Abbruch that, aber einen entscheidenden Erfolg vermochte er nicht zu erringen, kam vielmehr wiederholt in Gefangenschaft und mußte lange Zeit fern von

seinem Volke leben. Ludwig XIV. von Frankreich war so erbittert gegen ihn, daß er nach dessen Tode sogar verbot, Totenmessen für ihn zu lesen. Wie seine Vorgänger, war auch er der katholischen Kirche treu zugethan; in ihrem Dienste hat er vieles erduldet.

Als er starb, war Lothringen in der Gewalt Frankreichs. Es blieb darin auch während der Lebzeit seines Nachfolgers in der Herzogswürde, seines Neffen Karl's V. Dem Namen nach regierte dieser 1675—90, aber da ihn Ludwig XIV. nicht anerkannte, war es ihm nicht möglich, in sein Land zu kommen. In den vielen damaligen Kriegen gegen die Franzosen und die Türken bewährte er sich im Dienste Oesterreich's als ein ausgezeichneter Feldherr. Vergeblich bemühte er sich um die polnische Königskrone, dagegen ernannte ihn der Kaiser von Oesterreich zum Statthalter von Tirol. Sein Sohn und Nachfolger Leopold (1690—1729) erhielt durch den Frieden von Ryswick (1697) den Thron Lothringen's wieder. Als er in sein angestammtes Land einzog, empfing ihn das Volk mit unzweideutigen Beweisen der Anhänglichkeit. Unter seiner Regierung hob sich die Volkszahl. Leute, die sich verheirateten oder vom Auslande nach Lothringen zogen, bekamen besondere Vorrechte zugesichert; Ackerbau und Gewerbe wurden ermuntert, so wurde z. B. unbebautes Land an solche, welche es bebauen wollten, gegen geringe Entschädigung zum Eigentum überlassen, die Pferdezucht durch Einführung ungarischer Pferde gehoben, gegen das hie und da umherstreichende Räuber- und Diebesgesindel scharf vorgegangen. Der Wohlstand wäre in der Friedenszeit, deren sich das Land erfreuen durfte, noch mehr gewachsen, wenn nicht Leopold für die Hofhaltung allzuviel Geld gebraucht hätte.

Sein Sohn Franz III. (1729—37) kehrte nach kurzem Aufenthalte im Lande nach Wien zurück, wo er seine letzten Jahre zugebracht hatte und wo seine Braut, die habsburgische Prinzessin Maria Theresia, lebte. Für die Zeit

seiner Abwesenheit ernannte er seine Mutter zur Regentin. Durch seine Heirat erhielt er die Anwartschaft auf den österreichisch-deutschen Kaiserthron, auf den er in der That später auch gelangte. Weniger gehörte sein Herz dem Volke seiner Väter. Das zeigte sich deutlich, als der Vorschlag auftauchte, er solle das Großherzogtum Toskana, dessen Regentenhaus am Aussterben war, mit seinem Stammlande vertauschen und dieses an den vertriebenen Polenkönig Stanislaus Leszczynski abtreten. Letzterer war der Schwiegervater des Königs Ludwigs XV. von Frankreich. Kam dieser Tausch zu Stande, so war er gleichbedeutend mit einer Einverleibung Lothringens in Frankreich, einem Ziele, nach dem die Franzosen schon so lange gestrebt hatten. Ein dahingehender Vertrag wurde in der That abgeschlossen.

Damit entsagte Franz III. einem Throne, der fast 400 Jahre lang der Stolz seiner Väter gewesen war, und einem Volke, das seinem Fürstengeschlechte viele Proben großer Anhänglichkeit und Treue gegeben hatte.

Als er Lothringen verließ, habe ihn, so wird erzählt, ein alter Gardeoffizier mit folgenden Worten angeredet:

„Ich sah Sie zur Welt kommen, ich teilte unter Ihrem Vater das Wohl meines Vaterlandes; ich werde auch seine Thränen teilen; ich kann mich nicht entschließen, ein Land zu verlassen, wo ich bei jedem Schritte auf eine Wohlthat Ihres Vaters stoße; er liebte uns und er würde uns nicht verlassen haben."

Stanislaus Leszczynski (geb. 1677; er regierte 1737—66) war 1704 zum König von Polen gewählt worden, konnte sich aber nur einige Jahre als solcher behaupten. Auf Betreiben seines Schwiegersohnes erhielt er die Herzogtümer Lothringen und Bar auf Lebenszeit; dieselben sollten nach seinem Tode an Frankreich fallen. Stanislaus erwarb sich während sei-

Stanislaus Leszczynski, 1737—66.

ner Regierung den Namen eines großen Wohlthäters und Menschenfreundes. Man berechnete, daß er für milde Stiftungen mehr als $8\,^1/_2$ Millionen Franken ausgegeben habe[1]). Viele derselben bestehen heute noch. Den Tod zog er sich durch eine Unvorsichtigkeit zu. Als er am Kamin saß, fingen seine Kleider Feuer. Bei seinem hohen Alter besaß er nicht mehr Kraft genug, die Folgen dieses Unfalls zu überwinden und starb kurz darauf.

Was beschlossen war, geschah. Nach seinem Tode wurde Lothringen in Frankreich einverleibt. Noch behielten die Großen Sitze und Stimme auf den deutschen Reichstagen. Aber auch dies letzte Band mit Deutschland zerschnitt der Friede von Lünéville (1801)[2]). 70 Jahre später kam Deutsch-Lothringen mit Metz wieder zum Deutschen Reiche.

---

[1]) Unter dem Titel „Werke des wohlthätigen Weltweisen" erschienen im Jahre 1764 mehrere seiner Briefe und Abhandlungen im Druck. Wir entnehmen denselben folgende Stelle:

„Quant aux richesses, leur abondance me les rend moins précieuses qu'elles ne le sont aux particuliers; la satiété en étouffe le goût: d'ailleurs je n'ai eu aucune peine à les acquérir; aussi n'y suis-je pas attaché de manière qu'elles puissent contribuer à mon bonheur. Je voudrais seulement que toute ma richesse ne consistât qu'au seul plaisir de ne voir personne de pauvre dans mon royaume."

„Was die Reichtümer betrifft, so macht sie mir der Ueberfluß an ihnen weniger kostbar als den Privatleuten; die Sattheit erstickt den Geschmack daran; übrigens habe ich keinerlei Mühe gehabt, sie zu erwerben; auch bin ich nicht in der Weise daran gefesselt, daß sie zu meinem Glücke etwas beitragen könnten. Ich wollte nur, daß mein ganzer Reichtum in dem alleinigen Vergnügen bestünde, keinen einzigen Armen in meinem Königreich zu sehen."

[2]) Auch in Lothringen gab es hie und da Orte, welche deutschen Fürsten gehörten und welche erst durch die französische Revolution, beziehungsweise den Frieden von Lunéville, französisch wurden.

Ferner ist zu erwähnen, daß ein Teil von Markirch mit Umgebung (z. B. Senones, wo der Geschichtschreiber Calmet lebte) lothringisch war.

Das religiöse Leben.

Von den religiösen Anschauungen und Gebräuchen der ersten, heidnischen Bewohner von Elsaß-Lothringen geben uns folgende Schilderungen alter Geschichtschreiber ein Bild.

Von der Religion der alten Gallier berichtet Strabo: Sie haben drei Klassen vorzüglich geehrter Männer: die Barden, die Wahrsager und die Druiden. Die Barden sind Liedersänger und Dichter, die Wahrsager Besorger des Gottesdienstes und Naturkundige, die Druiden beschäftigen sich außer mit Naturkunde auch mit der Sittenlehre, man hält sie für die gerechtesten und vertraut ihnen deshalb sowohl die besonderen als gemeinsamen Rechtssachen an. Sie sagen, die Seelen und die Welt seien unvergänglich, es werde aber ein Mal Feuer und Wasser die Obergewalt erlangen. Einen zum Opfer geweihten Menschen schlagen sie mit dem Schwert in den Rücken und wahrsagen aus seinen Zuckungen, ohne Druiden opferten sie aber nicht; auch andere Arten von Menschenopfern werden erwähnt.

Und Cäsar sagt: Das ganze Volk der Gallier ist religiösen Gebräuchen sehr ergeben. Wer daher schwer krank ist und in Schlachten und Gefahren sich befindet, opfert Menschen oder gelobt sie zu opfern, wobei die Druiden die gottesdienstlichen Handlungen versehen; denn sie glauben, die unsterblichen Götter könnten nur dadurch versöhnt werden, daß man für ein Menschenleben ein anderes bringe, und solche Opfer haben sie von Staatswegen eingerichtet."

Von den Germanen erzählt Cäsar: „Sie haben weder Druiden zur Leitung des Gottesdienstes, noch trachten sie nach Opfern. Unter die Zahl der Götter rechnen sie nur die allein, welche sie sehen und durch deren Hilfe sie offenbar unterstützt werden, so die Sonne, den Feuergott (Vulkan) und den Mond.

Der römische Geschichtschreiber Tacitus, welcher ums Jahr 100 nach Christus lebte, erwähnt: „Sie meinen, es entspreche nicht der Größe der Himmlischen, die Götter in Wände einzuschließen oder sie nach irgend einer Gestalt eines menschlichen Antlitzes zu bilden. Haine und Wälder heiligen sie und nennen mit Götternamen jenes geheimnisvolle, das sie nur durch Verehrung schauen".

Schon unter den Römern, welche in die Gegenden des Rheins kamen, waren vereinzelte Christen, welche die frohe Botschaft von Jesu Christo als dem Heiland der Welt

Ein alter Glasbecher aus dem Grabe eines Christen in der ersten Zeit des Christentums im Elsaß. Erläuterung auf Seite 220.

in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung verkündigten [1]). Da dieselben aber blutig verfolgt wurden, konnten sie ihr Bekenntnis vorerst noch nicht weit ausbreiten, sondern nur hie und da kleine Gemeinden bilden.

Als der erste Apostel des Elsasses gilt der h. Maternus, dessen Leben vielfach von Sagen umwebt ist. Er wirkte wohl ums Jahr 300, zu einer Zeit, in welcher Constantinus Chlorus, ein den Christen ziemlich gewogener Feldherr, Befehlshaber in Gallien war. Dessen Sohn Constantin der Große († 337) erklärte das Christentum zur Staatsreligion im römischen Reiche.

Um jene Zeit war Straßburg schon ein Bischofssitz. Als erster Bischof daselbst gilt der h. Amandus (ums Jahr 350). Nachdem Chlodwig, König des deutschen Stammes der Franken, in Folge der Schlacht „bei Zülpich" sich hatte taufen lassen, wandten sich nach und nach auch die andern germanischen Reiche dem Christentum zu.

In Folge der „Völkerwanderung" war damals das Leben ein vielbewegtes. Einen heilsamen Gegensatz gegen das laute Getriebe der Welt bildeten die Mönche, d. h. Einsiedler, welche in abgelegene Gegenden gingen, dieselben urbar machten, Klöster daselbst bauten, Uebungen der Frömmigkeit abhielten und in jenen rohen Zeiten die Umwohnen-

---

[1]) Am 12. Mai 1880 fand Kanonikus A. Straub, einer der gelehrtesten Kenner der elsässischen Geschichte und Kunst, bei einer Ausgrabung auf dem Totenfeld beim Weißturmthor in Straßburg ein Glas, welches aus den ältesten Zeiten des Christentums im Elsaß herrührt, und dessen Bilder an die Darstellungen in den römischen Katakomben erinnern. Straub ist der Ansicht, es stamme aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts. Es ist darauf abgebildet (siehe die Wiedergabe auf der vorhergehenden Seite):

1. Das Opfer Isaak's durch Abraham: Abraham blickt gen Himmel; in seiner rechten Hand hält er das Opfermesser. Isaak, der ebenso groß erscheint als sein Vater, kommt mit einem Bündel Holz herbei. Bekanntlich wird durch dies Opfer das Opfer Christi am Kreuz versinnbildlicht.

Ein Baum trennt dies Bild von dem zweiten.

2. Moses schlägt an den Felsen, dem 5 Wasserquellen entspringen. Er ist gekleidet wie Abraham. Die Beziehung dieses Bildes auf Christus ergibt die Vergleichung mit I. Korinther 10, 4, wo es heißt: Alle haben einerlei geistlichen Trank getrunken, sie tranken aber aus dem geistlichen Fels, der mitfolgte, welcher war Christus. — Seitwärts ist nochmals eine Person, und zwar in der nämlichen Haltung wie Moses, abgebildet. Straub hält es für wahrscheinlich, daß damit die Auferstehung des Lazarus dargestellt werden sollte.

Diese Sinnbilder sprechen den Gedanken aus (Ev. Joh. 6, 55): Mein Fleisch ist die rechte Speise, und mein Blut ist der rechte Trank.

den im Landbau und den Handwerken unterrichteten, sowie die Künste und Wissenschaften pflegten. Auch halfen sie in Zeiten der Hungersnot und böser Krankheiten mit Rat und That und haben sich dadurch viele Verdienste um die Gesittung und Bildung während des Mittelalters erworben. Auch ins Elsaß kamen solche, besonders in die Vogesen, so z. B. der h. Columban, ein Ire (ums Jahr 600), der eine Ordensregel verfaßte, an deren Stelle später die des h. Benediktus trat. Sie gründeten Klöster, Kirchen, Abteien, so Maursmünster (ums Jahr 600), Münster in St. Gregorienthale (um 660).

Besonders einflußreich wurde der h. Arbogast († 678), Bischof von Straßburg. Den hie und da noch blühenden Götzendienst und die noch vielfach vorhandenen Spuren des Heidentums suchte er auszurotten. Man erzählt, er habe sich täglich an den jetzt unter dem Namen „der grüne Berg" bekannten Ort in der Nähe Straßburgs begeben, wo er in einer Zelle am Ufer der Ill die Nacht zubrachte und des Gebetsumganges mit Gott pflegte. Vor seinem Tode habe er verlangt, man solle ihn außerhalb der Stadt, auf einem Hügel, auf welchem die Verbrecher hingerichtet wurden, begraben. Sein Nachfolger war der h. Florentius, von Geburt ein Ire, welcher seinen Landsleuten und den Schotten, die als Pilger in die Gegend kamen, außerhalb der damaligen Thore Straßburgs ein Hospiz und eine Kirche, welche er dem h. Thomas weihte, errichten ließ. Daraus entstand das „Schottenkloster" St. Thomas in Straßburg.

Es würde zu weit führen, wenn wir die Bischöfe einzeln aufzählen wollten; der Nordgau war denen von Straßburg, der Sundgau denen von Basel zugeteilt.

Auch fromme Frauen hat die alte Kirche des Elsasses aufzuweisen, so die h. Hunna, von der der Ort Hunaweier bei Rappoltsweiler seinen Namen hat; sie diente eifrig den Armen, soll z. B. deren Kleider gewaschen haben — besonders aber die h. Odilia.

Sie war, wie wir bereits sahen, eine Tochter des Herzogs Eticho, der in dem jetzigen Oberehnheim seinen Sitz hatte, zeitweise aber

Die h. Odilia.

Aus der Chronik des Jakob Twinger von Königshofen, herausgegeben von Johann Schilter. Straßburg 1698. (Nach einem Teppich, der in der St. Stephanskirche in Straßburg noch aufbewahrt wird).

Odilia besichtigt an der Seite ihres Vaters den Bau des Klosters (an einer Mauer sieht man einen Steinmetzen und Maurer in Thätigkeit). An dem mit Ochsen bespannten Wagen, welcher den Berg herunterfiel, offenbart sie ihre Wunderkraft.

Links unten betet die Heilige für die Erlösung ihres Vaters aus dem Fegfeuer; ein Engel zieht denselben an den Armen heraus.

Rechts unten erblickt man das von ihr gestiftete Kloster Niedermünster. Odilia pflanzt davor drei Lindenbäume (mit der Pflanzung des dritten ist sie gerade beschäftigt); von deren Ablegern sollen die noch heute daselbst befindlichen herrühren.

auch auf der nahe dabei gelegenen Hohenburg wohnte, und der Berswinde, einer aus edlem Geschlecht entsprossenen frommen Frau. Odilia wurde, so erzählt man (die Berichte stimmen nicht in allen Punkten mit einander überein), blind geboren. Der Vater wollte sie töten oder doch an einen einsamen Ort verstoßen. Da gab sie ihre Mutter einer Dienerin in Pflege und ließ sie später, als sie sie nicht für geborgen genug hielt, in ein Kloster in Burgund bringen, wo sie durch ein Wunder sehend wurde. Unterstützt von ihrem Bruder, kehrte sie nun nach ihrem väterlichen Schlosse Hohenburg zurück. Ihr Vater behandelte sie hart; er hielt sie wie eine Magd. Durch ihren demütigen Wandel und ihre Mildthätigkeit stimmte sie jedoch sein Herz zur Liebe zu ihr um. Er hätte sie nun gerne mit irdischem Glanze umgeben und mit einem Fürstensohne vermählt. Sie aber wollte nur dem himmlischen Bräutigam anverlobt sein und floh.

Viel' schmucke Freier kamen
Nach Hohenburg gewallt,
Zu schau'n der Fürstentochter
Holdselige Gestalt.

Sie aber sprach von Liebe
Zu keinem einen Laut,
Sie wollte stets verbleiben
Des Himmels reine Braut.

(Adolf Stöber.)

Der Vater ließ sich endlich erweichen, gab seinen Wunsch auf und schenkte ihr sein Schloß Hohenburg mit Zubehör. Odilia stiftete hier ein Kloster, zu dem viele Frauen strömten, und in dem sie sich den Werken der Frömmigkeit widmete. Ein weiteres Kloster gründete sie in Niedermünster. Sie starb ums Jahr 720 hochverehrt und wurde die Schutzheilige des Elsasses.

Eine elsässische Grafentochter **Richardis** kam als Gemahlin Karls des Dicken im Jahre 862 auf den Kaiserthron. Sie mußte aber eine schimpfliche Behandlung erdulden, wurde sogar von ihrem Gemahl verstoßen. Sie zog sich daher in das von ihr gestiftete Kloster Andlau zurück und lebte da still und ergeben. Sie verfaßte lateinische Gedichte. Auch sie wurde heilig gesprochen.

„Sie steht im Kalender", sagt ein Kirchenschriftsteller von ihr, „zum Exempel nicht bloß wechselnden Glückes, sondern auch ununterbrochenen Wohlverhaltens und frömmster Ergebung in Gottes heiligen Willen."

Die Gemahlin Kaiser Otto's des Großen, die heilige **Adelheid**, stiftete im Jahre 987 die Benediktinerabtei Selz und beschloß daselbst im Jahre 999 ihr Leben.

Zeugnisse des großen Glaubenseifers, der in jenen Jahrhunderten blühte, sind auch die vielen prächtigen Kirchen, welche damals entstanden, so das **Straßburger Münster**,

dessen schöneren Wiederaufbau Bischof Werner von Straßburg im Anfang des 11. Jahrhunderts begann.

Auch erlangte ein Sohn des Elsasses die höchste kirchliche Würde, die des Papstes: Bruno, der Sohn des Grafen Hugo zu Dagsburg und Egisheim, wurde, als Bischof von Toul, im Jahre 1048 zum Papste erwählt. Als solcher nannte er sich Leo IX.

Leo IX.,
Papst 1049—1054
(geb. den 21. Juni 1002).

Leo IX. zeichnete sich schon frühe durch große Gewissenhaftigkeit und herzgewinnende Güte aus, weshalb man ihn „den guten Brun" hieß.

Nachdem er schon öfter als Wallfahrer in Rom gewesen war, hielt er nach seiner Wahl zum Papste in schlechtem Pilgerkleid im Februar 1049 daselbst seinen Einzug. Weit verbreitet war zu jener Zeit das Verlangen nach einer Besserung der kirchlichen Zustände. Leo suchte dasselbe zu erfüllen. Als ein Mittel dazu betrachtete er die Berufung kirchlicher Versammlungen (Synoden), von denen er hoffte, daß sie neues Leben in die Glieder der Kirche ausströmen würden. In unermüdlichem Eifer reiste er in Italien, Frankreich und Deutschland umher, um solche zu berufen und zu leiten. Namentlich kämpfte er in ihnen gegen die Simonie (die Erwerbung geistlicher Aemter durch Kauf, so genannt nach Simon, der die Gabe des h. Geistes von den Aposteln um Geld kaufen wollte) und die Priesterehe; denn es kam ihm ganz besonders darauf an, den geistlichen Stand zu heben. Die Wirkung seiner Bestrebungen wurde durch seine persönliche Erscheinung, selbst schon durch seine stattliche Gestalt, erhöht. Auf seinen weiten Reisen fachte er in großen Massen des Volkes die Liebe zur Kirche an, indem er neue Gotteshäuser selbst einweihte, Reliquien von Heiligen der Verehrung widmete, so z. B. die der h. Richardis. Einer seiner segensreichsten Erfolge war es, daß er die Elsässer vermochte, den sogenannten Gottesfrieden zu beschwören. In jener Zeit, in welcher viele Raubritter und raufluftige Gesellen die Ruhe des Volkes störten, war es schon ein Ge-

winn, wenn der Streit wenigstens einige Tage ruhen mußte. Der „Gottesfriede" bestimmte, daß dies von Mittwoch Abend bis zum Montag Morgen sowie an den Sonn- und Festtagen zu geschehen habe.

Eine Sitte des päpstlichen Stuhles, welche sich bis in die Gegenwart erhalten hat, führt man auf Leo IX. zurück. Im Jahre 1049 bestätigte er nämlich die Besitzungen des Klosters Heiligkreuz bei Colmar und gewährte diesem besondere Vorrechte, wofür die jeweilige Äbtissin sich verpflichten mußte, jedes Jahr zur Fastenzeit eine goldene Rose nach Rom zu senden. Dieselbe weihte der Papst und schenkte sie dann am vierten Fastensonntage irgend einer hochgestellten fürstlichen Person, einer Stadt oder Kirche, welche er seiner besondern Huld versichern wollte. Pius IX. verehrte sie z. B. der Königin Isabella von Spanien und der Kaiserin Eugenie von Frankreich.

Während Leo IX. mit dem deutschen Kaiser im besten Einvernehmen lebte, geriet er mit den Normannen im Süden Italiens in Streit. Trotzdem nun, daß seine Leute, unter denen sich auch viele schwäbische Freiwillige befanden, unterlagen und die Schwaben fast alle getötet wurden, warfen sich ihm gleichwohl seine Feinde zu Füßen, als er ihnen von Civitavella, wo sie ihn eingeschlossen hatten, entgegenging, und schwuren ihm, nachdem er sie von dem über sie verhängten Banne gelöst hatte, Treue.

Während seiner Regierungszeit entbrannte ein heftiger Streit mit der griechischen Kirche, deren Hauptsitz in Konstantinopel war. Dieselbe wollte dem Papste nicht unterworfen sein. Dieser Streit führte nach und nach zu einer völligen Lossagung der griechischen Kirche von der römischen, eine Trennung, welche bis heute besteht. Leo behandelte diese Angelegenheit mit so großem Ernste, daß er noch in seinem 50sten Lebensjahre griechisch lernte.

Nur kurze Zeit bekleidete er seine hohe Würde. Durch seine aufreibende Thätigkeit erschöpfte er bald seine leiblichen Kräfte. Wenige Tage vor seinem Tode berief er alle in seiner Umgebung befindlichen Bischöfe und Geistliche zu sich und sagte zu ihnen: „Höret mich an, meine Brüder und Mitbischöfe; denn Gott hat mich von diesem Leben abberufen. Seid aber eingedenk des evangelischen Wortes, welches ermahnt: Wachet; denn ihr wisset nicht, zu welcher Stunde euer Herr kommen wird. Denn ich bitte Euch, teuerste, daß Ihr mich ansehet und bedenket, wie schnell die Blumen dieser Welt verwelken. Denn ich unglücklicher, der ich als unwürdiger die Ehre des Apostels Petrus auf mich genommen habe, bin nun an den Gliedern meines Körpers zu nichts gemacht worden. Denn diese gegenwärtige Welt verdunkelt sich so sehr für mich, als ob ich schon im finstersten Hause wohnte; habe ich doch in dieser Nacht im Gesichte jene Welt gesehen, zu der ich gehen werde, und es scheint mir, als ob ich bereits nicht mehr diese Erde bewohnte, sondern vielmehr jene, welche ich im Gesichte vorausſah, wovor ich mich nicht im geringsten fürchte und ängstige." Den 19. April 1054 starb er.

73 Jahre nach seinem Tode (1087) bestieg Gregor VII., einer der einflußreichsten Kirchenfürsten, den päpstlichen Stuhl. Durch seine Thätigkeit gewann das kirchliche Leben einen neuen Aufschwung, und in Folge der von ihm für die Kirche beanspruchten Rechte entstand ein langer Kampf mit der weltlichen Macht. Auch während desselben trieb das christliche Leben viele Blüten, und zahlreiche neue Klöster entstanden, so z. B. im Elsaß St-Fides in Schlettstadt, die Abtei Lützel (eigentlich lucis cella, d. h. Zelle des Lichts) u. a. Die Aebtissin des Klosters von Hohenburg (= Odilienberg), Herrad von Landsperg († den 25. Juli 1195), stiftete am Fuße des Berges das Kloster Truttenhausen.

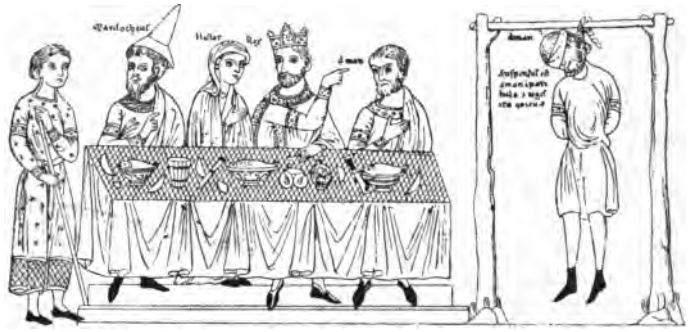
Besonders berühmt geworden ist dieselbe durch ihren „Hortus deliciarum" (Wonnegarten) [1]), der, mit Bienenfleiß aus verschiedenen Schriften zusammengetragen, in lateinischer Sprache verfaßt und mit schönen Bildern geziert, eine Zusammenstellung dessen enthält, was für Frauen der damaligen Zeit am wissenswertesten erschien. Er bietet eine biblische Geschichte, Mitteilungen aus der Stern-, Erd-, Naturkunde, der Philosophie, den freien Künsten und ähnl. Hie und da finden sich auch Gedichte darin, so z. B. [2]):

„Hohenburger Jungfraun-Kreis,	Salve cohors virginum
Wie die Lilien rein und weiß,	Hohenburgiensium,
Die ihr alle Christum minnt,	Albens quasi lilium
Euch begrüß ich treugesinnt.	Amans dei filium.
Hört, was Herrad zu euch sagt,	Herrat devotissima,
Herrad, Mutter euch und Magd,	Tua fidelissima
Die im frommen Herzensdrang	Mater et ancillula,
Zu euch singet diesen Sang."	Cantat tibi cantica.
„Lebe wohl, du keusche Schar,	Vale casta concio,
Meine Wonne immerdar!	Mea jubilatio,
Mögt ihr rein und schuldlos leben,	Vivas sine crimine,
Allezeit dem Herrn ergeben.	Christum semper dilige.
Dieses Buch hier, das ich schrieb	Sit hic liber utilis,
Euch zu Nutze, sei euch lieb!	Tibi delectabilis
Wollet immer seine Lehren	Et non cessas volvere
Tief in euren Herzen ehren."	Hunc in tuo pectore.

[1]) Dieses kostbare Buch ging leider beim Brande der Neuen Kirche am 24. August 1870 zu Grunde, während es bei einiger Sorgfalt und Ueberlegung doch so leicht hätte gerettet werden können.

[2]) Die Uebertragung nach A. Woltmann.

Als Probe der Abbildungen geben wir „das Festmahl des Königs Ahasver" und „Herzog Eticho" (Seite III).



Das Festmahl des Königs Ahasver u. die Hinrichtung Haman's.
Aus dem „Hortus deliciarum" der Herrad. Nach der zur Zeit noch im Erscheinen begriffenen Ausgabe von A. Straub.

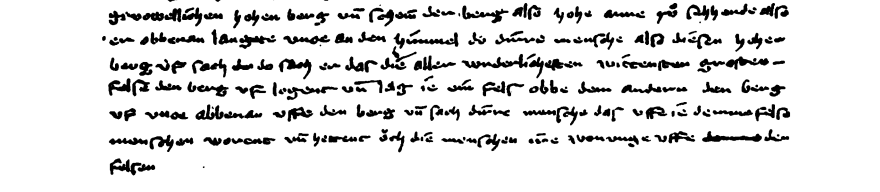
Zu den großenteils aus religiösen Beweggründen unternommenen „Kreuzzügen" stellte auch das Elsaß eine stattliche Zahl Kämpfer. Der begeisterte und begeisternde Prediger Bernhard von Clairvaux kam selbst in's Elsaß, um zur Beteiligung am heiligen Kriege (und zwar dem zweiten Kreuzzuge) aufzufordern.

Außer den zahlreichen Gottesgelehrten des Mittelalters, welche sich die Aufgabe stellten, die kirchliche Lehre durch kühn aufgeführte wissenschaftliche Lehrgebäude zu erhärten und zu verteidigen, gab es auch solche, welche in die göttlichen Geheimnisse durch innere Erleuchtung und unmittelbare Anschauung eindringen wollten. Man nennt sie Mystiker. Diese Bezeichnung kommt von einem griechischen Worte (müo, d. h. ich verschließe, besonders die Augen); die Mystiker verschlossen gleichsam die Augen vor den Dingen dieser Welt, damit sie um so mehr erleuchtet würden von dem inneren Lichte, dem h. Geiste. Zu ihnen gehören Eckart, Merswin und Tauler.

Eckart, gewöhnlich Meister Eckart genannt, hat, wenn es auch

nicht sicher ist, daß er in Straßburg geboren wurde (Manche halten Thüringen für sein Vaterland), ums Jahr 1310 in dieser Stadt gelebt und gewirkt. Da er Lehren aussprach, wie: „Alle Dinge sind Gott selber" und: „Gott ist alle Dinge", wird er oft zu den Pantheisten[1]) gezählt, wie denn auch der päpstliche Stuhl mehrere seiner Sätze verurteilte. Seine Verteidigung hatte Nikolaus von Straßburg übernommen. Dieselbe gelang ihm anfänglich, aber 1329 erschien eine päpstliche Bulle sowohl gegen Eckart als gegen alle die, welche dessen verdammte Sätze verteidigen oder billigen würden. Zu den letzteren gehörte auch Nikolaus, über dessen Leben nur weniges bekannt ist. Einige seiner Predigten jedoch sind auf uns gekommen; wir führen daraus die Worte an: „Hätte der einfältigste Bauer, der in einem Dorfe ist, mehr Minne (Liebe) und Demütigkeit denn der weiseste Geistliche, der zu Paris je gelehrt wurde: so sie in das ewige Leben kämen, ich gäbe ihm nicht 6 Pfennige um alle seine Kunst; denn unsere Seligkeit liegt an Minne und an Demütigkeit; die gehen vor aller Welt Weisheit."

Im Jahre 1352 schrieb Rulman Merswin, ein Straßburger Bürger, ein Büchlein, betitelt „Von den 9 Felsen". „Niemand" — so sagt er darin, — „darf oder soll fragen, wer der Mensch sei, durch den Gott dies Buch geschrieben hat." Dasselbe ist fast ganz in der eigenen Niederschrift des Verfassers erhalten; wir freuen uns, eine Stelle daraus abdrucken zu können[2]).



Die entwrte sprach zu diesen menschen nu dun uf diene inren ogen und sich wo du nun bist in demme selben worte sach dirre mensche umbe sich und siht das er ist gar fere furfuret in ein dal undenan an einen gar grosen gruowelichen hohen berg und schein der berg also hohe annezusehhende also er obbenan langete unce an den

1) Pantheismus ist die Lehre, daß das Weltall Gott sei.

2) Nach der Ausgabe von Karl Schmidt. Leipzig 1859, in dessen Besitz sich die Handschrift befindet. (Verkleinert).

himmel do dirre menſche alſo dieſen hohen berg uffach do ſach er das die aller wnderlicheſten witteſten groſten felse den berg uf logent und lag ie ein fels obbe dem andern den berg uf unce obbenan uffe den berg und ſach dirre menſche das uffe iedemme felse menſchen worent und hettent och die menſchen ire wonunge uffe den felsen.

Merswin hatte bei Abfaſſung dieſes Buches den Zweck, der Chriſtenheit ihre Gebrechen zu zeigen und ſie zu ermahnen, daß ſie ihr Leben beſſere. Er hält darum den Angehörigen der verſchiedenen Stände, den Päpſten und Bettelmönchen, den Kaiſern und Bauern, den Ehemännern und Frauen, ihre Sünden vor. Wer zu Gott kommen will, muß den Berg hinauf, über alle Felſen bis zum oberſten, wo die Menſchen ſich befinden, welche keine Begierde haben nach irgend welchen Dingen denn allein, wie die Ehre Gottes möchte vollbracht werden. Gibt Gott dieſen Menſchen — ſie laſſen es gut ſein; nimmt er dieſen Menſchen — ſie laſſen es abermals gut ſein.

Johann Tauler, geb. 1290 in Straßburg, † 1361.

Das Bild zeigt die Inſchrift des Steines, welcher ſein Grab in der im Jahr 1870 verbrannten ehemaligen Dominikanerkirche in Straßburg bedeckte.

Johannes Tauler war bereits berühmter Prediger, Lehrer und Seelſorger, als er Nikolaus von Baſel, einen Nicht-Geiſtlichen, einen „Gottesfreund", kennen lernte, der, nachdem er ihn hatte predigen hören, zu ihm ſagte: „Ihr meint, Ihr ſuchet Gottes Ehre und ſucht doch nur Euch ſelber". Er forderte ihn auf, ſeine bisherige Thätigkeit als Prediger und Seelſorger aufzugeben und ſich dem Leſen erbaulicher Bücher und frommen Betrachtungen zu widmen. Tauler gehorchte ihm. Erſt nach 2 Jahren trat er wieder in einem Frauenkloſter auf. „Liebe Kinder" — ſagte er da — „es mögen wohl 2 Jahre ſein oder mehr, daß ich euch zum letzten Mal gepredigt. Meine Gewohnheit war, daß ich viel Lateins ſprach in früherer Zeit und viele Stücke machte; das bin ich willens nicht mehr zu thun. Wenn ich Latein will reden, das will ich thun, ſo die Gelehrten gegenwärtig ſind, die das verſtehn." Als er dann nach Matthäi 25, 6 über die Art predigte, wie der göttliche Bräutigam der Seele entgegenkomme, und in begeiſterten Worten die Freude derſelben bei ſeinem Herannahen ſchilderte, rief einer: „Es iſt wahr!" und fiel ohnmächtig hin, und eine Frau rief ihm zu: „Herr, hört auf! Sonſt ſtirbt uns dieſer Mann unter den Händen!" „Ach, liebe Kinder", entgegnete Tauler, „will der Bräutigam die Braut heimführen, ſo wollen wir ſie ihm gerne laſſen;

dennoch will ich ein Ende machen." Als er aufgehört, dann noch Messe gelesen und die Kirche verlassen hatte, lagen 12 Personen wie tot auf der Erde, so erschütternd hatte er gepredigt.

Seine Gesinnungsart zeigen folgende wenige Stellen aus seinen Schriften: „Liebes Kind, ob du vergissest alles, das wir gesagt haben, so behalte diese zwei Pünktlein. Das Eine ist, daß du lauterlich und gänzlich klein seist inwendig und auswendig zu Grund und nicht von Schein, noch von Worten, sondern von Wahrheit in all deinem Verstehn. Das andre: Habe wahre göttliche Liebe, nicht als wir Liebe heißen in sinnlicher Weise, sondern wesentlicher Weise in einem inwendigen Gottlieben." An einem andern Orte sagte er: „Wisse, wie klein ein Heller gegen hunderttausend Mark Goldes, so ist alles auswendige Gebet gegen das inwendige Gebet, das da ist und heißet wahre Einigung mit Gott, des geschaffenen Geistes Versinken und Verschmelzen in dem unerschaffenen Geist Gottes. Alles Gebet des Mundes ist dagegen gerade wie Spreu und Stroh gegen edlen Weizen."

Ein ganz eigenartiger, von hohem sittlichem Ernst erfüllter Prediger war Geiler.

Johann Geiler von Kaisersberg, so genannt nach dem Wohnort seines Großvaters, geboren den 16. März 1445 in Schaffhausen, † den 10. März 1510 in Straßburg.

Seit 1478 wirkte er als Prediger am Straßburger Münster. Er war so beliebt, daß eine eigene reichverzierte Kanzel für ihn errichtet wurde. In hohem Grade hatte er die Gabe, so zu predigen, daß ihn das Volk verstand. Besonders gerne suchte er durch Beispiele und Vergleichungen die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu gewinnen. Nicht immer predigte er über Texte aus der heiligen Schrift, sondern teilweise auch über Stellen aus theologischen Büchern, ja selbst über Sebastian Brant's „Narrenschiff". Mit großem Eifer drang er auf Besserung des Wandels, sowohl bei Geistlichen als Gemeindegliedern, und hat sich dadurch manche Feindschaft zugezogen, sich aber auch als eine helltönende „Posaune der Kirche von Straßburg" bewährt. In seine Predigtart geben folgende Beispiele einen Einblick: „Es ist um einen Prediger", sagt er, „wie um einen Koch. Du sprichst: Wir haben wohl 10 Schüsseln gehabt und ist keine gut gewesen; denn der Koch konnte ihrer nicht aller warten. Es wäre besser gewesen, er hätte drei Schüsseln gemacht und deren wohl gewartet. Ebenso ein Prediger, der auf einmal alles sagen will, predigt nimmer gut." Den

Menschen vergleicht er ein Mal mit einem Hasen. „Das Häslein ist schnell zum laufen, also auch ein geistlicher Mensch schnell zu guten Werken. Man muß das Häslein braten, so auch die Menschen im Feuer der Leiden. Man muß das magere Häslein spicken. So hast du auch nötig, gespickt und beträuft zu werden mit dem Fett der Andacht und Liebe und mit dem Speck der Gnade Gottes, damit du nicht verbrennst in der Hitze der Widerwärtigkeit durch Ungeduld."

Die Gottesgelehrten, welche sich bei der Einführung der Reformation im Elsaß und besonders in Straßburg am meisten hervorthaten, sind: Zell, Capito, Bucer und Hedio.

Matthäus Zell (geb. 1477 zu Kaisersberg, † 1548 in Straßburg) wurde 1518 Pfarrer am Münster, an welchem er bald das „Evangelium" predigte. Man nannte ihn nur den „Meister Matthis". Da ihm die große Kanzel verweigert wurde, verfertigten ihm Schreiner eine tragbare Kanzel, die sie mitten ins Münster stellten, wenn er predigte und wieder fortschafften, wenn er fertig war.

Wolfgang Capito (eigentlich Köpflein; geb. 1478 in Hagenau, † 1560) bekleidete bereits ein hohes kirchliches Amt (das eines Kanzlers in Mainz) und war in den Adelsstand erhoben worden, als er Luther genauer kennen lernte und sich ihm anschloß. Er wurde Propst zu St. Thomä in Straßburg und neigte sich als solcher mehr und mehr der Reformation zu, für deren Einführung in Straßburg er mit Bucer wirkte.

Martin Bucer, geb. 1491 in Schlettstadt, † 1552.

Bucer war Hofkaplan des Pfalzgrafen Friedrich in Heidelberg gewesen und einer der ersten Geistlichen, welche sich verehelichten; er hatte Luther schon frühe persönlich kennen lernen. 1523 kam er nach Straßburg. Er predigte unter vielem Beifall im Münster und wurde 1524 zum Leutpriester an St. Aurelien gewählt. Ein besonderes Anliegen war es ihm, die Protestanten im Deutschen Reiche und der Schweiz, unter denen mancherlei Zwiespalt ausbrach, möglichst in Eintracht und Frieden unter einander zu erhalten. Mit Capito verfaßte er ein Glaubensbekenntnis, welches die Stadt Straßburg (und außerdem die Städte Konstanz, Memmingen und Lindau; es ist bekannt unter dem Namen „Vierstädter Bekenntnis", mit

lateinischen Worten Confessio Tetrapolitana) annahm und dem deutschen Kaiser Karl V. im Jahre 1530 zu Augsburg überreichen ließ. Auch suchte er für gute Ordnung und christliche Sitten in der protestantischen Kirche zu sorgen und die Kinder zur Schule zu halten. Als seine Glaubensgenossen in Deutschland durch den Kaiser besiegt wurden, wollte man ihn bestimmen, der katholischen Lehre Zugeständnisse zu machen. Er weigerte sich aber dessen, indem er sagte: „Man dürfe nichts gegen das Gewissen und die Wahrheit thun." In Folge der Bedrängnisse, in welche Straßburg durch jenen Sieg des Kaisers geriet, verließ er auf Wunsch des Rates die Stadt und folgte einem Rufe nach England (1549), wo er noch etwa 3 Jahre wirkte und hochgeehrt starb.

Kaspar Hedio (geb. 1494 zu Ettlingen in Baden, † 1552) war seit 1529 Prediger am Münster und Professor der Theologie. Er hatte eine sanfte Gemütsart und galt als „anmutiger" Prediger. Man besitzt von ihm mehrere gelehrte Werke. In seiner Grabschrift heißt es: „Er hinterließ bei allen eine große Sehnsucht nach ihm."

An der Pest verlor er in Einem Jahre 5 Kinder. Er schrieb darüber: „In diesem Jahre [1541] hat das Sterben viele Leute hingenommen, in welchem Sterben der allmächtige Gott, der getreue Schöpfer, mir 5 liebe gehorsame Kinder zu seinen Gnaden wiederum genommen, die ich ja gedacht hatte der Kirche und Schule aufzuziehen — alle gierig eines besseren und seligeren Lebens, die auch mich, den Vater, die Mutter, die übrigen Geschwister und die Umstehenden herzlich und fröhlich trösteten."

In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde im Gegensatz gegen die bisherige milde, die streng lutherische Richtung in Straßburg herrschend, besonders durch den Einfluß der Theologen Johann Marbach († 1581) und Johann Pappus († 1610).

Den bischöflichen Stuhl Straßburg's hatte zur Zeit der Einführung der Reformation Wilhelm III. von Honstein (1506—41) inne. 1524 that derselbe die verheirateten Priester in den Bann. Bei der Hinneigung des Rats und der Bürgerschaft zur Kirchenerneuerung konnte er aber nicht viel ausrichten. Seinen Geistlichen befahl er — wie ein Zeitgenosse berichtet — daß sie dem Geist des Evangeliums und den kanonischen Gesetzen gemäß leben, damit sie ihre Seelen und die ihrer Aufsicht Befohlenen zu Gott führen. In seinem Kampfe gegen die reformatorische Bewegung wurde er besonders unterstützt von dem Dichter Thomas Murner und dem Altertumsforscher Hieronymus Gebwiler.

Hieronymus Gebwiler ist in Horburg bei Colmar geboren, be-

suchte die gelehrte Schule in Schlettstadt und wurde später Lehrer in Straßburg. 1545 starb er in Hagenau. Er veröffentlichte eine Reihe gelehrter Werke und hatte ein scharfes Auge für die Gebrechen der Kirche zu damaliger Zeit. So sagt er z. B.: „Welches Aergernis, welche Bewegungen, welcher Haß ist nicht schon bei dem Volke daraus entstanden, daß man, statt gelehrten Männern die kirchlichen Stellen zu geben, sie an Mietlinge verkauft hat, die sich weder durch Sitten, noch Wissenschaft empfehlen, in welchen außer der geistlichen Weihe nichts ist, das Lob verdiente! Deutschland würde nicht so zerrüttet sein, wenn es mehr würdige Hirten gehabt hätte: die Wolle will man, um die Schafe kümmert sich niemand." Aber trotz dem, was er an den kirchlichen Zuständen auszusetzen hatte, billigte er doch keineswegs das Vorgehen der Reformatoren und deren Anhänger. Im Jahre 1530 sprach er den Wunsch aus: „Gott wolle den Kaiser, der Italien zur Ruhe gebracht, nun nach Deutschland hinwenden, damit er dasselbe vereinbare und die Rechtgläubigen in ihrem gerechten Vornehmen befestige, daß die Irrenden ihren Unglauben verlassen und sich wieder auf den rechten Weg, doch ohne Blutvergießen, kehren." So leicht ließ sich der große Zwiespalt aber nicht beseitigen, und bald nach seinem Tode und noch lange nachher floß des Glaubens halber das Blut in Strömen.

Wilhelm's Nachfolger, **Erasmus von Limburg** (1541—68), wohnte der allgemeinen Kirchenversammlung in Trient bei; dieselbe währte — allerdings mit vielen Unterbrechungen — von 1545—63 und setzte den katholischen Glauben gegenüber der Lehre der Protestanten fest. Unter Erasmus erlangten die Katholiken wieder eine Zeit lang die Benützung des Straßburger Münsters, das jedoch im Jahre 1561 den Protestanten auf's neue übergeben wurde. Als sein Nachfolger **Johannes IV. von Manderscheid-Blankenheim** (1569—1592) starb, entstand der „bischöfliche Krieg."

Zur Zeit, als Straßburg französisch wurde, saß **Franz Egon von Fürstenberg**, ein deutscher Fürst († 1682), auf dem bischöflichen Stuhle. Wir haben bereits gesehen, mit welcher Freude er Ludwig XIV. und die Rückgabe des Münsters an die Katholiken begrüßte.

Allerdings erlangten die Katholiken durch die Herrschaft der Franzosen im Elsaß große Vergünstigungen und Vorrechte vor den Protestanten. So durften z. B. Kinder protestantischer Eltern schon im 7. Jahr das Elternhaus verlassen, wenn sie katholisch werden wollten, und die Eltern mußten sie standesgemäß erhalten. Trat eines der Eltern zum Katholizismus über, so mußten ihm alle Kinder, welche noch nicht zum ersten Male kommuniziert hatten,

nachfolgen. Die Protestanten durften ihre Kinder nicht auswärts erziehen lassen. Die gemischten Ehen wurden verboten. — Bestand an einem Orte nur der dritte Teil aus Protestanten, so mußte deren Gottesdienst eingestellt werden; zählte er dagegen nur 7 katholische Familien, so wurde er gezwungen, ein katholisches Pfarr- und Schulhaus zu bauen.

Auch erhielt die katholische Kirche großen Zuwachs durch die Uebertritte[1]) zahlreicher Protestanten, wobei namentlich der Glaubens- und Bekehrungseifer der Jesuiten glänzende Erfolge erzielte. In den Jahren 1685 und 1686 sollen allein im Jesuitenkollegium in Straßburg 3426 Personen katholisch geworden sein. Die, welche diesen Schritt thaten, erlangten manche Erleichterungen, so wurde ihnen z. B. im Jahre 1683 dreijährige Befreiung von Abgaben und Einquartierungen zugesagt, 1685 dreijährige Sicherheit vor Forderungen ihrer Gläubiger, und die höheren Beamtenstellen standen nur ihnen offen.

Selbst die äußere Ausstattung der katholischen Kirchen wurde eine glänzendere durch die zahlreichen wahrhaft fürstlichen Geschenke, welche ihnen — namentlich dem Straßburger Münster — Ludwig XIV. zuwendete.

Auf Franz I. Egon von Fürstenberg folgte sein Bruder Wilhelm IV. Egon von Fürstenberg († 1704). Derselbe begünstigte die Jesuiten, welchen es gelang, viele Protestanten zur katholischen Kirche zurückzuführen.

Von 1704—1801 bekleideten Angehörige des Geschlechtes Rohan die bischöfliche Würde in Straßburg.

Tussanus Duvernin.

Da die Bischöfe oft am Hofe weilten und mit weltlichen Geschäften überbürdet waren, wurde ihnen ein Stellvertreter, ein sogenannter Weihbischof, für die bischoflichen Amtsverrichtungen beigegeben.

Ein solcher war Tussanus Duvernin. Derselbe stand in hohem Ansehen bei den Geistlichen, machte sich auch durch ein gelehrtes Geschichtswerk über die ihm anvertraute Diöcese bekannt. Er begleitete sein Amt vom Jahre 1749—85.

[1]) Auch bei dem angesehenen Ammeister Dominikus Dietrich (geb. 1620, † 1694) wurde der Versuch gemacht, ihn zum Uebertritt zu bestimmen. Ludwig XIV. ließ ihn (1685) nach Paris kommen. Nach längerem Warten wurde er in eine glänzende Gesellschaft eingeladen. Da reichte ihm der Minister Louvois eine Bibel hin und wies ihn auf die Worte I. Makkabäer 2, 17. 18, wo es heißt: „Und die Hauptleute Antiochi sprachen zu Matathia: Du bist der vornehmste und gewaltigste in der Stadt

Andreas Räß,
Bischof in Straßburg,
geb. den 6. April 1794
in Siegolsheim.

Seit 1842 wirkt als Bischof von Straßburg Andreas Räß, nach langer Zeit der erste aus dem Elsaß gebürtige Nachfolger des heil. Amandus.

In den Anfang seiner langen und ruhmreichen Amtsführung fiel der Bau der Eisenbahnlinie Straßburg-Mülhausen. Als er dieselbe am 21. September 1841 einsegnete, sprach er folgenden Wunsch aus: „Möge die Annäherung, welche die Errichtung von Eisenbahnen zwischen den Völkern der Erde bewirkt, uns lehren, daß in dem nämlichen Verhältnis die Erde sich dem Himmel nähern soll und uns ermuntern, mit derselben Zufriedenheit auf dem Wege der Wahrheit und der Tugend zu wandeln, um uns einst alle an dem Busen des Schöpfers des Himmels und der Erde wieder zu vereinen." Besondere Sorgfalt widmet er der Errichtung katholischer Lehr-Anstalten. Man hat berechnet, daß er aus eigenen Mitteln mehr als 160,000 Mark dafür schenkte. Als ihm ein Mal ein Prälat seine Verwunderung über die Opferwilligkeit der Elsässer zu erkennen gab, erwiderte er ihm: „Wenn Sie von Ihren Gläubigen Opfer verlangen, so müssen Sie handeln wie der Pelikan, der sich selbst für seine Jungen zu Ader läßt". Als Schriftsteller hat er sich ebenfalls ausgezeichnet, namentlich beschrieb er in vielen Bänden das Leben von Konvertiten, d. h. Leuten, welche von der protestantischen zur katholischen Kirche übertraten.

Auch wurde er in den ersten deutschen Reichstag, in welchem Elsaß-Lothringer saßen, gewählt; er sprach in demselben — am 18. Februar 1874 — die denkwürdigen Worte: „Um einer mißliebigen Deutung vorzubeugen, die uns, mich und meine Glaubensgenossen, berühren könnte, finde ich mich im Gewissen gedrungen eine einfache Erklärung abzugeben. Die Elsaß-Lothringer meiner Konfession

---

und hast viele Söhne und eine große Freundschaft: darum tritt erstlich dahin und thue, was der König geboten hat, wie alle Länder gethan haben und die Leute Juda, so noch zu Jerusalem sind, so wirst du und deine Söhne einen gnädigen König haben und begabet werden mit Gold und Silber und großen Gaben." Dietrich las diese Verse laut vor, fügte dann aber auch die Antwort hinzu, welche gleich darauf folgt: „Da sprach Matathias frei heraus: Wenn schon alle Länder Antiocho gehorsam wären, und jedermann abfiele von seiner Väter Gesetz und willigten in des Königs Gebot, so wollen doch ich und meine Söhne und Brüder nicht vom Gesetz unserer Väter abfallen. Da sei Gott für! Das wäre uns nicht gut, daß wir von Gottes Wort und Gesetz abfielen." Diese Unerschrockenheit vermerkte man am Hofe gar übel. Dietrich wurde verbannt und durfte erst 1690 wieder nach Straßburg zurückkehren.

sind keineswegs gemeint, den Vertrag von Frankfurt, der zwischen zwei großen Mächten abgeschlossen worden ist, in Frage zu stellen[1]).

Als würdige Geistliche der katholischen Kirche haben sich noch besonders bekannt gemacht: Jeanjean, Mühe und Spitz.

Anton Jeanjean,
geb. 1727 in Schlettstadt,
† 1786.

Einer der berühmtesten katholischen Prediger war Jeanjean, Superior des Seminars und Rektor der Akademie von Straßburg, der sich durch eine versöhnliche Gesinnung auszeichnete. Im Jahre 1781 hielt er eine „Predigt auf das Jubelfest wegen der im Jahre 1681 zu Straßburg wieder eingeführten katholischen Religion"; wir entnehmen derselben einige Aussprüche: Unter den Vorteilen, welche Straßburg durch seine Einverleibung in Frankreich gewonnen habe, führt er unter andern folgende an: „Die deutsche Ernsthaftigkeit hat sich mit der französischen Leutseligkeit, die Aufrichtigkeit mit der Klugheit, die Tiefsinnigkeit mit dem Witze vereiniget." An Ludwig XIV. rühmt er besonders, daß er im Münster „den heiligen Gottesdienst erneuert" habe. Er sagt: „Straßburg hatte nicht so bald fußfällig seine Schlüssel dem unüberwindlichen Monarchen anerboten, so sprach der König wie ehemals Ezechias zu den Priestern und Leviten: Priester und Leviten, höret mich! Bereitet euch! heiliget euch, gehet hin in das Haus des Herrn, des Gottes eurer Väter, reiniget dasselbe. Unsere Vorfahren haben Unrecht vor Gott gethan, sie haben den alten Gottesdienst abgeschafft, die Lampen in dem Heiligtum ausgelöschet, den Weihrauch nicht angezündet, das heiligste Opfer nicht mehr geopfert. Nun ist mein Wille und Befehl, den alten Gottesdienst wieder einzusetzen, mit Gott dem Herrn Israels einen neuen Bund, einen ewigen Bund, einzugehen, damit er nach Gebühr und nach seinem heiligen Gesetze geehret und angebetet werden möge.... Der Befehl des Königs wird schleunigst vollzogen. Straßburg schwöret Treue, Ludwig schwöret Schirm und Schutz. Straßburg eröffnet Ludwig dem Großen die Thore, und an der Seite des Siegers zieht die alte Religion in diese Stadt und in diesen Tempel ein; durch dieses Wunder der Fürsicht erzeugte uns Gott die erwünschlichste Gnade, unsere heilige Religion öffentlich zu bekennen, auf das herrlichste, auf das heiligste zu üben.... Freuet euch demnach, meine Brüder! Ich rufe euch mit dem Apostel zu: Freuet euch in dem Herrn! ich wiederhole es, freuet euch! aber gebet acht! eure Freude soll nicht

[1]) Ein anderer elsässischer Abgeordneter hatte dies gethan.

höhnisch, nicht trotzig, nicht übermütig, euren Mitbürgern nicht verdrießlich sein! Mit eurer Freude soll eure Eingezogenheit, eure Sittsamkeit, eure Friedsamkeit allen Menschen kund sein. Traget eure Danksagung Gott dem Herrn für diese unschätzbare Gnade vor, aber begleitet sie mit inbrünstigem Gebete; unsere heilige Religion herrschet, allein sie wird alsdann nur die Oberhand haben, wenn der Friede Gottes, der allen Verstand übertrifft, eure Herzen und eure Gedanken durch Christum Jesum bewahret."

Ferdinand Mühe,
Münstervikar in Straßburg,
geb. 1788 in Straßburg,
† den 3. Februar 1865.
Das Standbild ist von Philipp Graß verfertigt.

Ferdinand Mühe war der Sohn einer Kaufmannsfamilie in Straßburg. Als Knabe bekam er einen tiefen Eindruck von der Unduldsamkeit der Revolutionsmänner. Auch sein Vater war von denselben (ins große Seminar) eingekerkert worden. In dem Zimmer, in welchem er gefangen saß, hörte Mühe später Beichte. Er brachte ihm oft dorthin Speise und hatte mancherlei zu erdulden, zumal da er gerne bei der Messe diente und dies lange Zeit nur im geheimen geschehen durfte. Im Jahre 1808 erhielt er die niederen Weihen, 1812 die Priesterweihe. Bald fragte man sich: „Habt ihr auch schon den jungen Abbé predigen hören? Er hält große Christenlehre in der Lorenzkapelle, aber so schön, so eindringlich, mit so gewaltiger Stimme, wie man noch nie etwas ähnliches gehört hat." Von 1812 an predigte er mit wenigen durch Krankheit verursachten Unterbrechungen 52 Jahre lang von derselben Kanzel herab, auf welcher 300 Jahre vorher Geiler so mächtig gezeugt hatte. Durch ein sehr treues Gedächtnis unterstützt, in der heiligen Schrift und christlichen Büchern wohl bewandert, durch vielfachen Umgang mit dem Volke dessen Leid und Freud kennend, verstand er es, überaus anziehend ans Herz zu reden. Manchmal sagte er zu seinen Studenten: „Bei den Marktweibern muß man in die Schule gehen, um natürlich und lebhaft gestikulieren zu lernen." Trotzdem er oft 3 Stunden lang predigte, blieben seine Zuhörer doch noch aufmerksam. — Er war nicht bloß Prediger, sondern auch Professor, Religionslehrer, Beichtvater nnd leitete mehrere besondere Andachten und Bruderschaften.

Wollte man ihn zur Ruhe ermahnen, so pflegte er zu sagen: „Pah, pah, im Himmel werden wir lange genug ausruhen können".

Seine Mildthätigkeit kannte die gewöhnlichen Schranken nicht. Im Winter sah ihn einmal einer, wie er nachts 9 Uhr in einem Straßenwinkel Schuhe und Strümpfe auszog, um sie einem Bettler zu geben. Oft sagte er: „Eine milde Gabe eröffnet das Herz der Armen dem Worte des Priesters".

Auch sein Sinn für Recht und Ehre war hoch entwickelt. Da sein Vater Bankrott gemacht hatte, stellte er den Ausfall samt Zinsen aus seinem eigenen Vermögen den Gläubigern zur Verfügung.

Seinem Anzug widmete er geringe Sorgfalt. Seine Schuhe waren plump; seinen grauen groben Mantel hatte er von einem französischen Priester, der während der Revolution guillotiniert worden war. Oft ließ er ihn flicken. Seine Kopfbedeckung war ein zerknitterter Dreispitz. Wenn er so dahinschritt, in seinen späteren Jahren gebeugt und auf einen Stock gestützt, mußte er jedem auffallen; das Auge derer freilich, die sein warmes Herz kannten, ruhte auf ihm mit Freuden.

Als er merkte, daß es mit ihm zu Ende gehe, ließ er sich die h. Sterbesakramente reichen, hieß alle hinaustreten und rang nun, allein gelassen, mit dem Tode. Nachdem die Seinigen wieder hinein getreten waren, hatte er ausgekämpft.

Die Kraft zu seinem rastlosen Wirken fand er durch einen Blick auf das Bild des Gekreuzigten; stets lag auf seinem Betstuhle ein vergriffenes kupfernes Crucifix. — Sein Andenken steht in hohen Ehren.

Franz Karl Spitz (geb. den 29. Januar 1808 in Stutzheim, † den 13. Juli 1880 in Straßburg) wurde 1832 Priester. Nach kurzer Verwaltung eines Hauslehreramtes wirkte er als Professor am kleinen Seminar in Straßburg, in welcher Stellung er 14 Jahre blieb, bis er Superior der barmherzigen Schwestern wurde. Das war ein Arbeitsfeld, so recht für seine Nächstenliebe geschaffen. 1848 wurde er noch dazu Münsterpfarrer und erhielt den Titel eines Erzpriesters und Kanonikus. Durch seine ehrfurchterweckende Gestalt, seine feinen Umgangsformen, seine wohlerwogene Rede, die Würde, welche aus seinem ganzen Wesen sprach, machte er auch auf Nichtkatholiken einen tiefen Eindruck.

Um seiner großen Arbeitslast zu genügen, stand er regelmäßig morgens um 4 Uhr auf und um den vielfachen geldlichen Anforderungen, die andere an ihn stellten und die er für andere auf sich nahm, zu entsprechen, lebte er sehr einfach und war deswegen im Stande zu geben mit vollen Händen. Kurz vor seinem Tode sandte er seinen Verwandten einige hundert Mark als einzige Hinterlassenschaft für seine Erben.

Als er am 4. Juli 1880 nach einem mühevollen Tagewerk an seinem Betstuhl niederkniete, um sein Brevier zu beginnen, rührte

ihn der Schlag. 9 Tage hatte er noch zu leiden, behielt aber fast bis zum Ende sein Bewußtsein bei. Im Kreis der barmherzigen Schwestern im Allerheiligenkloster, wo er so viel gearbeitet, schloß er seine Augen zur ewigen Ruhe. „Im Grabe werde ich Zeit haben auszuruhen", pflegte er zu denen zu sagen, welche ihn ermahnten, er solle sich nicht allzusehr anstrengen. Und in einem Nachrufe heißt es von ihm: „Sein Leben war ein fortwährendes Lehren, Predigen, Trösten, Beraten, Reisen ohne Rast, noch Ruhe."

Auch blühen in Elsaß-Lothringen noch mehrere männliche und weibliche Orden. Deren Mitglieder setzen sich die Aufgabe, der Freude der Welt zu entsagen und dem Dienste Gottes und der Nächsten ihr ganzes Leben zu widmen.

Die bekanntesten sind die barmherzigen Schwestern, diese von Angehörigen aller Bekenntnisse wegen ihrer Opferwilligkeit, Dienstfertigkeit und Milde hochgeschätzten Dienerinnen der Armen, welche im Heil. Vinzenz von Paula († 1660) ihren Stifter verehren.

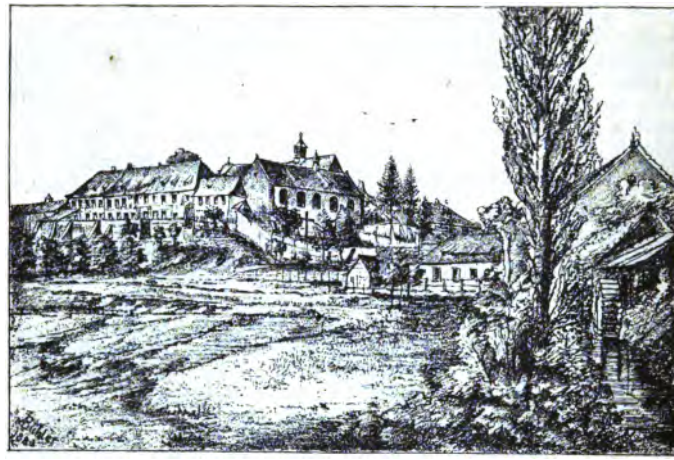
Vinzentia Sultzer, 1813—1868 Generaloberin der barmherzigen Schwestern.

Sie pflegen Kranke in Krankenhäusern, Pfründner in Spitälern, Kinder in Bewahranstalten und Waisenhäusern, weibliche Gefangene und Irre; auch erteilen sie Elementarunterricht. Ihre Mutteranstalt haben sie in Straßburg, von wo aus Töchteranstalten in München, Fulda, Paderborn, Freiburg im Breisgau und Rottenburg errichtet wurden. Die Gesamtzahl der Schwestern beträgt 2000. Besondere Verdienste um sie haben sich der Erzpriester Spitz und die langjährige Generaloberin Sultzer erworben.

Trappisten und Trappistinnen, welche nach der strengen Regel des Ordensstifters Rancé († 1700) leben, gibt es in Oelenberg unweit Mülhausen;

Schulbrüder der christlichen Lehre, welche für das Bistum Straßburg gutkatholische Lehrer, Organisten und Sakristane heranbilden wollen, in Matzenheim;

Schulschwestern der göttlichen Vorsehung zu Rappoltsweiler und zu St. Johann-Bessel.



Kloſter Oelenberg.

Die Trappiſten haben ihren Namen von dem Thale La Trappe in der Normandie. Jeden Tag müſſen ſie 11 Stunden dem Beten und Meſſeleſen widmen, mehrere Stunden auf dem Felde oder in verſchiedenen Werkſtätten hart arbeiten. Abends dürfen ſie zwei Stunden für ſich verwenden, und von 8 Uhr bis 2 Uhr nachts ſchlafen ſie auf Strohſäcken in Särgen. Ihre bekannteſte Regel iſt die des ewigen Schweigens: außer Gebeten, Geſängen, dem gegenſeitigen Zuruf „Memento mori“ (denke daran, daß du ſterben mußt!) dürfen ſie nur ausnahmsweiſe etwas ſprechen. — Am Eingangsthor des Oelenberger Kloſters ſtehen die Worte „Solitudo coeli janna“ (Einſamkeit iſt die Himmelspforte), und an die Wand des Kapitelſaals ſchrieb ein Bruder das Gedicht:

„Sei ruhig, meine Seele! ſieh,
Der Herr wacht über dich;
Wer auf ihn traut, verläßt er nie
Und ſchützt ihn väterlich.

Er kennt dich beſſer, als du meinſt,
Und weiß, was dir gebricht,
Er ſieht die Thräne, die du weinſt,
Drum, Seele, zage nicht!

Er weiß, daß du im Elend biſt,
Er ſieht dem Jammer zu,
Er ſieht, was gut und nützlich iſt,
Und liebt dich mehr als du.

Er kann dir helfen, wenn er will,
Sein Arm hat Macht und Kraft,
Ihm iſt kein Ding zu groß und viel,
Er tötet und erſchafft.

Er will dir helfen, Er iſt gut,
Iſt Vater, du ſein Kind,
Iſt beſſer und iſt länger gut,
Als alle Väter ſind.

Drum, Seele, halte dich an ihn,
Er iſt dein Schild und Hort:
Ich helfe dir, ſo wahr ich bin,
Sagt Er, und hält ſein Wort!“

In der That, wer von ſolchem Gottvertrauen erfüllt iſt, den beunruhigt die Inſchrift neben der Thüre des Kapitelzimmers nicht: „Cette nuit peut-être“ (dieſe Nacht vielleicht!)

Auch in der evangelischen Kirche begegnet uns eine Reihe ehrwürdiger Gestalten.

Im Gegensatz gegen die starke Betonung der „reinen Lehre" und des Festhaltens an den Glaubensbekenntnissen bildete sich in ihr eine Richtung aus, welche man Pietismus zu nennen pflegt. Derselbe drang besonders auf die Bekehrung des Menschen. Sein Vater ist ein Elsässer, Philipp Jakob Spener.

Philipp Jakob Spener, geb. den 13. Januar 1635 in Rappoltsweiler, † den 5. Febr. 1705 in Berlin.

Spener war schon als Knabe ernst gesinnt; so wußte er z. B. als einzigen Beweis, daß er in seiner Jugend „böse" gewesen sei, anzuführen, er habe sich im 12. Jahre zu einem Tanze verleiten lassen. Das Sterbebett seiner Pathin, einer Gräfin von Rappoltstein, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er wünschte, „mit ihr von der Welt abzuscheiden." In seinem 16. Jahre wurde er Student in Straßburg und lebte hier sehr zurückgezogen. Als ihm deswegen später ein Vorwurf gemacht wurde, sagte er, „er sei um nichts als des Studierens willen daselbst gewesen und habe mit dem gemeinen, gleichwohl noch in Straßburg weniger bekannt gewesenen Studentenwesen nichts zu thun haben wollen." Nach dem Abschluß seiner Studentenjahre machte er nach der Sitte jener Zeit große Reisen nach Basel, Genf u. s. w. 1663 erhielt er eine Freipredigerstelle in Straßburg, wurde aber schon 1666 als Pfarrer und Senior nach Frankfurt a. M. berufen. 1686 kam er als Oberhofprediger nach Dresden und 1691 als Propst nach Berlin. Unter seiner Leitung traten mehrere Christen zu besonderen Erbauungsstunden zusammen, welche den Namen collegia pietatis (Versammlungen zur Belebung der Frömmigkeit) führten und den Teilnehmern den Namen „Pietisten" einbrachten. Der Pietismus, dem sich von da an „Stille im Lande" zuwandten, will sich nicht von den Landeskirchen loslösen, sondern nur das innere Leben pflegen und den Ernst des Christentums im Wandel bezeugen. Seine Anhänger ziehen sich daher von der Welt möglichst zurück. — Als August Hermann Francke, ein inniger Verehrer Spener's, an der Universität Leipzig Vorlesungen hielt und sich ihm daselbst viele anschlossen, machte ein dortiger Professor auf einen verstorbenen pietistischen Studenten ein Gedicht, welches beginnt mit den Worten:

Es ist jetzt stadtbekannt der Nam der Pietisten.
Was ist ein Pietist? Der Gottes Wort studiert

Und nach demselben auch ein heilig Leben führt.
Das ist ja wohl gethan, ja wohl von jedem Christen.

Spener war ebensowohl durch seine lautere ehrfurchtgebietende Persönlichkeit, wie durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit — außer in der Theologie zeichnete er sich auch in der Wappenkunde (Heraldik) aus — einer der geachtetsten und einflußreichsten Männer seiner Zeit.

Zwei herrliche Beispiele des Glaubens, der durch Liebe thätig ist, sind Oberlin und dessen Magd Luise Scheppler.

Oberlin gewöhnte sich, als Sohn eines mit zahlreicher Familie gesegneten Professors, schon in seiner Jugend an Einfachheit. Dies kam ihm zu statten, als er 1767 Pfarrer in Waldersbach im Steinthal, einem Seitenthal der Vogesen, wurde. Die dortige Gemeinde war leiblich und geistig tief verwahrlost. Oberlin widmete ihr sein ganzes Leben, ein Leben voll aufopfernder Liebe, wobei er um so mehr wirkte, als er sich auch als einen Mann von praktischem Geschick und taktvollem Handeln bewährte. Um die äußere Lage der Waldersbacher zu verbessern und dieselben dadurch auch sittlich und religiös zu heben, sorgte er durch Rat und That für Ausbesserung der Wege, für den Bau menschenwürdiger Wohnungen, für bessere Betreibung der Landwirtschaft, für Einführung neuer Erwerbszweige, des Strohflechtens, der Baumwollspinnerei und Weberei (wobei ihm sein Freund Le Grand treulich zur Seite stand) u. a. m. Ueberallhin wandte er sich fragend und bittend, wenn er hoffte, seinen geliebten Steinthälern Förderung zu Teil werden lassen zu können. Die Seelenzahl vermehrte sich in hohem Grade, und ein allgemeiner Wohlstand trat an Stelle der ehemaligen Armut. Dabei vernachlässigte Oberlin keineswegs seine Pflichten als Seelsorger. In schlichter Weise verkündigte er das Evangelium in Predigten und Bibelstunden und hatte ein Herz für alle Bekümmernisse seiner Pflegbefohlenen. Seine Ansichten über die zukünftigen Dinge, welche eigentümlicher Art waren, behielt er mehr für sich, um niemanden damit zu verwirren; gegen Andersgläubige war er weitherzig, genoß dafür aber auch bei Protestanten und Katholiken große Liebe und Verehrung. Man hat ihn einen „Heiligen der protestantischen Kirche" genannt, der zum Zeugnis dafür gesetzt sei, was ein rüstiger, einfacher Mann durch Gott vermöge für die geistige und leibliche Wohlfahrt einer Gemeinde.

Johann Friedrich Oberlin,
Pfarrer in Waldersbach,
geb. den 31. Aug. 1740 zu Straßburg,
† den 1. Juni 1826.

Oberlin und der Grobian.

Von Theophil Schuler. Nach einem Holzschnitt im „Magasin pittoresque".

Ein Beispiel der Sanftmut und Geistesgegenwart Oberlin's! Als diesem einmal ein Bauer begegnete, der so laut, daß es Oberlin hören konnte, sagte: „Da ist Johann, das Vieh", erwiderte er: „Du täuschest dich, mein Freund; ich heiße Johann Oberlin." Der Bauer entschuldigte sich und wurde, wie man erzählt, einer seiner eifrigsten Anhänger.

Wo einſt verwachſne Wälder
Und Moor und ſchlimm Getier,
Da grünen Saatenfelder,
Und Herden weiden hier.

Wo zwiſchen Felſenrücken
Der Waldbach ſchießt dahin,
Da führen feſte Brücken
Und ſichre Straßen hin.

Wo jüngſt noch Luſt des Raubens
Und finſtre Geiſteshaft,
Da ſcheint das Licht des Glaubens,
Da wirkt der Liebe Kraft. (Adolf Stöber.)

Thatkräftig ſah man Dich und ohne Zagen
Dem Trotz obſiegen und den Hinderniſſen,
Daß keine Spur von alter Trübſal bliebe.

Wohl mochten manche weit Dich überragen
An Scharfſinn und an umfangreichem Wiſſen,
Wo aber kam Dir Einer gleich an Liebe? (Fr. Otte).

Luiſe Scheppler,
geb. 1763 zu Belleſoſſe bei Waldersbach
im Steinthal, † 1837.

Luiſe Scheppler diente 48 Jahre lang dem Pfarrer Oberlin als Magd und nahm ſich beſonders der Kleinen in deſſen Gemeinde mit liebender Sorgfalt an; ſie wurde dadurch ein Vorbild für die Lehrerinnen an Kleinkinderbewahranſtalten, wie ſolche ſpäter an vielen Orten aufkamen. In ſeinem Teſtament gedachte Oberlin ihrer in der rührendſten Weiſe. Es heißt darin: „Meine ſehr lieben Kinder! Indem ich Euch verlaſſe, vermache ich Euch meine treue Dienerin, welche Euch erzogen hat, die unermüdliche Luiſe. Die Verdienſte, die ſie um unſere Familie hat, ſind unendlich. Eure gute Mutter nahm ſie vor ihrem fünfzehnten Jahre zu ſich; ſie machte ſich nützlich durch ihre Gaben, ihren Eifer, ihren Fleiß; nach dem frühzeitigen Tode Eurer zärtlichen Mutter war ſie für Euch zugleich treue Wärterin, ſorgſame Mutter, Lehrerin, kurz alles. Ihr Eifer ging weiter; als wahre Jüngerin des Herrn ging ſie in alle Dörfer, wohin ich ſie ſchickte, die Kinder um ſich zu ſammeln, ſie ſchöne

Gesänge singen zu lehren, ihnen die Werke des allmächtigen und gnädigen Gottes in der Natur zu zeigen, mit ihnen zu beten und ihnen alle die Kenntnisse, die sie von mir und Eurer guten Mutter empfangen, mitzuteilen. Alles dieses war nicht das Werk eines Augenblicks, und die unzähligen Schwierigkeiten, die sich diesen heiligen Beschäftigungen entgegenstellten, hätten tausend andere entmutigt... Wisset, daß ich sie seit dem Tode Eurer lieben Mutter nie vermochte den geringsten Lohn anzunehmen. Sie verwendete die wenigen Zinsen ihres Erbguts zum Gutesthun und nahm nur als Gnadengeschenk zuweilen ein Stück Kleid von mir aus meinem Vorrate an, welchen ich doch ihrer Sparsamkeit und ihrer Treue verdankte." Im Jahre 1829 erhielt sie einen „Tugendpreis" von 5000 Franken, welchen ein französischer Graf gestiftet hatte. Zum Leichentext wählte sie sich die Worte Ev. Lucä 17, 10: „Wenn ihr alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren." — Mit besonderer Freude gedachten wir dieser geringen Magd. Wir haben bisher so viel von Kriegen, Greueln und uns abstoßenden Zügen des Menschenherzens berichten müssen, daß es uns eine wahre Erquickung war, ein solch einfaches Lebensbild vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen, beim Anblick dessen wir unwillkürlich an die Mahnung erinnert werden: Gehe hin und thue desgleichen!

Während sich, wie wir bereits sahen, die protestantischen Gottesgelehrten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und noch lange Zeit nachher bestrebten, auf Grund der hl. Schrift und nach der Regel der kirchlichen Bekenntnisse das genau festzusetzen und zu bewahren, was zur Rechtgläubigkeit[1]) gehöre, kam im Laufe des 18. Jahrhunderts der Rationalismus[2]) zur Herrschaft. Darnach sollten nur die Lehren des Christentums Geltung haben, welche als vernunftgemäß erwiesen werden könnten.

Diese zwei Richtungen machten sich auch in Elsaß-Lothringen geltend und bestehen mit größeren oder geringeren Abweichungen noch bis heute.

Zwei Hauptvertreter derselben im 19. Jahrhundert sind Bruch und Härter.

---

[1]) Mit einem griechischen Worte: Orthodoxie. [2]) Abgeleitet von dem lateinischen Worte ratio = Vernunft.

Johann Friedrich Bruch,
geb. den 13. Dezember 1792 in Pirmasens,
† den 21. Juli 1874 in Straßburg.

Bruch stammte väterlicherseits von einer französischen „Hugenottenfamilie" ab, welche ihres Glaubens wegen nach Deutschland ausgewandert war. Da es in Folge der Kriegsunruhen am Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem Schulwesen seiner Vaterstadt schlimm bestellt war, lernte er als Knabe vieles aus eigenem Antriebe aus Büchern; denn schon frühe wünschte er sich ein dreifaches: den Umgang mit hochstehenden Männern, viele Bücher, viele Gemälde und andere Kunstschätze. Einen Teil dieser Wünsche vermochte er auf der höheren Schule in Zweibrücken zu befriedigen, wo es ihm gelang, sich so viele Kenntnisse zu erwerben, daß er 1809 die Universität beziehen konnte. Er ging nach Straßburg, studierte Theologie, machte dann Reisen, wurde einige Zeit Pfarrvikar in einer lothringischen Gemeinde, dann 6 Jahre Hauslehrer in Paris und endlich im Jahre 1821 Professor der Theologie in Straßburg. Da er in diese letzte Stellung ohne seinen Willen berufen worden war, mußte er sich erst tüchtig hineinarbeiten, that es aber mit so großer Liebe, daß er später von sich sagen konnte:

„Auf dem Katheder, da fühlte ich mich zu Hause, da war es mir wohl. Jedes Jahr nach den Ferien freute ich mich auf den Augenblick, wo ich wieder die Schar der Studenten um mich würde versammelt sehen. Indem ich zu meinem Auditorium [1]) sprach und demselben meine Ideen und Ueberzeugungen mitteilte, war es mir, als ob mein ganzes Wesen sich ausdehnte und neue Ströme geistigen Lebens mich durchströmten. Auch darf ich mir das Zeugnis geben, daß ich es mit meinen Collegien [2]) jederzeit sehr ernst genommen habe. Mit der größten Sorgfalt habe ich mich immer darauf vorbereitet. Es war für mich Gewissenssache, meinen Zuhörern nichts mitzuteilen, was ich nicht vorher genau durchdacht hätte."

Er blieb in dieser Stellung über 50 Jahre und erlangte im Laufe der Zeit noch viele Würden und Aemter, so daß er als das Haupt der protestantischen Geistlichkeit des Landes galt. Auch wurde er (1872) zum ersten Rektor der neu begründeten Universität erwählt. — Seiner religiösen Richtung nach nahm er im Christentum nur das an, was

[1]) Zu meinen Zuhörern. [2]) Vorlesungen.

er mit den Gesetzen des Denkens für übereinstimmend hielt. Wie hoch er die Religion stellte, sprach er unter andern in folgenden Worten aus:

„Ist sie es nicht allein, welche uns Aufschluß erteilt über die Welt und uns selbst, über Gegenwart und Zukunft, über Leben und Tod? Wo anders als in ihr können wir die nötige Kraft finden zur standhaften Erfüllung der uns obliegenden Pflichten, zum siegreichen Kampfe mit den uns umringenden Versuchungen? Wer soll uns trösten in den Tagen der Betrübnis, in den Stürmen der Leiden, wenn sie nicht ihren lindernden Balsam über unser Herz ausgießt? Wer soll uns waffnen gegen die Schrecken des Todes, wenn sie nicht uns zur Seite steht und unsere Blicke erhebt über die schauerlichen Dunkel des Grabes zur frohen, herrlichen Aussicht auf eine selige Zukunft?"

Franz Heinrich Härter,
geb. den 1. August 1797 in Straßburg,
† den 5. August 1874.

Härter besaß so gute Anlagen, daß er schon als 14jähriger Knabe die Universität beziehen konnte. Er widmete sich der Theologie. Nach Vollendung seiner Studien- und Reisezeit trat er in's geistliche Amt und wurde Pfarrer in Ittenheim bei Straßburg, wo er 6 Jahre thätig war, dann — seit 1829 — an der „Neuen Kirche" in Straßburg selbst. Seine Wirksamkeit als Prediger war eine ganz außerordentlich gesegnete. Oft hatte er 2—3000 Zuhörer. Auch im Unterricht und der Seelsorge übte er einen großen Einfluß aus. Einige seiner Konfirmandinnen thaten sich zu einem „Dienerinnen-Verein" zusammen, aus welchem dann das Diakonissenhaus erwuchs, welches Härter am 31. Oktober 1842 begründen konnte. Dasselbe ist mehr und mehr gewachsen, hat Schwestern in verschiedene Orte des Elsasses, besonders nach Mülhausen und in die Schweiz gesandt, und überall sind dieselben sprechende Beweise von dem, was christliche Liebe in einem Frauenherzen zu wirken vermag. Härter ist 30 Jahre lang die Seele dieses Werkes geblieben und er hat die ihm dadurch zugewachsene Arbeit neben seinem Amte als Prediger und Seelsorger willig auf sich genommen und mit großer Treue ausgeführt. — Einer seiner genauesten Bekannten sagt in einem Nachruf von ihm: „Wer einmal nur in der Predigt unter der Wucht seiner Rede gestanden hat, wenn seine Stimme so klangvoll durch die hohen Hallen der alten Predigerkirche tönte, wer einmal in seelsorgerlichem Gespräch das Leuchten seiner Augen, die durchgeistig-

Johann Friedrich Bruch,
geb. den 13. Dezember 1792 in Pirmasens,
† den 21. Juli 1874 in Straßburg.

Bruch stammte väterlicherseits von einer französischen „Hugenottenfamilie" ab, welche ihres Glaubens wegen nach Deutschland ausgewandert war. Da es in Folge der Kriegsunruhen am Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem Schulwesen seiner Vaterstadt schlimm bestellt war, lernte er als Knabe vieles aus eigenem Antriebe aus Büchern; denn schon frühe wünschte er sich ein dreifaches: den Umgang mit hochstehenden Männern, viele Bücher, viele Gemälde und andere Kunstschätze. Einen Teil dieser Wünsche vermochte er auf der höheren Schule in Zweibrücken zu befriedigen, wo es ihm gelang, sich so viele Kenntnisse zu erwerben, daß er 1809 die Universität beziehen konnte. Er ging nach Straßburg, studierte Theologie, machte dann Reisen, wurde einige Zeit Pfarrvikar in einer lothringischen Gemeinde, dann 6 Jahre Hauslehrer in Paris und endlich im Jahre 1821 Professor der Theologie in Straßburg. Da er in diese letzte Stellung ohne seinen Willen berufen worden war, mußte er sich erst tüchtig hineinarbeiten, that es aber mit so großer Liebe, daß er später von sich sagen konnte:

„Auf dem Katheder, da fühlte ich mich zu Hause, da war es mir wohl. Jedes Jahr nach den Ferien freute ich mich auf den Augenblick, wo ich wieder die Schar der Studenten um mich würde versammelt sehen. Indem ich zu meinem Auditorium [1]) sprach und demselben meine Ideen und Ueberzeugungen mitteilte, war es mir, als ob mein ganzes Wesen sich ausdehnte und neue Ströme geistigen Lebens mich durchströmten. Auch darf ich mir das Zeugnis geben, daß ich es mit meinen Collegien [2]) jederzeit sehr ernst genommen habe. Mit der größten Sorgfalt habe ich mich immer darauf vorbereitet. Es war für mich Gewissensache, meinen Zuhörern nichts mitzuteilen, was ich nicht vorher genau durchdacht hätte."

Er blieb in dieser Stellung über 50 Jahre und erlangte im Laufe der Zeit noch viele Würden und Aemter, so daß er als das Haupt der protestantischen Geistlichkeit des Landes galt. Auch wurde er (1872) zum ersten Rektor der neu begründeten Universität erwählt. — Seiner religiösen Richtung nach nahm er im Christentum nur das an, was

[1]) Zu meinen Zuhörern. [2]) Vorlesungen.

er mit den Gesetzen des Denkens für übereinstimmend hielt. Wie hoch er die Religion stellte, sprach er unter andern in folgenden Worten aus:

„Ist sie es nicht allein, welche uns Aufschluß erteilt über die Welt und uns selbst, über Gegenwart und Zukunft, über Leben und Tod? Wo anders als in ihr können wir die nötige Kraft finden zur standhaften Erfüllung der uns obliegenden Pflichten, zum siegreichen Kampfe mit den uns umringenden Versuchungen? Wer soll uns trösten in den Tagen der Betrübnis, in den Stürmen der Leiden, wenn sie nicht ihren lindernden Balsam über unser Herz ausgießt? Wer soll uns waffnen gegen die Schrecken des Todes, wenn sie nicht uns zur Seite steht und unsere Blicke erhebt über die schauerlichen Dunkel des Grabes zur frohen, herrlichen Aussicht auf eine selige Zukunft?"

Franz Heinrich Härter,
geb. den 1. August 1797 in Straßburg,
† den 5. August 1874.

Härter besaß so gute Anlagen, daß er schon als 14jähriger Knabe die Universität beziehen konnte. Er widmete sich der Theologie. Nach Vollendung seiner Studien- und Reisezeit trat er in's geistliche Amt und wurde Pfarrer in Ittenheim bei Straßburg, wo er 6 Jahre thätig war, dann — seit 1829 — an der „Neuen Kirche" in Straßburg selbst. Seine Wirksamkeit als Prediger war eine ganz außerordentlich gesegnete. Oft hatte er 2—3000 Zuhörer. Auch im Unterricht und der Seelsorge übte er einen großen Einfluß aus. Einige seiner Konfirmandinnen thaten sich zu einem „Dienerinnen-Verein" zusammen, aus welchem dann das Diakonissenhaus erwuchs, welches Härter am 31. Oktober 1842 begründen konnte. Dasselbe ist mehr und mehr gewachsen, hat Schwestern in verschiedene Orte des Elsasses, besonders nach Mülhausen und in die Schweiz gesandt, und überall sind dieselben sprechende Beweise von dem, was christliche Liebe in einem Frauenherzen zu wirken vermag. Härter ist 30 Jahre lang die Seele dieses Werkes geblieben und er hat die ihm dadurch zugewachsene Arbeit neben seinem Amte als Prediger und Seelsorger willig auf sich genommen und mit großer Treue ausgeführt. — Einer seiner genauesten Bekannten sagt in einem Nachruf von ihm: „Wer einmal nur in der Predigt unter der Wucht seiner Rede gestanden hat, wenn seine Stimme so klangvoll durch die hohen Hallen der alten Predigerkirche tönte, wer einmal in seelsorgerlichem Gespräch das Leuchten seiner Augen, die durchgeistig-

nach einander gleich und nur einem Obern untergeben waren, galten für diese verschiedene Rangstufen [1]). Diese Bestimmungen faßte er in einer eigenen „Regel" zusammen. Im Eingang derselben heißt es:

„Als ich, obwohl ich als unwürdiger auf diesen bischöflichen Sitz gelangt war, meine Sorge auf mein Hirtenamt zu richten angefangen hatte und wahrnahm, daß sowohl die Geistlichen als das Volk in große Lässigkeit gefallen seien, begann ich betrübt zu fragen, was ich thun solle. Da beschloß ich mit Gottes Hilfe und unterstützt durch den Trost meiner geistlichen Brüder, im Drange der Not eine kleine Verordnung zu erlassen, damit die Geistlichen durch dieselbe von unerlaubtem sich zurückhalten, fehlerhaftes ablegen, lange und oft eingerissene Mißstände beseitigen und damit so, während der Geist von gewohnten Lastern befreit wird, um so leichter das gute und beste darin gepflanzt werde."

Mit der römischen Kirche, welche er aus eigener Anschauung hatte kennen lernen, knüpfte er eine enge Verbindung an. „Er hat" — so heißt es in einer alten Lebensbeschreibung von ihm — „befohlen, die Sitte und Ordnung der römischen Kirche zu bewahren, was bis zu jener Zeit in der Metzer Kirche keineswegs geschehen war." So richtete er den Gesang, die Feier des Gottesdienstes, die Priesterweihe nach römischem Vorbild ein. Durch dies alles ist sein Einfluß auf die Kirche jener Jahrhunderte ein sehr großer geworden.

In der Folgezeit zeigte sich die Bedeutung des Metzer Bistums u. a. darin, daß mehrere Kirchenversammlungen dort abgehalten wurden.

In Vic, wie auch in andern Orten Lothringens und des Elsasses, wird Bernhard II., Markgraf von Baden, der mütterlicherseits von dem lothringischen Herzogshause abstammte (seine Mutter Katharina war eine Tochter des Herzogs Karl II. von Lothringen) hoch verehrt. Derselbe hatte auf seine hohe weltliche Stellung verzichtet, um Gott besser dienen zu können. Er suchte mehrere Fürsten zur Teilnahme an einem neuen Kreuzzuge zu bewegen, starb aber in noch jugendlichem Alter (in Montcallier bei Turin) auf dem Wege nach Rom.

Der Straßburger Bischof Ludwig Konstantin, Fürst von Rohan sagt über ihn in einem „bischöflichen Befehl" vom 20. Juni 1770:

„Klemens XIV. hat gleich anfangs seiner beglückten Erhöhung auf den Stuhl Petri den ehrwürdigen Diener Gottes Bernardum, den Markgrafen, in die Zahl der Seligen mit feierlichem Gepränge eingeschrieben; er hat dessen Tugenden, Wunder und die darauf er-

[1]) Dieser Unterschied des Ranges machte sich z. B. darin bemerklich, daß die höheren Geistlichen mehr Wein und bessere Kleidung erhielten als die niederen.

Der heilige Bernhard II., Markgraf von Baden, † den 15. Juli 1458.

Die Abbildung obigen Standbildes in Vic nach: Mémoires de la Société d'archéologie lorraine. II, 4. Nancy 1862.

folgte vieljährige Verehrung durch seinen apostolischen Ausspruch bestätiget. Alle finden in dem seligen Bernardus, was teils ihre Bewunderung, teils ihre Nachahmung verdient." Und Anton Jeanjean, der berühmte Straßburger Prediger, preist ihn in einer auf ihn gehaltenen Lobrede mit den Worten: „Seliger Bernhard, du hast die Religion beschützet, nun wirst du von ihr geehret. Sie stellt dich auf die Altäre, und wir werfen uns nieder, dir unsere zeitliche und ewige Wohlfahrt anzubefehlen. Du liebtest dein Land; nun sei dessen Fürsprecher bei Gott."

Der Protestantismus fand in Metz wie in ganz Lothringen sehr wenig Boden, da die Herzöge der katholischen Kirche treu ergeben waren, wie denn auch viele Glieder ihres Hauses hohe kirchliche Würden bekleideten (die von Bischöfen und Kardinälen).

Unter den Anhängern der Reformation verdienen Farel und Toussain besonderer Erwähnung.

Wilhelm Farel (geb. 1489 zu Gap in der Dauphinée, † 1565 zu Neuenburg in der Schweiz), ein glühender Anhänger der neuen Lehre, der mit einer Donnerstimme eine blühende Beredsamkeit und große Unerschrockenheit verband, bekämpfte mit schonungsloser Schärfe alles, was ihm im Gottesdienst nicht christlich erschien und drang auf ein streng sittliches Leben. In seinen besten Mannesjahren und dann wieder gegen Ende seines Lebens predigte er mit einem wahren Feuereifer in und um Metz. Wie großen Anklang er aber auch bei vielen Bewohnern fand, seines Bleibens war nicht lange, da ihm die Regierung allzu große Hindernisse in den Weg legte. Seine Hauptwirksamkeit gehörte der französischen Schweiz an.

Pierre Toussain (lateinisch Tossanus), geb. ums Jahr 1496 in Saint Laurent bei Jometz, † den 5. Oktober 1573, kam im Februar 1525 nach Metz, um dort zu predigen. Aber da man verbotene Bücher bei ihm fand, wurde ihm dies „unter Verachtung und Hohn" verweigert. Er machte im selben Jahre nochmals in Gemeinschaft mit Farel den Versuch, wurde aber ausgewiesen und entging mit genauer Not der Verhaftung. Zum dritten Male wagte er sich nach Metz, wurde aber den Inquisitoren ausgeliefert und erst nach „langen und grausamen Leiden" [1]) wieder freigelassen. Nun ging er nach Frankreich, später in die Schweiz und fand endlich in Montbeliard, welches damals zu Württemberg gehörte, einen erwünschten Wirkungskreis als Prediger des Evangeliums. Hier starb er auch.

Als Metz französisch wurde, blieb das Bistum noch lange Zeit dem Erzstift Trier unterstellt, und die Bischöfe erhielten ihre Investitur (Bestätigung und Einsetzung) von den deutschen Kaisern. Letzteres wurde durch den westfälischen Frieden hinfällig, während die kirchliche Unterordnung unter Trier auch dann noch bestehen blieb.

---

[1]) Er schrieb darüber (am 15. Juli 1525):

„Neulich hatte ich mich dort befunden, um mich zu rechtfertigen und bis auf meinen letzten Blutstropfen gegen alle diejenigen mich zu verantworten, welche mich ohne Ursache jeglicher Frevel beschuldigen möchten, indem ich nichts als den Tod verlangte, wenn ich als einer erfunden würde, der je etwas gegen Gott oder die heilige Kirche gesagt oder unternommen hätte. Aber gewiß, man hat mich niemals hören wollen und man hat mich zur Stadt hinausgeworfen, ohne mir sagen zu wollen, warum oder wie. Wenn ich die Ehre Gottes, der Kirche oder des Gerichts verletzt habe, verlange ich nichts als den Tod. Wenn ich sie nicht verletzt habe, verlange ich, daß man mich leben lasse. Unser Herr kennt das große Unrecht, welches man mir thut."

„Dernièrement je m'y estoye trouvé pour me purgier et respondre jusques à la dernière gouste de mon sang contre tous ceulx qui sans cause me vouldroyent charger d'auchuns crimes, ne demandant que la mort sy j'estoye trouvé jamais avoir dis ou soubstenu chose contre Dieu ou saincte Esglise. Mais certe, l'on ne m'a jamais voulu ouyr, et m'a-on déjecté hors de la ville sans me vouloir dire pour quoy ny comment. Sy j'ay offensé contre l'honneur de Dieu, de l'Esglise ou de Justice, je ne demande que la mort. Sy je n'ais offensé, je demande que l'on me laisse vivre. Nostre Seigneur scet le grant tort que l'on me fait."

Jetziger Bischof ist Paul Georges Maria du Pont des Loges.

Er ist am 11. November 1804 zu Rennes in der Bretagne geboren. Am 5. März 1843 wurde er — noch nicht 39 Jahre alt — zum Bischof von Metz geweiht. In seiner Antrittsrede sagte er: „Ihr alle, die Ihr meine Herde geworden seid, sehet mit freundlichen Augen Euren Hirten an; verachtet seine Jugend nicht, erblicket in ihm einen Vater und einen Freund; vertrauet seiner Liebe und seid seine Familie; denn für Euch hat er seinen Vater verlassen und sich von allem getrennt, was ihm das teuerste war." Aus Anlaß seines 25jährigen Bischofsjubiläums, welches im Jahre 1868 gefeiert wurde, pries ihn Bischof Mermillod von Genf mit den Worten: „Ich weiß, daß die glorreiche Stadt Metz allezeit den Anstrengungen der Eroberer getrotzt hat; ich weiß, daß sie unbezwinglich ist, aber der heutige geweihte Tag hat ihre stolze Devise Lügen gestraft: Metz ist erobert durch das Herz eines Bischofs."

Da die katholische deutschredende Bevölkerung der Stadt Metz in den Jahren seit 1871 bedeutend zunahm, ordnete er im November 1882 an, „daß ein besonderer Gottesdienst in jeder der dortigen Pfarrkirchen an allen Sonn- und Feiertagen eingerichtet werde. Dieser Gottesdienst soll bestehen in einem um 8 Uhr abzuhaltenden Hochamte oder einer Messe, bei welcher Lieder gesungen werden, verbunden mit einer Anrede in deutscher Sprache."

Die **Israeliten** hatten während des Mittelalters viele Verfolgungen zu erdulden, besonders auch in den Rheingegenden und im Elsaß. Außer in ihrer Religion und ihren Gebräuchen hatte dies seinen Grund in ihrem großen Reichtum, den sie sich häufig durch Wuchergeschäfte erworben hatten.

Bernhard von Clairvaux sagte freilich: „Wir müssen klagen, daß wo sie nicht sind, die christlichen Wucherer es noch schlimmer treiben".

Einer ihrer erbittertsten Feinde war Armleder, ein Bauer, der 1337 mit einer Schar Anhänger im Elsaß umherzog und gegen sie wütete. — Von ihrer Verfolgung (Verbrennung) in Straßburg haben wir schon früher gesprochen.

Die Reformation änderte nicht viel in ihrer Stellung; dieselbe wurde unter Ludwig XIV. günstiger, ja dieser „allerchristlichste" König ließ lieber ihnen als den Protestanten seinen Schutz gewähren.

Wie in andern Städten, so durften sie sich auch in Straßburg nicht niederlassen. Im Jahre 1771 gelang es einem reichen Armeelieferanten, namens Cerf Beer, aus Bischheim, sich die Erlaubnis

zu erwirken, daß er wenigstens im Winter da wohnen dürfe, und 1775 wurde ihm sogar gestattet, sich mit seiner Familie niederzulassen. Nun brachte er, als zu seiner Familie gehörig, 60 Personen mit, darunter einen Rabbiner, Schwäger, Schwägerinnen, Gesinde u. s. w. Sie bewohnten den noch heute so genannten „Judenhof".

Auch sie erlangten durch die französische Revolution von 1789 ihre „Menschenrechte", freilich nicht ohne daß sie in der ersten — der „Schreckens-" — Zeit ebenfalls hart bedrängt worden wären.

Als bald nach dem Ausbruch der Revolution Verfolgungen über sie hereinbrachen, fand eine Anzahl Zuflucht und Schutz in der damals mit Frankreich noch nicht vereinigten Stadt Mülhausen; ihren Dank dafür sprachen sie in folgendem Gebete aus:

„Unser Gott, du Gott unsrer Väter, Abrahams, Isaaks und Jakobs! es komme vor dich das große Elend und die vielfache Angst, welche deinem Volke widerfahren ist; plötzlich und unversehens sind Räuber über uns gekommen. O daß unser Haupt zu Wasser und unsre Augen zu einem Thränenbrunnen würden, damit wir die Plage unseres Volkes Tag und Nacht genug beweinen könnten. Du, Herr, bist gerecht in allem dem, was uns begegnet ist; du hast dich aber treu erzeiget, obschon wir gesündiget haben; denn du hast uns nach deiner großen Barmherzigkeit doch nicht gänzlich vertilget, noch uns verlassen, sondern uns Gunst, Gnade und Barmherzigkeit verschaffet bei den Häuptern, dem Rate, den Weisen und den Erlauchten, den Lehrern und Predigern, den mitleidigen Frauen, Jünglingen und Jungfrauen der berühmten Stadt Mülhausen, welche uns unter ihre Flügel aufgenommen. Denn da sie unsere Trübsale gesehen, gaben sie uns bei ihnen Zuflucht vor allen unseren Feinden, die uns bedrängten; sie nahmen uns auf in ihre Häuser; den Hungrigen gaben sie von ihrem Brot; sie bedeckten unsere Nackenden; ihr Geld ließen sie häufig den Armen unseres Volks zufließen. Ach unser Gott, du Gott unserer Väter, Abrahams, Isaaks und Jakobs! laß doch, wir bitten dich, ihr Almosen und was sie den Kindern unseres Volks, um sie bei Leben zu erhalten, gegeben haben, vor dich kommen! Siehe an ihre Rechtschaffenheit und die Treue ihres Herzens; denn wenn diese Stadt Mülhausen nicht unsere Zuflucht, dahin wir hätten fliehen können, gewesen wäre, so wären wir, unsere Weiber und Kinder im Elend vergangen. Derowegen, unser Vater, der du im Himmel wohnest, sieh von deiner heiligen Wohnung, dem Himmel, herab und gib ihnen, ihren Frauen und Kindern den Thau des Himmels und die Fettigkeit der Erde; segne und beglücke all ihr Thun; laß sie ihre Jahre lang und vergnügt zubringen; sättige sie mit vieler Freude

und gib ihnen den Reichtum des guten, das du den Frommen aufbewahret haſt; befreie ſie von aller Angſt, von aller Drangſal, von aller Plage und Krankheit in Zeit und Ewigkeit. Wir ſprechen Amen!"

Nachdem ſie gleiche bürgerliche Rechte wie die andern Bewohner erlangt hatten, betrieben ſie und betreiben ſie noch immer mit Vorliebe den Handel. Bei den meiſten Geſchäften, ebenſowohl dem Viehhandel, dem Häuſer-, Güter- u. ſ. w.-Verkauf, als dem Großhandel, ſind ſie die Vermittler. Dadurch, wie durch ihre Thatkraft, ihre Ausdauer, ihre Nüchternheit (einen Iſraeliten ſieht man ſelten betrunken), ihre Sparſamkeit und ihr bewundernswertes Zuſammenhalten haben ſie wie in andern Ländern, ſo auch in Elſaß-Lothringen unermeßliche Habe an ſich gebracht. Schon im Jahre 1806 ſoll ihnen das elſäſſiſche Volk 40 Millonen Franken geſchuldet haben, und ganze Dörfer ſind von ihnen abhängig. — Mit großer Treue halten ſie an ihrer Religion feſt, und ſtrenge, die Chriſten wahrhaft beſchämend, feiern ſie ihren Sabbat und ihre Feſte.

Arnold Aron,
Oberrabbiner in Straßburg,
geb. den 20. Mai 1807
in Sulz u. W.

Einer der geachtetſten iſraelitiſchen Geiſtlichen des Elſaſſes iſt Aron, welcher 1830 Rabbiner wurde und ſeit 1834 in Straßburg wirkt. Mehrere gemeinnützige und wohlthätige Anſtalten wurden von ihm begründet oder erweitert. Unter letzteren ragt die 1825 geſtiftete „Iſraelitiſche Schule für Künſte und Handwerke (École isr. d'arts et métiers)" hervor, welche für viele unbegüterte Knaben eine Quelle des Segens geworden iſt Von dem hohen Anſehen, in welchem Aron ſteht, zeugte die Feier ſeines 50-jährigen Amts- (und zugleich Hochzeits-)Jubiläums am 8. Februar 1880, bei welchem ihm ebenſowohl ſeine Glaubensgenoſſen, als Katholiken und Proteſtanten ihre Verehrung zu erkennen gaben,

Das religiöse Leben des Volkes ist an vielen Orten, namentlich auf dem Lande, ein sehr inniges. Es äußert sich in einem zufriedenen Sinne, einem gottesfürchtigen, stillen und doch fröhlichen Wandel, in Werken der Nächstenliebe und Barmherzigkeit, im Kirchegenhen, Fasten, in Wallfahrten u. dgl. Spricht freilich bei den Uebungen der Frömmigkeit das Herz nicht mit, und werden dieselben nur als äußerlich abzumachende Werke betrachtet, so erklärt es sich, daß sich oft auch hier wie in allen Landen unter dem Deckmantel einer scheinbaren Heiligkeit gottloses Wesen breit macht.

Welches Auge dagegen ruht nicht mit Freuden auf der unten dargestellten Bauernfamilie, die am Sonntagnachmittag in der traulichen Stube sitzt, um in der Bibel, einem Gesang-, Gebet- oder anderen Erbauungsbuche zu lesen, um, sich emporschwingend über die Arbeit und Sorge der Welt, von dem Wasser zu trinken, das hineinquillt ins ewige Leben?

Sonntagnachmittag im Dorfe.
Von Theophil Schuler. Nach einem Holzschnitt im „Magasin pittoresque."

Der Charfreitag in den Vogeſen.

Von Theophil Schuler. Nach einem Holzſchnitt im „Magasin pittoresque“.

Aus den zerſtreuten Höfen in den Vogeſen kommen die Bewohner am Charfreitag zum Gottesdienſt. Still und andächtig pilgern ſie in Gruppen oder auch einzeln den ſteilen Weg herab. Wie feierlich und ſtille die Landſchaft, wie feierlich und ſtille die Menſchen!

Das Schrifttum (die Litteratur), besonders die Dichtkunst.

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.
(Max von Schenkendorf).

Die Deutschen sind von je ein lieder- und gesangreiches Volk gewesen. Schon der römische Geschichtschreiber Tacitus gab ihnen dies Zeugnis.

Das beweisen auch die zahlreichen herrlichen Dichtungen, welche sie besitzen. Viele davon sind auf elsässisch-lothringischem Boden entstanden. Schon vor 1000 Jahren sproßte, grünte und blühte es hier im Dichterwalde, und der Gesang der liederbegnadigten Männer ist seither nie verstummt. Das wird, wie wir hoffen, ein kurzer Blick in die vergangenen Jahrhunderte bestätigen. Da wir die Geschichte der Dichtkunst auf so kleinem Raume nicht zusammenhängend erzählen können, deuten wir deren Verlauf nur an, indem wir einige der hervorragendsten Meister auf diesem Gebiete nach der Zeitfolge kurz erwähnen.

Die deutsche Sprache, ein Zweig des germanischen Sprachstammes (zu welchem auch die holländische, englische, dänische u. s. w. Sprache gehören), bildete sich in zwei Hauptmundarten aus, der ober- oder hochdeutschen (mit härteren Lauten, z. B. die alamanische Mundart) und der niederdeutschen (mit breiteren Lauten, z. B. die westfälische Mundart).

Entwicklungsstufen der deutschen Sprache unterscheidet man drei:

1) das Althochdeutsche, welches, verwandt mit dem Gotischen[1]), ums Jahr 800—1100 blühte;

2) das Mittelhochdeutsche, ums Jahr 1100—1500;

[1]) Ein ehrwürdiges Denkmal des Gotischen ist die Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas († 388).

3) Das Neuhochdeutsche seit 1500.

Aus allen diesen Zeiträumen besitzen wir Dichtungen, welche von Elsässern herrühren.

Otfried von Weissenburg, von Geburt wahrscheinlich ein Franke, beschrieb ums Jahr 868 das Leben Christi in gereimten deutschen Versen. Man nennt dies Gedicht „Krist“ oder auch „Evangelienbuch“. Unter den uns bekannten althochdeutschen Gedichten ist in ihm zuerst der Endreim[1]) angewandt. Wie gar manches auch die Kunstkenner daran an Form und Inhalt auszusetzen haben, es ist doch ein Denkmal tiefen christlichen Gemütes.

Otfried beginnt sein Evangelienbuch mit folgendem Gebete[2]):

Wohlan denn nun, o du mein Herr!
Ich bin, fürwahr, dein Diener ja,
Und sie, die arme Mutter mein,
Sie ist ja deine eigne Magd!
So lege deinen Finger nun
An meinen, deines Dieners, Mund
Und strecke aus auch deine Hand
Auf meine Zunge, großer Gott,
Auf daß ich überall dein Lob
Ertönen lasse und verkünd',
Wie einst geboren ward dein Sohn,
Der aller Welt und mir gebeut,
Daß ich zunächst besinge dann,
Wie er zu predigen begann,
Und daß ich das, was er gelehrt,
Mit aller Treue wiedergeb',
Die Wunder auch, die er gewirkt,
Und die nun unsre Freude sind,
Berichte auch, wie nun das Heil
Verliehen ist der ganzen Welt;
Daß ich beschreibe ferner hier —
O, lebten wir dadurch gerecht! —
Wie ganz verloren er uns fand,
Als er zu sterben sich entschloß,
Und wie er auffuhr auch sodann
Weit über alle Himmel hin,
Hin über alles Sonnenlicht
Und über dieses Erdenvolk.
Verleihe mir nur auch, o Herr,
Daß ich nicht fälsche den Bericht,

[1]) Statt des bisher gebräulichen Stabreims oder der Allitteration.

[2]) Nach der Uebersetzung von Johann Kelle. Prag 1870.

Otfried von Weißenburg.
Nach einer Zeichnung von R. Aßmus.

INCIPIT LIBER EVANGELIORUM DNI GRATIA THEOTISCE CONSCRIPTUS.

CUR SCRIPTOR HUNC LIBRUM THEOTISCE DICTAVERIT.

Vuás liúto filo inflíze. in managemo agáleíze
st thaz inscrip gi cleíptun. thaz siró namon bratan
Siethesin io gilicho. flízzun guallícho
Inbrachon man gimanta thio Iro chúanhaiti
Thár anadáxun sie óuh thaz duam. ougdun Iró uuis
duam. óu gdun Iró deíni indes dih connes reini.
Iz ist al duruhnot. so léno giredinot. Iz dun kal
eigun fundan. zisamene gibuntan.
Sie ouh in thíu gisagetan. thaz then thiobúah nir
sínah un ioh uuóler sihfiruuissi. then lesan iz gilusti.
Z thiu mágman ouh ginóto. manágero théoto
hiárnán on nú gicellen. ióh suntar gi iennen
Sar kríachi ióh romani. iz machont sogízami. iz
machont sie al girustit. so thies vuóla lustit
Sie machont iz so rehtaz. ioh so filú slehtaz. iz ist gi
fuugit al inan. selp so helphántes hán
Thie dati man gi scribe. theist m. nnes lust cilibe.
in gouma thera dihta. thaz hursgit thina drahta
Istiz prósunslíhta. thaz drénkit dih inriht. ódó me
tisklám theistingoúma filu réini
Sie duent iz silu fuazi. ioh mézzent sie thie fuazi
thi lengi ioh thie kurti. theiz gilustli laz uurti

Aus Otfrieds Evangelienharmonie.

Erste Seite einer Pergamenthandschrift aus dem 9. Jahrhundert; dieselbe befindet sich in der Königl. Bibliothek in München.

Und bei den Dingen, die so fein,
Fehlgreifen meine Worte nicht,
Daß ich nicht schreib' aus Ruhmbegier,
Vielmehr um dich zu preisen nur,
Ich könnte ja dereinstens sonst
Der Strafe nicht entgeh'n dafür.
Und käm es jemals doch dahin,
Veranlaßt durch mein Ungeschick,
Dann tilge du, mein großer Gott,
In deiner Gnade meine Schuld;
Denn was ich glaube, sag ich dir,
Aus Bosheit hab' ich's nicht gethan,
Auch nicht aus irgend welchem Haß;
Ich möchte auch vermeiden das.

Er hält es für nötig, den Grund anzuführen, warum er sein Werk deutsch dichtete. Er fragt:

Wenn nun so manches Volk[1]) es wagt,
In seiner eignen Sprache schreibt,
Wenn es mit Eifer sich bemüht,
Das Seinige so zu erhöh'n:
Warum denn soll das Frankenvolk
Es unterlassen ganz allein,
In fränk'scher Sprach versuchen nicht,
Zu singen unser's Gottes Lob?
Obwohl nicht so zum Sang gebraucht,
Durch Regeln ausgebildet nicht,
So mangelt ihr doch nimmermehr
Geradheit, schöne Einfachheit.
Bestrebe du dich selbst nur recht,
Damit sie dennoch laute schön,
Daß herrlich auch aus ihr sodann
Erklinge, was uns Gott gebot;
Befleiß' dich, daß man schön es nennt,
Was man in dieser Sprache singt.

Und nochmals fragt er:

Warum nun soll dazu allein
Der Franken Volk nicht fähig sein,
Die keinem Volke stehen nach,
Das wir hier oben angeführt?
Sie sind ja ebenso beherzt,
Als wie es nur die Römer sind,
Auch kann man das behaupten nicht,
Die Griechen gingen ihnen vor.

[1]) Otfried hatte vorher von den Griechen und Römern gesprochen.

Sie sind, was ihnen Nutzen bringt,
Ganz mit dem gleichen Geist begabt;
Im Walde so wie auf dem Feld
Sind sie gleich jenen unverzagt;
Vermögen haben sie genug,
Sie sind zugleich recht kriegerisch
Und zu dem Kampfe aufgelegt;
So sind die Helden insgesamt.
Mit reichem Vorrat leben sie,
Und waren's immer so gewohnt,
In einem wahrhaft guten Land.
Und deshalb sind sie unbeschämt.
In Fülle bringt es ja hervor
Erzeugnisse gar mannigfach,
Wie dieses allgemein bekannt,
Doch nimmer, weil wir es verdient.
Man gräbt zu nützlichem Gebrauch
Dort Erz und Kupfer auch,
Ja, Eisensteine, sieh, sogar.
Zu diesem füge dann hinzu
Noch Silber, das genügend dort;
Sie lesen dorten aus dem Sand
Auch Gold sogar in ihrem Land.
Besitzen dann Beharrlichkeit
In guten Dingen mancher Art
Und haben angebornen Sinn
Für mancherlei, was nützlich ist.
Sie sind in hohem Grad gewandt,
Sich zu verteid'gen vor dem Feind:
Kaum daß begonnen er den Kampf,
So ist er auch schon unterjocht.
Ein Volk, das angreift je ihr Land,
Das wendet nimmer von sich ab,
Daß es ob ihrer Tapferkeit
Notwendig ihnen dienstbar wird.
Ja keine Menschenseele lebt,
Die ihnen nicht wird unterthan.
So hat es nämlich Gott gefügt;
Vor ihnen bangt drum jedes Volk.
Es gibt auch keines, das es wagt,
Mit ihnen anzufangen Streit;
Sie haben ihm dies beigebracht,
Es mit den Waffen dargethan.
Sie lehrten es dies mit dem Schwert,
Nicht etwa mit den Worten nur,
Nein, mit der Spitze ihres Speers,
Und deshalb fürcht' es sie noch so.

Ein jedes Volk bedenke doch,
Daß es den Franken unterliegt,
Wofern es mit denselben kämpft,
Ob's Meder auch, ob's Perser sind.
Man duldet es bei ihnen nicht,
Daß über sie ein König herrscht,
Welch immer nur auf dieser Welt,
Der nicht aus ihrem Stamme ist,
Daß es auf diesem Erdenrund
Ein anderer vielleicht versucht
Aus irgend einer Völkerschaft,
Daß er gebietet über sie.
In seiner Umsicht, Tapferkeit
Ruht ihr Gedeihen alle Zeit;
Vor keinem Menschen bangen sie,
So lange nur ihr König lebt.
Er ist in allem rasch voran,
So wie ein edler Held es soll,
Ist weise auch und voller Mut;
Sie haben derer stets genug;
Er herrschet auch mit hehrer Macht
Noch über manche Völkerschaft
Und sorgt für sie so tadellos,
Wie für die Seinen, die zu Haus.
Und niemand ist, der ihn verletzt,
Wofern der Franke ihn beschützt,
Wenn seine Tapfern harren nur,
Zu decken ihn mit ihrer Schar.
Denn was sich vornimmt dieses Volk,
Das thut es alles stets in Gott,
Sie thuen auch das kleinste nicht,
Ohn' einzuholen Gottes Rat.
Mit allem Eifer liegen sie
Dem Worte Gottes immer ob,
Daß sie erlernen alles das,
Was ihnen sagt die heil'ge Schrift,
Daß sie es bringen auch dahin,
Auswendig es zu singen dann,
Es zu erfüllen auch hierauf
Mit allergrößter Willigkeit.

Ekkehard, ein Mönch des Klosters St. Gallen, der 973 starb, schrieb das „Waltarilied", ein in lateinischen Versen verfaßtes Gedicht, für welches er seinen Stoff aus den Kämpfen der Hunnen nahm, und dessen Schauplatz zum großen Teile das Elsaß ist. Wir geben dessen Inhalt kurz an:

Etzel (Attila), der Hunnenkönig, überzog die Völker des Westens

mit Krieg. Da sendet ihm der Frankenkönig Gibich den Helden Hagen von Tronje[1]) als Geisel, zugleich mit großen Schätzen, und der Burgunderkönig Herrich seine Tochter Hildegunde, der König von Aquitanien Alpher seinen Sohn Waltari, den Bräutigam der Hildegunde. Diese drei Geiseln müssen nun nach Ungarn ziehen, wo sie es zwar gut haben, aber doch von mächtigem Heimweh ergriffen werden. Sie beschließen darum alle drei zu entfliehen. Hagen glückt dies zuerst. Etzel sucht nun den Waltari mit einer Hunnentochter zu verheiraten, um ihn so an sich zu fesseln. Aber vergebens. Auch er entkommt zu Pferde mit Hildegunde und dem großen Schatze der Franken.

Sie gelangen bis Worms. Da hört Hagen von ihrer Rückkehr und teilt dies seinem König Gunther, dem Sohne Gibich's, mit. Begierig nach dem Schatze, befiehlt dieser, ihnen nachzujagen. In einer Schlucht des Waschenwaldes werden sie eingeholt. Waltari besteht siegreich den Kampf mit 12 Helden. Am andern Morgen will er mit seiner Braut weiter ziehen, aber kaum sind sie 1000 Schritte gekommen, so werden sie von Gunther und Hagen angehalten. Diese beiden kämpfen gegen den Einen Mann. Waltari wehrt sich tapfer und schlägt ihnen schwere Wunden, aber auch er verliert

Die tapfere Rechte, so furchtbar manchem Land.

Nun versöhnen sich die drei Helden; Hildegunde verbindet ihre Wunden, und Waltari ritt nach Hause.

Dort ward mit hohen Ehren begrüßt der junge Held,
Und bald ward auch Hildgunde dem Treuen anvermählt.
Nach seines Vaters Tod thät er der Herrschaft pflegen
Und führte dreißig Jahr sein Volk mit Glück und Segen;
Noch in manch schwerem Kampfe gewann er Sieg und Ruhm,
Doch stumpf ist meine Feder, und billig schweig ich drum.
Hochweiser Leser du, schenk meinem Werke Gnade.
Wohl gleicht mein rauher Reim dem Sang nur der Cicade,
Doch für das höchste ist mein junger Sinn erglüht.
Gelobt sei Jesus Christ! — So schließt Waltari's Lied[2]).

In dem Nibelungenliede, dem herrlichsten mittelhochdeutschen Epos, begegnet uns wieder als eine der Hauptgestalten Hagen von Tronje. Dies Meisterwerk, dessen Verfasser wir nicht kennen und das ums Jahr 1200 entstand, beginnt mit den Worten[3]):

„Uns ist in alten Mären gesungen wundersviel
Von lobenswerten Helden, von kühnem Waffenspiel;

[1]) Der Name wird in Zusammenhang gebracht mit einer Burg zu Kirchheim an der Mossig, westlich von Straßburg. Viele Gelehrte meinen freilich, Hagen habe seine Benennung anderswoher. Wie dem auch sei, jedenfalls müssen wir dieser Heldengestalt auch in einer Geschichte des elsässischen Schrifttums gedenken, und zwar nicht nur im Waltharliede, sondern auch wegen ihres Vorkommens im Nibelungenliede, dessen Schauplatz sich in der Nähe befand, auch in diesem.

[2]) Nach der Wiedergabe Viktor v. Scheffels. [3]) Nach Bacmeister.

Von Freuden und hohen Festen, von Weinen und von Klagen,
Von kühner Recken Streiten mögt ihr nun Wunder hören sagen."

Sein Inhalt ist kurz folgender:

Sigfrid, ein Königssohn vom Niederland, der das Geschlecht der Nibelungen besiegt und deren unermeßlichen Schatz an Edelsteinen und Gold gewonnen hatte, wirbt um Kriemhild, die holde burgundische Königstochter, welche zu Worms am Rheine lebt. Deren Bruder Gunther verspricht ihm ihre Hand, wenn er ihm dazu behilflich sei, daß er selbst die Brunhilde zur Gemahlin erhalte; von dieser heißt es:

Nun war eine Königin, die saß weit über dem Meer,
Es war in allen Landen nicht ihresgleichen mehr:
Schön war sie ohne Maßen, gewaltig ihre Kraft.
Den Stein warf sie ferne und sprang, so weit er lag;
Wer ihrer Minn' begehrte, der mußte Schlag auf Schlag
Drei Spiele abgewinnen der Königin wohlgebor'n;
Gebrach es ihm an einem, so war sein Haupt verlor'n.

Sigfrid willfahrt Gunther's Bitte. Indem er sich unsichtbar macht, ringt er an dessen Stelle mit Brunhilden; er bezwingt sie und gewinnt sie dadurch für Gunther zum Weibe.

Sigfrid vermählt sich nun mit Kriemhild und Gunther mit Brunhild. Im Frieden vergehen 10 Jahre. An Brunhild aber nagt die Eifersucht. Sie redet ihrem Manne zu, er solle Sigfrid und dessen Gemahlin zu einem Feste nach Worms einladen. Dieser willigt ein, und die beiden kommen mit mächtigem Gefolge. Bald geraten die Frauen mit einander in Wortstreit, und Kriemhild ertrotzt sich den Vorrang vor ihrer Schwägerin. Brunhild sinnt auf Rache und geht freudig ein auf die Zusage Hagen's, er wolle Sigfrid erschlagen. Arglistig wirft ihm dieser den Speer in die einzig verwundbare Stelle auf dem Rücken, so daß er fällt. Da versinkt Kriemhild in tiefe Trauer, aber Hagen geht in seinem Hasse so weit, daß er ihr auch den Nibelungenschatz nimmt und ihn im Rheine versenkt. 13 Jahre klagt Kriemhild um den geliebten Gemahl. Nach dieser Zeit wirbt der Hunnenkönig Etzel um sie. In der Hoffnung, sich, wenn sie dessen Weib geworden, an Hagen rächen zu können, willigt sie ein und zieht nach Ungarn. Wieder vergehen 7 Jahre, aber sie kann ihren ersten Mann nicht vergessen und beredet Etzel, ihre Verwandten von Worms zu einem Feste zu laden. Sie hofft, sich auf diese Weise endlich des Mörders ihres Sigfrids bemächtigen zu können. Etzel erfüllt ihren Wunsch, und die Burgunder, unter ihnen Hagen, langen an. Kriemhild bietet nun alles auf, um ihre Rachegedanken durchzuführen. Ohne Etzel's Wissen und Willen reizt sie die Burgunder. Diese halten zusammen und verlassen Hagen nicht. Ein wilder Kampf entbrennt. Von den Streichen der Burgunder fallen Hunderte, aber endlich müssen sie der Uebermacht unterliegen — bis auf Gunther und Hagen. Ungern und

erst auf Etzel's und Kriemhildens flehentliches Bitten beteiligt sich nun auch Dietrich von Bern an dem blutigen Ringen; er bezwingt beide Helden und bringt sie gefesselt zu Kriemhilde. Dieselbe verspricht, deren Leben zu schonen. Trotzdem tötet sie ihren Bruder Gunther. Sie hebt dessen Haupt auf, zeigt es Hagen und verheißt diesem das Leben, wenn er ihr den Nibelungenschatz zurückgebe. Trotzig erwidert ihr dieser:

Nun ist von Burgunden der edle König tot.
Den Ort weiß nun niemand als Gott und ich allein;
Der soll dir, Teufelsweib, auch stets verhohlen sein.

Da holt Kriemhilde aus mit ihres Sigfrids Schwert, das Hagen damals beim Morde genommen hatte, und welches sie nun, da dieser gefesselt vor ihr lag, aus der Scheide zog, und schlägt ihres Todfeindes Haupt damit ab. Dietrich's Waffenmeister Hildebrand ergrimmt, weil die Königin seinem Herrn das Wort gebrochen und die beiden erschlagen hat. Wild springt er auf und tötet die unglückliche, rachsüchtige Kriemhilde.

Herrlichkeit und Ehre, das lag nun alles tot;
Die Leute waren alle in Jammer und in Not;
Mit Leide war geendet die hohe Festeszeit,
Wie stets aufs allerletzte die Liebe bringet Leid.
Ich kann euch nicht bescheiden, was weiter da geschah.
Die Ritter und die Frauen sah man weinen da,
Dazu die edlen Knechte über der Freunde Tod.
Hier hat das Lied ein Ende. Das ist der Nibelungen Not.

Ein grausiger Ausgang! Und doch fühlt man sich immer wieder hingezogen zu diesem großartigen Liede, das eine Fülle prächtiger Einzeldarstellungen enthält und die Treue der Mannen zu ihren Herren und die Freundschaft der Helden unter einander so ergreifend schildert, daß uns selbst eine Gestalt wie die des fürchterlichen Hagen manchmal zur Bewunderung hinreißt. Schön sagt A. Schröter:

Es klingt aus fernen, längst versunknen Tagen
Zu uns herauf ein unvergleichlich Lied;
Bald jubelhell und bald wie banges Klagen
Sein Harfenton um unsre Schläfe zieht;
Bald wie der Silberwelle weißes Schlagen,
Die sich im Bache kosend sucht und flieht,
Bald schwillt die Weise an wie Wogenrollen,
Wie Eichenrauschen und wie Donnergrollen.
Es steigen glanzumflossene Gestalten
Bei ihren Klängen auf vor eurem Blick;
Entschwundene Pracht seht neu ihr sich entfalten,
Erneuen sich ein jammervoll Geschick.
Die längst im Nebel des Vergessens wallten,
Zu neuem Leben kehren sie zurück:
Wie Flammenschein in nächtigen Gewittern
Macht euch ihr Geisterzug das Herz erzittern.

Der Nibelungenschatz wird im 19. „Abenteuer" geschildert, wie folgt:

Nun lasset euch auch Wunder von diesem Schatze sagen:
Es war, soviel zwölf Wagen aufs höchste können tragen
Vier Tage und vier Nächte hindurch vom Berg zu Thal,
Und jeder müßte fahren des Tags zum dritten mal.

Es war darin nichts anders als Edelstein und Gold,
Und wenn davon auch einer die Welt bezahlen sollt',
Er würde nicht vermindert um einer Marke Wert,
Daher hat ihn auch Hagen nicht ohne Grund begehrt.

Hagen versenkt den Nibelungenschatz in den Rhein.
Nach einem Gemälde von Julius Schnorr von Carolsfeld (geb. 1794, † 1872).

Als Gunther mit den Seinen fortgezogen war, versenkte Hagen den Schatz in den Rhein

Der König und die Seinen verließen nun das Land,
Die allerbesten drunter, die man darinnen fand.
Nur Hagen blieb zurücke in seinem grimmen Haß,
Den er Chriemhilden nachtrug. Zum Schaden that er das.

Und eh' der reiche König nach Hause war gekommen,
Derweilen hatte Hagen den ganzen Schatz genommen
Und auf den Grund gesenket hinunter in den Rhein;
Er hoffte ihn zu nützen, doch sollte das nicht sein.

(Übersetzung von Bürger. Leipzig 1861.)

Eine neue Dichtungsart entstand in dem Minnegesang[1]). In der Provence (Südfrankreich) lebte ein durch Bildung und Gesittung hervorragender Ritterstand, bei dem die Dichtkunst gepflegt wurde. Sein Einfluß machte sich bei den deutschen Rittern geltend. Da nun auch die lateinische Dichtkunst zu jener Zeit einen neuen Aufschwung nahm und auf die Form der deutschen Gedichte einwirkte, zeichnete sich die ritterliche Dichtkunst durch ein doppeltes aus: eine neue Form und einen neuen Inhalt. Letzterer war die Minne. Die berühmtesten Minnesänger waren: Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach.

Auch das Elsaß besaß einen solchen von hervorragender Bedeutung: Reinmar den Alten. Gottfried von Straßburg nannte ihn die „Nachtigall von Hagenau, die Leitfrau (die Anführerin) der Nachtigallenschar". Also auch ihn darf das Elsaß zu seinen Söhnen rechnen. Von seinem Leben wissen wir fast nur, daß er sich lange Zeit am Hofe des Herzogs Leopold VI. von Oesterreich aufhielt, dessen im Jahre 1194 erfolgten Tod er in einem Liede beklagt.

Ein Liedchen von ihm lautet:[2])

Ein Herz erkennen soll die Welt,
Das stets der Freude gönnt die Statt.
Wahre Freude mir gefällt:
Ich neide niemand, der sie hat.
Wer also wendet seinen Mut,
Daß er das beste gerne thut,
Ich will euch meinen Willen sagen:
Eh der nur unsanft sollte gehn,
Ich wollt ihn auf den Händen tragen.

Der berühmteste Dichter des Elsasses ist Gottfried von Straßburg. Von seinem Leben wissen wir nicht viel; ums Jahr 1207 war er Stadtschreiber in Straßburg. Sein nicht zum Abschluß gebrachtes, oft nachgeahmtes und vielbewundertes Gedicht: „Tristan und Isolde", welches die Geschichte dieses sich liebenden Paares zum Inhalt hat, ist mit großer Kenntnis des menschlichen Herzens, mit zartem Nachempfinden des Lebens der Liebe, mit einschmeichelnder Gewalt der Sprache verfaßt.

---

[1]) Was Minne (Liebe) ist, beschreibt Walther von der Vogelweide, ein Schüler Reinmar's des Alten, in folgenden Worten:

Die Minne ist weder Mann, noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib.
Wie auch ihr Name sei bekannt,
Ihr Wesen keiner noch erfand.
Nicht läßt sie sich vergleichen,
Und doch kannst nie erreichen
Du Gottes Gnade ohne sie.
In falsche Herzen kam sie nie,
Sie ist nur edeln eigen.
(Nach der Wiedergabe A. Schröters).

[2]) Nach Karl Simrock's Wiedergabe.

Es beginnt mit folgenden Versen[1]):

Gedächte man dessen nicht nach Wert
Der gutes hat der Welt beschert,
So wär' es alles ohne Wert,
Was gutes wird der Welt beschert.
Das, was der gute Mann für gut
Und nur der Welt zu gute thut,
Wer das nicht nehmen will für gut,
Dem sag ich, daß er übel thut.

Wie lieblich Gottfried die Natur zu schildern versteht, zeigt folgende Beschreibung eines Festes, welches Marke, König von Kurnewal und England, zu Ehren Kanel's gibt:

Nun war das schöne Fest bereit,
Angesetzt und besprochen,
Die blühenden vier Wochen,
Wo der viel süße Mai einzieht,
Bis daß er wieder von hinnen flieht,
Bei Tintayol auf grünem Plan,
Daß sich die Festgenossen sahn
Auf einer wonnevollen Au,
Wie sie kein Aug im Lenzesblau
Zuvor gesehen oder seit.
Die süße sanfte Maienzeit
Hatte an sie mit süßer Hand
Ihre süße Unmüßigkeit gewandt.
Da waren kleine Waldvögelein,
Die der Ohren Freude sollen sein,
Blumen und Blüten, Gras und Kraut,
Und was das Auge gern schaut;
Was edle Herzen erfreuen soll,
Des war die Sommeraue voll.
Man fand da, was man wollte,
Was der Maie bringen sollte,
Den Schatten zu der Sonnen,
Die Linden bei dem Bronnen,
Die sanften linden Winde,
Die Marke's Hofgesinde
Höfisches Kosen brachten.
Die lichten Blumen lachten
Aus dem betauten Grase.
Des Maien Freund, der grüne Rase,
Hatte aus Blumen sich gemacht
So wonnigliche Sommertracht,
Daß sie die lieben Gäste

[1]) Nach der Uebersetzung von Hermann Kurz. Stuttgart 1877.

Empfing mit eignem Feste.
Der Bäume Bluſt ſah jedermann,
Der ſüße, ſo ſüßlachend an,
Daß Herz und Mut, befangen ganz,
Sich an den lachenden Blütenglanz
Mit ſpielenden Augen machte
Und ihm entgegen lachte.
Das holde Vogelgetöne,
Das ſelige, das ſchöne,
Dem Herzen und dem Sinne
Zu ſeligem Gewinne
Erfüllte mit Freuden Berg und Thal.
Die wonnevolle Nachtigall,
Das liebe, ſüße Vögelein,
Das immer ſoll geſegnet ſein,
Das ſang aus blühenden Zweigen
Mit ſolchem Luſterzeigen,
Daß manches Herz, manch edles Blut
Freude gewann und hohen Mut.

Als die Herrſchaft der Hohenſtaufen zuſammenbrach und die durch die Kreuzzüge hervorgerufene Begeiſterung mehr und mehr ſchwand, lag auch die Dichtkunſt darnieder. Die Ritter riſſen ſo viele Macht an ſich, als ſie konnten, und bedrückten die Bauern: aus einem großen Teil des alten hochherzigen Adels wurden Raubritter. Da war es natürlich, daß ihre Leier verſtummte. Von nun an flüchtete ſich die Dichtkunſt beſonders hinter die Mauern der freien Städte, bei deren Bürgern die Liebe zur Arbeit, Ordnung und Freiheit mehr gepflegt wurde als bei jenen. Auf ſolchem Boden erwuchs der Meiſtergeſang. Mitglieder der Zünfte übten die Dichtkunſt nach feſt beſtimmten Regeln (dieſelben wurden in die ſogenannte Tabulatur zuſammengefaßt), zwangen freilich den Geiſt in enge Formen und zeichneten ſich weniger durch Tiefe der Empfindung und ſchöne Sprachgeſtaltung, als durch Ehrbarkeit des Strebens und ernſte Geſinnung aus. Seine größte Blüte erlangte der Meiſtergeſang im 16. Jahrhundert. Es gab Schulen in Straßburg, Colmar, Hagenau und Weiſſenburg. Die Straßburger Meiſterſänger hielten ihre letzte Sitzung erſt am 24. November 1780 ab.

Aus einem Meiſtergeſange führen wir als Probe den Anfang und

Tafel der Straßburger Meister-Sänger-Gesellschaft (bloß das Mittelstück; nach: J. F. Lobstein, Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsaß und besonders in Straßburg. Straßburg 1840.)

Die Straßburger Meister-Sänger-Gesellschaft hatte 2 solche Tafeln, welche sie während ihrer Versammlungen zu beiden Seiten des Eingangs aufhing. Unsere Abbildung zeigt in der Mitte: 12 inländische Meistersänger, deren Namen oben stehen. Zwischen ihnen: 2 Schwäne (Sinnbilder der Harmonie), eine Lilie (Sinnbild für die Reinheit des Gesanges). Unten: Orpheus (ein sagenhafter griechischer Sänger und Saitenspieler), umringt von einer großen Anzahl von Tieren (Orpheus soll durch die Macht seiner Töne selbst die wildesten Tiere gezähmt haben). Oben: Gott Vater, gekrönt mit den 7 ewigen Lichtern, mit dem offenen Buche des Lebens und dem unbefleckten Lamme. Um ihn die Sinnbilder der 4 Evangelisten (Engel=Matthäus, geflügelter Löwe=Markus, geflügelter Stier=Lukas, Adler=Johannes) und der Chor der himmlischen Heerscharen. Im Hintergrunde: Das Straßburger Münster.

das Ende an. Derselbe ist verfaßt von einem aus Kärnten stammenden Meistersänger Zehenthoffer und wurde bei Eröffnung der zu Straßburg neubegründeten Sängerschule im Jahre 1591 vorgetragen; wir behalten seine ursprüngliche Schreibweise bei:

In sießen
Gott grießen
Euch merkhen thue:
Gott grieß dazue
Euch Singer all:
Gott grieße auch zu mall
Euch lieben freunde die
Jr wohnet hie
Jn diser Statt
Geratt
Oder seit sunst bekhumen
Zu khramen
Allsamen
Mancherley wahr
Die feil ist bar
Zu dieser Johannes meß.
Gott grieße euch hohes
Und niders standts zugleich!
Gott grieße euch
Frauen und man
Fortan,
Gott grieß euch all ir frumen!

Khombt, da hengt ganz
Ein hübscher khrancz,
Der lachet uns an freundtlich gar:
Khombt her und last uns sehen doch
Wer in davon wirt tragen noch:
Khombt, es haben auch sunst
Etlich liebhaber der singkhunst
Was zu versingen geben dar.
Khombt das die freundt nicht lang
Warten auff des gesangs anfang.

Zu großer Bedeutung gelangte die Dichtkunst im Elsaß wieder im 16. Jahrhundert.

Brant widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft in Basel, wo er auch als Professor und praktischer Rechtsgelehrter wirkte. Im Jahre 1501 ging er nach Straßburg zurück, 1503 wurde er daselbst Stadtschreiber. Großen Ruhm brachte ihm sein „Narrenschiff", eine mit Bildern gezierte Dichtung, worin er die verschiedenen Narren der Welt (Büchernarren, Ratsnarren, Geiznarren, Modenarren u. s. w.), auf einem Schiffe vereinigt gedacht, darstellt. Ueber den Geiznarren spricht er sich z. B. so aus:

Sebastian Brant,
geboren 1458 in Straßburg, † 1521.

Der ist ein Narr, der sammelt Gut
Und hat nicht Freud und guten Mut

Und weiß auch nicht, wem er's wird sparen,
Wenn er muß zum düstern Keller fahren.
Noch thörichter ist, wer verthut
In Ueppigkeit und Frevelmut.
Was Gott ins Haus ihm hat gegeben,
Er nur verwalten soll sein Leben
Und Rechenschaft drum geben muß,
Wohl schwerer als mit Hand und Fuß.
Ein Narr häuft den Verwandten viel,
Die Seel er nicht bedenken will,
Sorgt, ihm gebrech es in der Zeit
Und fragt nicht nach der Ewigkeit.

Das „Narrenschiff" wurde überaus gepriesen, in fremde Sprachen übersetzt, ja Geiler predigte darüber in Straßburg fünf Vierteljahre lang.

Thomas Murner, geb. 1475 in Straßburg, † nach 1530. Er trat frühe in das Barfüßer Franziskaner-Kloster seiner Vaterstadt, besuchte in seiner Jugend zahlreiche Hochschulen und lernte von vielem etwas. Auch in seinem späteren Leben zog er oft und weit umher; nirgends konnte er lange bleiben, da er sich durch seine Spöttereien und sein unverträgliches Wesen unbeliebt machte. Er schrieb mehrere Werke in gebundener und ungebundener Redeform, so eine „Narrenbeschwörung", ähnlich wie das „Narrenschiff" Sebastian Brant's, die „Schelmenzunft", ein Gedicht, das aus einer Reihe von Predigten entstand, die er gehalten hatte. Sehr heftige Streitschriften richtete er gegen Luther und dessen Anhänger.

Aus seiner „Schelmenzunft" führen wir folgende Stelle an:

Glatte Wörter schleifen.

Die Welt ist jetzt der List so voll;
Wer sie überlisten soll,
Der ist von kunstereichen Sinnen
Und muß mehr denn ich selber künnen,
Auch nach dem rechten Schnürle greifen
Und freilich glatte Wörter schleifen.
All Wahrheit liegt jetzt auf der Erd.
Wer mit umgeht, der ist unwert u. s. w.

Johannes Pauli, ein geborener Israelit, der aber Franziskanermönch wurde (er lebte längere Zeit in Straßburg, Thann und Schlettstadt und starb 1530), stellte aus alten griechischen und lateinischen Büchern, den Kirchenvätern u. a. unter dem Titel „Schimpf (d. h. Scherz) und Ernst" ein Buch zusammen, in welchem sich viele ergötzliche Geschichtchen befinden. Dieselben wurden wieder und wieder gelesen und von andern Schriftstellern oft nachgeahmt.

Pauli nahm kein Blatt vor den Mund, sondern sagte jedem, war er Edelmann, Priester oder Bauer, was er für Recht hielt. Ein Beispiel seiner Erzählungsweise ist folgendes:

„Ein Edelmann kam von seinem Schloß zu einem andern Edelmann auf sein Schloß als zu seinem Gesellen. Da bracht er ihm herfür, und wollt von ihm gelobt werden, seine Kleinode und seiner Hausfrauen Ring, da waren edel Gestein drin, und war einer 300 Gulden wert, der andere 600 Gulden. Und da er lang gloriert in den Steinen, da sprach der Edelmann: „Lieber, was Nutz bringen Dir die Stein, wann sie lang daliegen?“ Er sprach: „Keinen Nutz.“ Der Edelmann sprach: „Bin ich über Dich; ich hab zwen edler Stein, die gewinnen mir alle Jahr mehr denn 300 Gulden“. Und kam auf ein Mal zu ihm, die Stein zu besehen. Da führt er ihn in seine Mühl und zeigt ihm die Mühlstein und sprach: „Von denen hab ich ein Jahr so viel.““

Johann Fischart, genannt Mentzer, geboren ums Jahr 1545 in Straßburg (nach der Meinung anderer jedoch in Mainz), † 1589.

Fischart studierte die Rechte, sah sich aber auch in vielen andern Wissensgebieten um, lernte mehrere Sprachen, wanderte lange in der Welt umher, wodurch er sich vielseitige Kenntnisse erwarb. Besonders gründlich war er mit den Sagen, Sprichwörtern und Sitten der Deutschen bekannt. Von 1576 an lebte er längere Zeit in Straßburg. Er sagt mit Bezug darauf: „Es stehet wohl rühmlich, viel Stätt besichtigen und erkündigen, aber am nutzlichsten, sich inn der fürtrefflichsten und bekömmlichsten wonhafft nider lassen.“ Auf jene Fahrt der Züricher, welche im Jahre 1576 einen Hirsebrei aus ihrer Stadt noch warm nach Straßburg brachten, dichtete er sein „Glückhaft Schiff“. Er war ein guter Straßburger geworden und stellte seine gewandte Feder oft auch in den Dienst der hier zur Herrschaft gelangten reformatorischen Bewegung. 1581 wurde er Advokat in Speier und 1583 Amtmann in Forbach. Großen Ruhm erwarb er sich durch seine in hohem Grade sprachgewandten, von Witz übersprudelnden Gedichte. „Ist es nicht“ — fragt er — „angenehmer, ermahnt werden mit Scherzen, dann mit Schmerzen?“ Er verstand es meisterhaft, Wortspiele zu machen, immer neue Worte zu bilden und eine Sache mit einer Fülle auf einander folgender gleichklingender Ausdrücke zu bezeichnen oder zu erläutern. Von seiner Kunst geben wir nachstehend zwei Proben:

Freiheitsblum ist die schönste Blüht:
Gott lasse diese werte Blum
In Deutschland blühen um und um,
So wächst dann Fried, Freud, Ruh und Ruhm.

Ernstliche Ermahnung an die lieben Deutschen.

(Dies Gedicht bezieht sich auf ein Bild, welches das weltbeherrschende Deutschland darstellte).

Was hilft's, o Deutschland, daß dir g'fällt
Dies Bild so herrlich sieghaft g'stellt?
Daß es bedeut der Deutschen Macht,
Die unter sich der Welt Macht bracht,
Und daß du weißt, daß die Voralten
Den Namen mit Ruhm han erhalten,
Wann du dasselbig laßt veralten,
Was dein Voralten dir erhalten?
Was ist's, daß man sich rühmet hoch
Der Eltern und folgt ihn'n nicht noch?
Nichts ist's, daß man fürmalt die Welt
Und kaum ein Stück der Welt erhält,
Sondern man muß erweisen fein
Dies, des man will gerühmet sein
Und nicht der Alten wacker Thaten
Schänden mit Unthun ungeraten:
Aufrecht, treu, redlich, einig und standhaft,
Das gewinnt und erhält Leut und Landschaft:
Also wird man gleich unsern Alten,
Also möcht' man forthin erhalten
Den Ehrenruhm auf die Nachkommen,
Daß sie demselben auch nachomen,
Und also kann man sein ein Schrecken
Den Nachbarn, daß sie uns nicht wecken,
Sondern dem Hund lan seinen Tratz,
Zu verwahren sein Gut und Schatz.
Gleich wie man deren noch sind etlich,
Die solchem Rat nachsetzen redlich
Und recht bedenken ihre Würden,
Wie ihr' Vorfahren Zepter führten.
Gott stärk dem edlen deutschen Geblüt
Solch anererbt deutsch Adlergemüt.
Seht, dies hab als ein Deutscher ich
Aus deutschem Geblüt treuherziglich
Euch Deutschen, die herkommt von Helden,
Bei diesen Helden müssen melden,
Sobald ich dies deutsch Bild schaut' an.
Gott geb, daß ihr es recht verstah'n
Und beides, treu seid euren Freunden
Und auch ein Scheu all'n euren Feinden.

Thiebold Gart, Bürger zu Schlettstadt, der um's Jahr 1540 lebte, schrieb ein Schauspiel „Joseph". Wir führen daraus folgende Stelle an.

Als Jakob von Dan gehört hat, er habe Josephs Röcklein am Weg „mit plut und kat vermist“ gefunden, klagt er:

O Mord! Was bringst du böser Mähr.
Ach daß er heimen blieben wär!
Das ist meins Josephs Röcklin zwar,
Meins Josephs Rock ist leider wahr,
Ein böses Tier hat ihn zerzehrt,
Ein Tier hat Josephs Blut verrert.

Dann sagt er zu den Söhnen:

Neit, neit, geht von mir weit hintan,
Mich armen sollt ihr fahren lan
Mit ganz elendem Herzen schwer,
Mit heulen, trauern, weinen sehr
Zu meinem lieben Sohn hinab,
Mit Schmerzen in der Höllen Grab.

Georg Wickram, der im Anfang des 16. Jahrhunderts in Colmar geboren ist u. 1554 Stadtschreiber zu Burkheim am Rhein (Breisgau) wurde, besaß eine gute Erzählungsgabe. Unter andern Werken schrieb er ein „Rollwagenbüchlein“, worin allerlei Schwänke und kleine Erzählungen enthalten sind, welche Reisenden während der Fahrt auf dem Rollwagen die Zeit verkürzen sollten. Wir führen daraus das folgende kleine Stück an: „Von einem Landsknecht, der nur drei Worte mit seinem Hauptmann zu reden begehrte“: Ein armer, einfacher Landsknecht litt großen Hunger; obwohl Proviant genug im Lager war, so hatte er doch kein Geld zum kaufen. Daher trieb ihn die Not dahin, daß er begehrte vor den Hauptmann zu kommen, in der Hoffnung, er würde ihm etwas vorsetzen, Es hatte aber der Hauptmann etliche Vornehme zu Gaste geladen, deshalb wollten die Trabanten den armen Knecht nicht vor ihn lassen. Als er nun ohne Unterlaß bat, man sollte ihn doch vor den Hauptmann lassen, er hätte nicht mehr als drei Worte mit ihm zu reden, war denn auch ein nasser Vogel (Zechbruder) unter den Trabanten, den wunderte es, was er mit drei Worten könnte ausrichten, der sagte dem Hauptmann ausführlich, wie sich die Rede zugetragen hätte. Der Hauptmann mitsamt seinen Gästen, die auch wohl bekneipt waren, sprachen: „Laßt ihn herein, und redet er mehr denn drei Worte, so wollen wir ihn in die Eisen schlagen lassen.“ Also wurde er vor den Hauptmann in den Saal gelassen, der ihn fragte: „Was begehrst du, das du mit drei Worten willst ausrichten?“ Antwortete der Landsknecht: „Geld oder Urlaub.“ Da lachte der Hauptmann und alle seine Gäste, und der Hauptmann setzte ihm einen Monat Sold aus.

Johann Michael Moscherosch, geb. den 5. März 1600 in Willstädt bei Straßburg, gestorben den 4. April 1669 in Worms, besuchte in Straßburg die Schule und Universität und lebte auch längere Zeit da; er war Rechtsgelehrter und machte sich durch mehrere Schriften bekannt, in welchen er die Gebrechen und Unsitten seiner Zeit schonungslos, aber oft mit köstlicher Laune und vielem Witze geißelt. So nennt er z. B. in seinem „Pflaster wider das Podagram“ diese Krankheit (auch unter dem Namen Zipperlein bekannt), welche er zum Scheine verteidigt, „betthütend, stubenwütend, fersenpeinend, fußsohlen-brinnend, zehenzwickzwackend, leisetretend, spitzsteinhassend,

beinmürbmachend, kniebrechend" u. s. w. Ferner heißt es in dieser Schrift: „Die das Podagram schelten, die thun es entweder aus Zorn, aus Haß oder aus Ungeduld. Dies sind drei große Untugenden, vor denen sich ein rechter Christ billig hüten solle.

Wann Zorn ein Menschen überwind,
So weiß er minder denn ein Kind,
Der Zorn hindert des Weisen Mut,
Der Zornig weiß nicht, was er thut.
Wer sich ergibt der Ungeduld,
Derselbig fällt in Sünd und Schuld."

Erbittert ist er gegen die Deutschen, welche ihr Vaterland verachten und am Ausländischen hängen. „Ich glaube" — sagte er — „wenn man eines neusüchtigen Deutschlings Herz öffnen und sehen sollte, man würde augenscheinlich befinden, daß fünf Achtel desselben französisch, ein Achtel spanisch, zwei Achtel italienisch und ein Achtel, doch nicht wohl, deutsch daran sollte gefunden werden." Auch gegen die fremden Trachten eifert er. So sagt er ein Mal: „Willst du ein Deutscher sein mit deinem neuen närrischen Hut? Wie viele Gattungen von Hüten habt ihr in wenig Jahren nicht getragen, bald einen Hut wie ein Butterfaß, bald wie einen Zuckerhut, bald wie einen Schweizer-Käse, bald mit ellenbreiter, bald mit fingerbreiter Stülpe, bald von Kameelhaar, bald von Biberhaar? Mit solchen neuen Trachten halten die Welschen eure Herzen gefangen und gebunden und lenken sie, wohin sie wollen."

Diese Erbitterung gegen die Nachäfferei des Fremden wird uns bei Moscherosch um so erklärlicher, wenn wir hören, was Elsaß wie auch ganz Deutschland zu jener Zeit von andern Völkern hat erdulden müssen. Es wütete damals der 30jährige Krieg. Dessen Schrecken hat auch Moscherosch reichlich erfahren. Im Jahre 1640 schrieb er: „Ich bin wie einer, der auf dem sturmbewegten Kriegsmeere schwebet, zwischen den Klippen und dem Wogengedräng des untergehenden Vaterlandes, der sein und der Seinen Brot und Unterhalt nicht durch die Freigebigkeit eines Fürsten oder durch einen Ehrengehalt oder eine gesicherte Besoldung empfängt, sondern ich muß mein Brot selber suchen hinter dem Pflug und ängstlich muß ich mir die dazu gelegene Zeit ausspähen unter den Geschossen der Feinde, den Gefahren eines täglich bedrohten Lebens und der steten Sorge, daß man mir meine Ackerpferde und mein Zugvieh raube. Eine Muskete auf dem Rücken, eine Handbüchse in der Rechten, eine Pistole im Gürtel und eine kleine Schußwaffe in der Tasche, so gehe ich hinter den arbeitenden Tieren her, und um schwarze Gedanken zu verscheuchen, sinne ich auf irgend ein Gedicht."

Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, der ums Jahr 1667 bischöflich straßburgischer Amtsschultheiß in Renchen wurde, und 1676 starb, schilderte in seinem „Abenteuerlichen Simplicius Simplicissimus" die Greuel des 30jährigen Krieges. Er that dies so anschaulich und verstand durch die Erzählung immer neuer Abenteuer und scherzhafter Zwischenfälle die Teilnahme der Leser so sehr zu fesseln, daß das Buch eines der volkstümlichsten geworden ist.

Er schließt einen Abschnitt mit den Worten: „Gott verleihe uns allen seiner Gnade, daß wir allesamt dasjenige von ihm erlangen, woran uns am meisten liegt, nämlich ein seliges Ende.“

Jakob Balde,
geb. den 4. Januar 1604 zu Ensisheim,
† den 9. August 1668 zu Neuburg an der Donau.

Balde kam frühe nach Bayern und widmete sich der Rechtswissenschaft. Er soll ein Mädchen lieb gewonnen und ihr ein Mal ein Lied gesungen haben. Sie aber mochte ihn nicht leiden. Da habe er seine Laute an der Straßenecke zerschlagen, mit den Worten: „Es ist genug gesungen; zerbrecht die Leier“, und habe sich entschlossen, der Welt zu entsagen. Er wurde Jesuit, als welcher er an verschiedenen Orten, besonders in München, lebte. Großen Ruhm erwarb er sich durch seine neulateinischen Gedichte; auch in deutschen versuchte er sich, aber mit geringerem Erfolge. Ein wie warmer Freund seines Vaterlandes er war, zeigen folgende, aus einem seiner lateinischen Gedichte übersetzte[1]) Verse, in denen er von dem Deutschen sagt:

Du liebst es in der Welt umherzuschweifen,
Bewundernd, was im falschen Schimmer lacht,
Ein Ueberall und Nirgends, abzustreifen
Das Eigne, wenn du fremdes nachgemacht.
Nicht rühmlich ist, nach allem rasch zu greifen;
Leicht kennt der Fremde die entlehnte Pracht.
Lebt wo ein Volk von echten Väterſitten,
Das sei von dir geliebt und wohlgelitten.

Laß lieber dich bewundern, dich beneiden.
Kommst du aus Gallien heim, so sei dein Gruß
So deutsch im Elternhause wie beim Scheiden.
Verschlucktes Wasser aus dem Seinefluß
Darfst du in Deiner Kehle nimmer leiden.
Auf deine Schwelle setze rein den Fuß.
In deutscher Sprache rede, sonst in keiner,
Als etwa in der stolzen der Lateiner.

Ueber dies irdische Vaterland hinaus geht seine Sehnsucht nach dem himmlischen. Er schildert dasselbe wie folgt:

Dich besing ich, Götterleben,
Süßes einzig wahres Sein,
Wo kein Alter naht mit Beben,

[1]) Uebersetzt v. Joh. Schrott u. Martin Schleich in: „Renaissance“. München 1870.

Keine Stunde ſchlägt mit Pein,
Wo der Quell des Ewigen fließt,
Der in vier geteilten Strömen ſeine Wonneflut vergießt.
Heißeſt du „das Reich“ dort oben
„Sion“ oder „Abendmahl“,
Soll man dich als „Garten“ loben?
Selig biſt du allzumal —
Götterleben, ſüßes Sein,
Wo mit Milch und Honig fließen alle Freuden im Verein.
O wie blumig ſind die Auen,
O wie farbig alles lacht!
Reinſtes Weiß iſt hier zu ſchauen
Neben tiefſter Röte Pracht.
Lilienblätter flockt ein Baum,
Roſen regnen, und Liguſter rieſelt Knoſpen in den Raum.
Auge muß an Auge hangen,
Alle Wünſche ſchwellen an;
Im Genießen wächſt Verlangen,
Vollgeſättigt hungert man,
Im Beſitze liegt Begehr,
Immer brennt von neuem Durſte, wer verſank in Gottes Meer.
Von den Fluten fortgezogen,
Läßt er ab von jedem Strand,
Ueberdeckt von ſolchen Wogen
Will er nimmer an das Land.
Geht ſein Atem noch ſo hoch,
Keines Schiffers Ruder will er, keine Rettungsſtange doch.
„Finſternis im Meer der Lichter,
Hafen, wo verſinkt der Kiel,
Luſtgewitter trifft den Dichter.
Stürmſcher Friede ſei mein Ziel!
Nimm mich auf, o ſüßer Schlund;
Wer verſinkt, der wird gerettet; wer entrinnt, der geht zu Grund.

Konrad Gottlieb Pfeffel,
geb. 28. Juni 1736 in Colmar, † 1. Mai 1809.

Pfeffel widmete ſich der Rechtswiſſenſchaft, erblindete aber, als er 20 Jahre alt war, in Folge einer Augenoperation. Trotzdem verheiratete er ſich und führte ein ſehr glückliches Familienleben. Eine Erziehungsanſtalt, welche er im Jahre 1773 gegründet hatte, mußte er in Folge der franzöſiſchen Revolutionswirren aufgeben. Um ſo mehr beſchäftigte er ſich mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Auch gering-

fügig erscheinenden Aufgaben, so der eines Uebersetzers der Präfektur des Oberrheins, unterzog er sich mit großer Gewissenhaftigkeit. Längere Zeit war er Mitglied einer kirchlichen Behörde Augsburger Confession. Als Mensch war er liebenswürdig, weitherzig und treu in der Freundschaft. Ein Zeitgenosse und Landsmann nannte ihn „einen der besten Sterblichen, die je lebten." Unter seinen Werken sind besonders seine Gedichte und seine Fabeln hervorzuheben. Nachstehend geben wir zwei Proben:

Von einer Blinden sagt er:

Da ward es plötzlich dunkel
Und einsam um mich her;
Es konnten meine Augen
Kein Licht mehr in sich saugen,
Die Sonne schien nicht mehr.

O Mutter, liebe Mutter!
Rief ich der guten zu
Und hing an ihrer Wange,
Wie bang ist mir, wie bange,
Wo bin ich, wo bist du?

Sie netzte mich mit Thränen,
Rief Gott im Himmel an,
Bat Menschen, mir zu helfen,
Und keiner konnte helfen
Von allen, die mich sahn.

Eines seiner bekanntesten Gedichte ist folgendes:

Die Stufenleiter.

Ein schlauer Sperling haschte sich
Ein blaues Mückchen. „Weh mir armen!"
Rief es, „ach, Herr, verschone mich,
Laß meiner Jugend dich erbarmen!"
„Nein", sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein."

Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus;
So leicht wird kaum ein Floh gefangen
Als Junker Spatz. „Gib", rief er aus,
„Mich frei, was hab' ich denn begangen?"
„Nein", sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein."

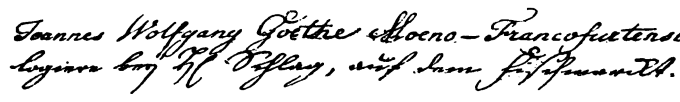
Ein Adler sah den Gauch und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich los!"
Rief er, „du hackst mich ja in Stücken."
„Nein", sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein."

Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
Dem Adler in die Brust geflogen.
„Warum", rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, „tötet mich dein Bogen?"
„Ei", sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß, und du bist klein."

Auch die Namen der zwei größten neueren deutschen Dichter, Goethe's und Schiller's, sind mit dem Elsaß verknüpft.

Goethe studierte in den Jahren 1770 und 1771 auf der Hochschule in Straßburg. In seiner Lebensbeschreibung hat er selbst geschildert, wie sehr ihn die schöne Natur in dem „herrlichen" Elsaß — so pflegt er das Land zu nennen —, die Pracht des Münsters, die Bekanntschaft mit Werken wie Arnold's Pfingstmontag, der Umgang mit biederen Menschen[1]) — wie sehr ihn dies alles fesselte. Da seine Werke von den Gebildeten aller Völker und Zungen gelesen werden, hat er durch diese Schilderungen viel dazu beigetragen, das Elsaß gekannt und geliebt zu machen.

Johann Wolfgang von Goethe,
geb. den 28. August 1749 in Frankfurt a./M.,
† den 22. März 1832 in Weimar.



Eigenhändige Eintragung Goethe's in die General-Matrikel der Universität Straßburg.
(Photographisch verkleinert).

Schiller verlegt sein schönes Gedicht „Der Gang nach dem Eisenhammer", welches so ziemlich jedes deutsch sprechende Kind, das eine gute Schule besucht hat, kennt, in die Nähe Zabern's („Die Gräfin von Savern" kommt darin vor). Durch dieses wie durch viele andere (z. B. „Der Graf von Habsburg", „das Lied von der Glocke") ist er der Lieblingsdichter des deutschen Volkes geworden.

Ein Ereignis seltener Art, wie die Geschichte des geistigen Lebens aller Völker kaum ein zweites kennt, war das freundschaftliche Zusammenwirken dieser beiden Dichterfürsten. Während jeder von ihnen die höchste Stufe ir-

Friedrich von Schiller,
geb. den 10. November 1759 in Marbach in Württemberg,
† den 9. Mai 1805 in Jena.

[1]) Mit Familien in Straßburg, wie besonders auch mit der des Pfarrers Brion in Sesenheim, dessen Tochter Friederike einen tiefen, wenn auch nicht dauernden Ein-

dischen Ruhmes erreicht hatte, schlossen sie einen Freundschaftsbund, kraft welches sie ihre Gedanken, Gefühle und Bestrebungen mit einander austauschten und sich wechselseitig zu neuem Schaffen anregten. Schon dieser Eine Umstand, daß zwei so große, von ihrem Volk so hoch verehrte Männer nicht — wie das sonst so leicht vorkommt — neidisch auf einander blickten, sondern sich gegenseitig förderten, beweist, welch ein edler, hoher Geist in ihnen lebte. Als Menschen hatten sie natürlich auch ihre Fehler, und Goethe hat im Uebermut und der Schwärmerei der Jugend manches gethan und geschrieben, was mit dem Ernst seines späteren Lebens nicht im Einklang steht, aber es wäre kleinlich und unrecht, solche einzelnen Fehler mit Vorliebe hervorzuziehen, um seine über das gewöhnliche hoch erhabene geistige Größe und seine Manneswürde zu verunglimpfen.

Das Goethe-Schiller-denkmal in Weimar. Dies das freundschaftliche Zusammenwirken der beiden Dichter verherrlichende Standbild wurde von Ernst Rietschel verfertigt.

Beide, Goethe und Schiller, haben neubelebend auf das ganze deutsche, so auch auf das elsässische, Schrifttum eingewirkt, und wo es einen Menschen gibt, der sich hoher edler Gedanken im Gewande einer meisterhaften Darstellung erfreut, werden ihre Namen mit Achtung und Verehrung genannt.

Groß ist die Zahl der Dichter im 19. Jahrhundert. Wir können nur einige der hervorragendsten nennen:

Arnold, Professor der Rechtswissenschaft in Straßburg. Seinen Dichterruhm begründete er mit seinem „Pfingstmontag", einem in elsässischer Mundart geschriebenen Schauspiele, worin er die Sitten seiner Vaterstadt treu und anmutig schildert. Goethe nennt dasselbe ein Werk, „das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung unendlicher Einzelheiten wenig seinesgleichen finden dürfte."

Daniel Arnold, geb. den 18. Februar 1780 in Straßburg, † den 18. Febr. 1829.

Wir entnehmen demselben folgende Stelle:

druck auf ihn machte. Vieles, was Feinde Goethe's von seinen Beziehungen zu ihr erzählen, gehört in das Gebiet niedriger Klatschsucht, welche sich freut, böses über den Nächsten zu reden.

's iſch e narrechdi Sproch, diß Hochdytſch; do haißt Steyer
E Stier, e Thar e Door, Babbier diß iſch Papeyer,
E Schmuz haißt dert e Kuß, zuem Unroth ſaat merr Schmauz,
Hiz ſaat merr nit, nain Heiz, der Staat, zell iſch der Pauz,
For Lieb ſaat merr Lyweh, e Schnuer iſch e Bindfade,
Un d'Sohnsfrau haißt e Schnurr, e Schoppe=n=iſch e Lade,
Fürr Hoſſe ſaat merr Bux, e Bugett for e Struß,
E=n=Jmm, diß iſch e Biehn, der Schinder kummt nit drus.
Jez wurrum henn ſi mi nit gſchickt in's Dytſchland niwwer,
Uf Mannem oder Spyr; dert wärd i gſin vil liewer
Aß in Sangdiedel[1]) do, dem klaine welſche Neſt,
Ze kinnt i doch jez au mit dytſche Herre redde.
J will mer awwer ſchunn recht Müej genn.

Daniel Ehrenfried Stöber,
geb. den 9. März 1779 in Straßburg,
† 18. Dezember 1835.

Ehrenfried Stöber war Notar und ſpäter Advokat in Straßburg. Mit großer Liebe hing er an ſeinem Vaterland, an der deutſchen Sprache und dem deutſchen Schrifttum. Das zeigte er in vielen ſowohl hochdeutſchen als mundartlichen Gedichten, wie auch in Schriften, welche er in ungebundener Redeform (der „Proſa") veröffentlichte; ſo beſchrieb er z. B. das Leben des Pfarrers Oberlin und gab die Zeitſchrift „Alſa" heraus.

Auch ſeine beiden Söhne Auguſt und Adolf gehören zu den edelſten Männern und beſten Sängern des Elſaſſes.

Fr. Otte rühmt ihm nach:

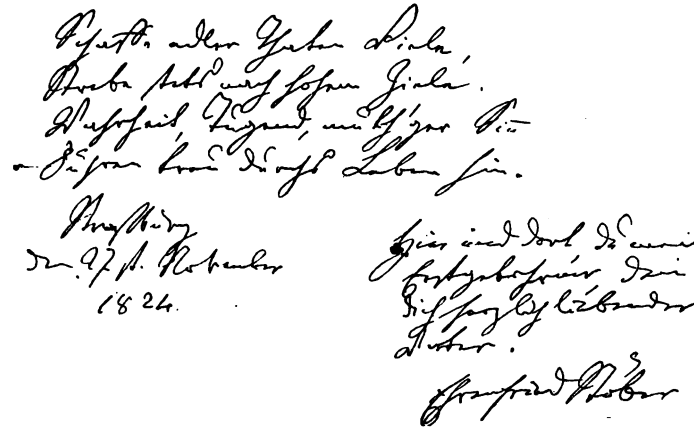
Du ſingſt Dein Lied mit ungetrübtem Mute
Auf hohem Berg, in modernden Ruinen,
Doch ſiehſt Du Männer falſchen Götzen dienen,
So ſchwingſt Du hoch des Zornes ſcharfe Rute.

Die Freiheit, ſo die Häſcher jählings morden,
Die Wahrheit, die nicht huldigt äußerm Prangen,
Du preiſeſt ſie in feurigen Akkorden.

Die beſten Lieder, welche Dir entklangen,
Sind unſres Volkes Eigentum geworden, —
Kann wohl ein Dichter ſchönern Lohn verlangen?

---

[1]) Saint=Dié, an der lothringiſchen Grenze.



Aus einem Geburtstagswunſche für ſeinen Sohn Auguſt.

Auguſt Stöber,
geb. den 9. Juli 1808 in Straßburg.

Auguſt Stöber, Profeſſor und Bibliothekar in Mülhauſen, iſt ein unermüdlicher Forſcher in der Geſchichte, den Sagen und Sitten des Elſaſſes. In Zeitſchriften (ſo z. B. der „Alſatia") und beſonderen Büchern hat er die reichen Ergebniſſe ſeiner liebevollen Vertiefung in das Leben und die Erlebniſſe ſeiner Landsleute niedergelegt, und ſeine Begabung als Erzähler und Dichter iſt ſo groß, daß er diesſeits und jenſeits des Rheines zahlloſe Verehrer hat, welche ihn lieben, wenn ihnen auch nie die Freude zu Teil wurde, ihn mit des Leibes Auge zu ſchauen. Ihnen ſprach Fr. Otte aus dem Herzen, wenn er ihm an einem Geburtstage zurief:

Laß, Alter, mich an dieſem ſchönen Tage
Ein ſchlichtes Blümlein in den Kranz Dir winden
Und mich damit ein Liebeswort verbinden,
Friſch, frei und fromm, wie ich's im Herzen trage.

O möchtest Du, gleichwie am Born der Sage,
Im Leben auch manch Körnlein Goldes finden
Und uns noch manches süße Lied verkünden,
Du Nachtigall mit Deinem trauten Schlage.

Wer deutscher Zung' im Elsaß sich beflissen,
Läßt seinen Gruß Dir heut' entgegeneilen
Und lobet laut Dein Wirken und Dein Wissen.

So sei's Dein Stolz, wo Du auch mögest weilen,
Von allen Bessern Dich geliebt zu wissen;
Der Treusten einer weiht Dir diese Zeilen!

Die Tanne im Frühling.

Die Schneelast schüttelt ab der Tannenbaum,
Er ist erwacht nach langem Wintertraum,
Und aus den dunkelgrünen Zweigenspitzen
Im warmen Lenzduft helle Flämmchen blitzen.

So pflanzt der Mensch, abschüttelnd seinen Schmerz,
Sich grüne Maien in das bange Herz,
Und gibt vertrauend wie der Tannenbaum,
Nach alter Hoffnung, neuer Hoffnung Raum.

August Stöber.

Adolf Stöber, evangelischer Pfarrer und Konsistorialpräsident in Mülhausen, steht mit seinem Vater und Bruder in edlem Wetteifer, um jedem Deutschen, seinen Landsleuten wie den andern, zu zeigen, wie herrliches ein für das hohe und edle begeisterter Mann, dessen Herz warm schlägt für die Menschheit und dem die Herrschaft über die Sprache in reichem Maße verliehen ist, hervorzubringen vermag. Ist nicht auch in Dir, freundlicher Leser, wenn Du Dich an den zahl-

Adolf Stöber,
geb. den 7. Juli 1810 in Straßburg.

reichen Blüten Stöber'scher Dichtkunst, welche wir haben pflücken dürfen, erfreutest, der Gedanke erwacht: Wie viel verdanken wir doch diesem glänzenden Dreigestirn!

August Lamey (geb. den 3. März 1772 in Kehl), Sohn eines Elsässers, der im Elsaß verschiedene richterliche Aemter bekleidete.

Karl Friedrich Hartmann (geb. den 1. Dezember 1788 in Straßburg, † den 25. Januar 1864), der das Posamentier-Handwerk erwählt hatte und in seinen späteren Jahren in einem Speditionsgeschäft arbeitete. Er zeichnete sich besonders durch seine die Natur verherrlichenden Gedichte aus.

Muttersprache, deutschen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Das Gebetes und Gesanges
Heilge Laute gabst du mir.
Sollt' ich deine Fülle missen,
Ach mich kränkte der Verlust
Wie ein Kind, das man gerissen
Von der warmen Mutterbrust.

(Adolf Stöber.)

Hirtz erlernte das Handwerk seines Vaters, eines Drechslermeisters, übte es auch bis ins Jahr 1848 aus, in welchem er eine Beamtenstelle im Direktorium der Kirche Augsburger Konfession in Straßburg erhielt; er ist ein sowohl durch seine gemütvollen Gedichte,

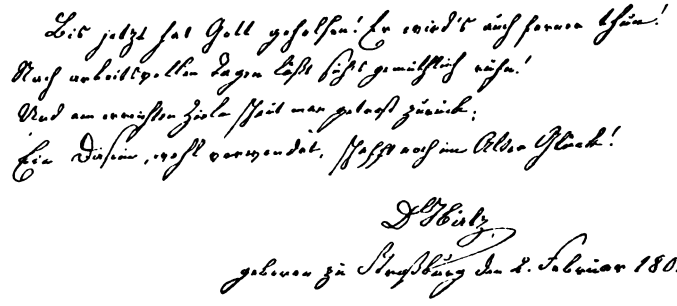
wie auch die Erzählungen in dem „Hinkenden Boten am Rhein", welchen er seit 1849 herausgibt, in jedem rechten deutschen Hause gern gesehener Gast, ein „Meistersänger von altem Schrot und Korn"!

Auch auf seinen Sohn Daniel (geb. 1830; er bekleidet das Amt eines Steuerempfängers) ist die Dichtergabe übergegangen.

Der Vater, welcher das Glück des Familienlebens, dessen Süßigkeit er an sich selbst erfuhr, hochschätzt, ruft sich, bei der Hochzeit seiner Enkelin, in einem Trinkspruche zu:

Georg Daniel Hirtz,
geb. den 2. Februar 1804 in Straßburg.

Großvater, werde wieder jung,
Ermanne dich zum kühnen Schwung,
Laß einen Spruch erklingen!
Willst ihn mit selbvergnügtem Sinn
Dem Enkel und der Enkelin
Zum heitern Brautfest bringen.



Johann Christian Hackenschmidt (geb. den 20. Mai 1809 in Straßburg), Korbmacher. Auch sein Sohn Karl (geb. 1839, protestantischer Pfarrer in Straßburg) dichtete eine Reihe schöner Lieder voll glühender Liebe zum Elsaß und zu Deutschland.

Karl Bernhard (geb. den 24. Oktober 1815 in Straßburg, † den 31. Juli 1864), Schriftsetzer.

Karl Candidus (geb. 1817 in Biſchweiler, † 1872, proteſtantiſcher Pfarrer) freute ſich am ſchwarzen Meere (er wirkte in Odeſſa) über die Kunde, daß Straßburg nicht mehr „welſch“ ſei. Aber die Harfe, der er ſo oft ernſte und heitere Töne in ſeiner Mutterſprache entlockt, verſtummte gar bald, nachdem ſeine Heimat ſtaatlich wieder „ditſch“ geworden war; denn kurze Zeit darauf ſtarb er.

Friedrich Otte (für Georg Zetter; geb. den 4. März 1819 in Mülhauſen, † den 22. Oktober 1872), Kaſſierer in ſeiner Vaterſtadt.

Guſtav Mühl,
geb. den 9. Mai 1819 in Straßburg,
† den 29. Aug. 1880.

Mühl widmete ſich dem Studium der Heilkunde, übte jedoch den ärztlichen Beruf nicht aus, beteiligte ſich vielmehr, eine unabhängige Stellung ſich wahrend, an einer Reihe gemeinnütziger und wiſſenſchaftlicher Werke in dem offenkundigen Streben, deutſche Sprache und deutſches Weſen im Elſaß zu erhalten und zu pflegen. In bereits gereiften Jahren wurde er Bibliothekar an der Kaiſerlichen Univerſitäts- und Landesbibliothek in Straßburg. In einem dichteriſchen Nachrufe wird er genannt

ein edler Mann,
Der nur auf ſchönes und auf gutes ſann.

Aus der großen Zahl der Schriftſteller und Schriftſtellerinnen des 19. Jahrhunderts, welche Erzählungen und ähnliche Schriftwerke in der ungebundenen Redeform (der Proſa) veröffentlichten, ragen hervor:

Erckmann-Chatrian, ein Freundespaar (Emil Erckmann, geb. den 20. Mai 1822 in Pfalzburg; Chatrian, geb. den 18. Dezember 1826 im Weiler Soldatenthal bei Pfalzburg; beide leben meiſt in Paris), das in ſeltener Geiſtesübereinſtimmung eine große Reihe gemeinſam verfaßter Erzählungen veröffentlichte, in welchen es deutſchen Geiſt in gewandte franzöſiſche Form goß. Die beiden haben den Franzoſen die Kenntnis ihrer elſäſſiſchen Heimat beſſer vermittelt, als dies dickleibige Bücher vermocht hätten. Sie ſchildern beſonders die Zuſtände zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution und des erſten Kaiſerreichs. Ihre Geſtalten ſind markig; man merkt denſelben etwas von der Kraft des Bodens an, auf dem ſie erwuchſen. Sie laſſen einmal einen Zigeuner von den Deutſchen ſagen: „Es iſt ein gutes Volk; wenn man ihnen nur Walzer ſpielt, wenn ſie ihre Schoppen trinken, verlangen ſie nichts weiter.“ Daß denſelben auch noch andere, beſſere Eigenſchaften zukommen, haben Erckmann und Chatrian eben in ihren Erzählungen ſelbſt bewieſen.

Frauen sind es zwei, deren Schriften größere Verbreitung und Wirksamkeit fanden: Margaretha Spörlin und Maria Rebe.

Margaretha Spörlin, geb. den 19. Juli 1800 in Mülhausen, † den 15. September 1882 ebendaselbst, war eine Pfarrerstochter. Sie hat fast nie den Kreis ihrer Familie verlassen, sondern da als allgeliebte „Tanti" Schmerz und Freude in Fülle erlebt. Gerne machte sie sich nützlich, wo sie konnte, so in der Unterweisung von Töchtern gebildeter Familien, so in einer Sonntagsschule für Kinder aus dem Volke. Wie eine Rose, welche sich und den Garten schmückt, in dem sie blüht, führte sie ihr Stilleben und unterbrach dasselbe nur hie und da, um sich zu erquicken an dem Genusse der Natur. Ihr Wunsch, ohne langen schweren Todeskampf raschen Schrittes heimgehen zu dürfen, wurde ihr erfüllt: nachdem sie ein Schlaganfall zweimal getroffen, aber nicht allzu hart darniedergeworfen hatte, entschlief sie noch an demselben Tage, an welchem sich ein dritter einstellte. Der Schlußvers des 91. Psalms: „Ich will ihn sättigen mit langem Leben und will ihm zeigen mein Heil" war der von ihr gewählte Leichentext und die Grundstimmung ihres Lebens; das Heil, welches ihr gezeigt worden war, wollte sie auch andern zeigen. Sie that dies in einer Reihe von Erzählungen, deren Mehrzahl unter dem Titel „Elsässische Lebensbilder" zusammengestellt wurde. Sie ließ dieselben anfangs ohne Angabe ihres Namens erscheinen, erst 1875 nannte sie sich als Verfasserin. Sie konnte so kindlich einfach, so keusch und duftig, so herzerwärmend und geisterhebend erzählen, daß — ein Zeichen wahrer Volkstümlichkeit — alt und jung ihr gerne zuhörten und zuhören werden. Ihren Stoff nahm sie mit Vorliebe aus der Reformationsgeschichte des Elsasses und besonders ihrer Vaterstadt Mülhausen.

Frau Pfarrer Michel in Rappoltsweiler schreibt unter dem Namen Maria Rebe Erzählungen und Erziehungsschriften. Sie bekämpft tief eingewurzelte Volkssünden (z. B. in den Erzählungen: „Im Wein ertrinken mehr als im Wasser") und will besonders einer verkehrten Mädchenerziehung entgegenwirken. „Ausgehend von dem Grundsatze, daß Frauenhände nie ruhen dürfen als beim beten", dringt sie darauf, daß die Mädchen zu fleißigen Hausfrauen erzogen werden und sich tüchtig ausbilden im stricken, nähen und flicken. Und während die Finger fleißig sind, „während sich Kehr an Kehr am Strickstrumpf reiht", soll sich das Mädchen Erzählungen, Gedichte, Lieder, Rätsel, Sprichwörter u. s. w. zu eigen machen. Maria Rebe sagt einmal: „Erzählen muß die Mutter, wenn sie den reichen Schatz des Wortes Gottes oder auch die Geschichte unseres Elsasses in der Kinder Herzen übertragen will. Indem die Schule das Kind zu solchem befähigt, legt sie einen der besten Steine zum Wiederaufbau des Hauses und der Familie."

Die Tonkunst.

Wo die Dichtkunst blüht, pflegt ihre Schwester, die edle Musika, nicht minder in Ehren zu stehen. So war's auch in Elsaß-Lothringen. Ihr widmeten sich die Meistersänger, welche ihre Gedichte nach eigenen Weisen sangen, ihr die Spielleute.

Solche gibt es schon lange [1]). Im Mittelalter galten sie vielfach vor dem Gesetze als ehrlos. Selbst wenn sie bei einer Klageführung Recht erlangten, durften sie nicht ihren Gegner selbst, sondern nur dessen Schatten schlagen. Auch zum Genuß des h. Abendmahls wurden sie nicht zugelassen. Es mußte ihnen darum von großem Werte sein, sich unter den Schutz eines mächtigen Herrn zu stellen, während einem solchen andererseits manche Einkünfte aus seiner Schutzherrschaft zuflossen. Im Elsaß standen sie — gewöhnlich „Pfeifer" genannt — unter den Herren von Rappoltstein. Diese thaten manches, um ihren Stand mehr in Ehren zu bringen, bewirkten z. B., daß sie 1480 vom kirchlichen Banne losgesprochen wurden. Durch eine bischöflich straßburgische Verordnung vom Jahre 1508 erhielten sie den Genuß des h. Abendmahles gestattet, aber nur wenn sie vorher und nachher 5 Tage lang die Ausübung ihres Gewerbes unterließen. Die Herren von Rappoltstein übten ihr Geigerkönigtum nicht persönlich aus, sondern ernannten Stellvertreter — ebenfalls Könige oder Schultheißen genannt —, welchen die Mitglieder der Bruderschaft Abgaben entrichten mußten. Dafür erhielten sie auch Rechte, z. B. das, daß außer ihnen niemand die Musik gewerbsmäßig ausüben durfte. Alljährlich wurde Gericht gehalten, zu welchen sich alle Mitglieder einzufinden hatten. Da deren Zahl eine große war — z. B. 751 im Jahre 1745 —, teilten sie sich in 3 Bezirke; die einen versammelten sich in Alt-Thann, die andern in Rappoltsweiler, die dritten in Rosheim oder Mutzig, später in Bischweiler. Das Fest in Rappoltsweiler wurde

[1]) Einer von den durch die Sage am meisten verherrlichten ist Volker, der im Nibelungenlied als kühner Held und Fiedelspieler vorkommt; er war mit den Burgundern an König Etzel's Hof gezogen und hielt mit Hagen vor dem Schlafgemach seiner Herren Wache; es heißt da von ihm:

Er setzte unter die Thüre auf einen Stein sich hin;
Einen kühneren Fiedelspieler die Sonne nie beschien.
Süß klangen seine Saiten wohl in die Nacht hinaus;
Das dankten ihm die stolzen Burgunder in dem Haus.

Da klangen seine Saiten; es hallte der ganze Sal:
Groß war seine Stärke und seine Kunst zumal;
Sanfter nun und süßer zu geigen er begann,
Da spielte er in Schlummer gar manchen sorgenden Mann.

jedesmal mit großer Feierlichkeit gehalten. Im Zuge gings in die Kirche, dann zum Schutzherrn auf's Schloß; hierauf wurde im Gasthaus „zur Sonne" eingekehrt, ein Mahl und nachher Gericht gehalten und dann 3 Tage fröhlich gelebt. Erst die 1789er Revolution machte den Pfeifertagen ein Ende, wenn auch daran erinnernde Volksfeste sich noch forterhielten.

Heutzutage wird das Lied, sowohl das Kirchen- als das Volkslied, in den Schulen und von zahlreichen Männergesang-Vereinen liebevoll gepflegt.

Sonntagsspaziergang im Dorfe.

Von Theophil Schuler. Nach einem Holzschnitt im „Magasin pittoresque".

Vor noch nicht so langer Zeit war es in manchen Gegenden des Landes Sitte, daß die Mädchen Sonntags durch die größte Straße des Dorfes gingen (gruppenweise in genau abgemessenen Zwischenräumen nach dem Alter geordnet, die ältesten voran) und so, daß sie sich einander an der Hand oder auch bloß am kleinen Finger hielten. Dabei sangen sie volkstümliche Lieder.

Es ist eine wahre Freude, die Kinder so fröhlich singen zu hören: dieselben dürfen ihre Stimme nun wieder in der Sprache ertönen lassen, in welcher sie denken und ihren Gefühlen Ausdruck geben, und mit besonderer Sorgfalt achtet die Schulbehörde auf die geeignete Ausbildung in diesem für das Herz und Gemüt so wichtigen Unterrichtszweige.

Instrumentalmusik findet eine Stätte in vielen „Fanfaren". Von der Liebe, mit welcher deren Mitglieder ihrer Kunst zugethan sind, zeugen schon die bedeutenden Auslagen, welche sie sich für Anschaffung ihrer Instrumente auferlegen, und gewiß werden sie durch ihre Teilnahme an einer so edlen Beschäftigung von vielen Vergnügungen abgehalten, deren Gewinn für ihr inneres Leben von äußerst zweifelhaftem Werte sein würde.

Höhere Ausbildung findet die Tonkunst in den Kirchen und besonderen Musikschulen.

Von großem Einflusse auf die Entwicklung der Kirchenmusik sind die zahlreichen klangvollen Orgeln. Einen weit über die Grenzen des Landes hinausgehenden Ruf als Orgelbauer erlangte die Familie Silbermann. Dieselbe stammte aus Gravenstein in Sachsen, von wo aus Andreas Silbermann im Jahre 1700 auf Reisen ging. Er kam 1701 nach Hagenau und begab sich von da nach Straßburg, wo er sich 1708 verehelichte und Vater von 12 Kindern wurde. Die berühmteste Silbermann'sche Orgel ist die im Straßburger Münster.

Entsprechend der hohen Bedeutung, welche dieses Gotteshaus für das ganze Land hatte, fand in ihm auch die Musik eingehende Berücksichtigung. Unter den Meistern, welche an ihm wirkten, wollen wir nur zwei erwähnen:

Franz Xaver Richter (geb. den 31. Dezember 1709 zu Höllischau in Mähren, † den 13. September 1789 in Straßburg); er komponierte viele Stücke (Messen, Vespern u. s. w.). Für sein Ableben hatte er eine Trauermusik geschrieben, deren Noten er noch am Morgen seines Todestages durchsah. Kaum hatte er diese Arbeit vollendet, so starb er.

Ignaz Pleyel, ein Oesterreicher (geb. 1757, † in Paris 1831), war ebenfalls Komponist einer großen Anzahl von Musikstücken. Besonders berühmt geworden ist sein Werk: „Die Revolution des 10. August (1792)". Zur Zeit der Revolution mußten viele Glocken abgeliefert werden, damit daraus Kanonen gegossen oder Scheidemünze geschlagen würde. Etwa 900 kamen in das Gießhaus und die Münze zu Straßburg. Pleyel durfte von diesen für seine Musik-

stücke so viele auswählen, als er gebrauchte. Er verlangte 7. Unter Bewachung eines Gendarmen verfaßte er nun eine Komposition, in welcher diese Glocken und eine Anzahl Blas- und Saiteninstrumente zur Geltung kamen. Zwischenhinein legte er einige Lieder.

In einem wird eine Frau mit folgenden Worten eingeführt:

Mon fils vient d'expirer,	Mein Sohn liegt tot nun da,
Mais je n'ai plus de rois!	Doch Kön'ge hab' ich nimmer!
Il fut à son pays, avant que d'être à moi,	Dem Vaterland gehört er früher noch als mir,
Et j'étais citoyenne, avant que d'être mère.	Und ich war Bürgerin, bevor ich Mutter war.

Die Aufführung geschah unter „unbeschreiblicher" Begeisterung. Pleyel, welcher der Regierung bisher verdächtig gewesen war, wurde sogleich von aller Bewachung befreit, und sein Stück gab man noch mehrere Male im Chore des Münsters.

Mit dem Aufschwung, den das Theater nahm, und in Folge der größeren Anforderungen, welche man bei Gelegenheit öffentlicher Festfeiern an die weltliche Musik stellte, gelangte auch diese zu höherer Vollendung.

Theatralische Aufführungen veranstalteten schon frühe Schüler des protestantischen Gymnasiums und der Universität in Straßburg. Später kamen reisende Gesellschaften, welche da und dort ihre Stücke zum besten gaben, wozu ihnen die Zünfte ihre Stuben gern vermieteten.

Ein neues zweckentsprechendes Theater wurde 1821 in Straßburg eingeweiht; dasselbe brannte im Jahre 1870 im Innern aus, wurde aber mit Benutzung der alten Mauern wieder hergestellt. Es erhielt eine großartige Zuwendung durch die „Apffel'sche Stiftung."

Johann Wilhelm Ludwig Apffel (geb. den 26. Januar 1777 in Weissenburg) war Richter in seiner Vaterstadt und begründete durch letztwillige Verfügung eine Stiftung, deren Hauptzweck ist, Mittel zu schaffen, „damit sich die dramatische und musikalische Kunst vervollkommnen und weiterentwickeln könne". Ihre Erträgnisse beliefen sich im Rechnungsjahr 1880/81 auf 49,200 Mark, wovon 17,500 Mark auf das Stadttheater entfielen, während 26,500 Mark auf das Musik-Konservatorium kamen, eine Anstalt, welche die Aufgabe hat, die Musik durch Ausbildung von Zöglingen und Aufführung guter Werke möglichst zum Gemeingut des Volkes zu machen.

Auch in anderen Städten des Landes, wie in Colmar, Hagenau und Metz, bestehen Musikschulen, und in den großen Fabrikstädten, wie Mülhausen, lassen es sich viele Arbeitgeber ein Hauptanliegen sein, daß diese edle Kunst sich unter ihren Angestellten einbürgere und denselben das Leben verschöne.

In neuester Zeit haben sich Söhne des Landes großen Ruhm als Musiker erworben; wir nennen aus ihrer Zahl nur folgende:

Johann Georg Kastner (geb. den 9. März 1810 in Straßburg, † den 19. Dezember 1867). Schon als zehnjähriger Knabe spielte er Orgel beim Gottesdienste. Seines ernsten Sinnes wegen ließen ihn seine Eltern Theologie studieren, er gab diesen Beruf jedoch bald auf, ging nach Paris und verfaßte dort eine größere Reihe hochgeschätzter musikalischer Werke und Kompositionen.

Ambroise Thomas (geb. den 5. August 1811 in Metz). Er gelangte zur höchsten musikalischen Ehrenstelle in Frankreich, der eines Direktors des Pariser Konservatoriums.

Franz Stockhausen, geb. den 30. Januar 1839 in Gebweiler, stammt aus einer sehr musikalischen Familie. Seit 1868 wirkt er in Straßburg; als Direktor des dortigen Konservatoriums hat er viel zum Aufschwung dieser Anstalt beigetragen.

Viktor Ernst Nessler, den 28. Januar 1841 als Sohn eines Pfarrers in Baldenheim bei Schlettstadt geboren, zeigte schon frühe große Liebe zur Musik. Als 3—4jähriger Knabe spielte er Klavier, wozu ihn das Zuhören bei dem Unterricht seiner älteren Schwestern befähigt hatte. Planmäßige Unterweisung in dieser Kunst hat er überhaupt in seiner Jugend fast nie erhalten, da ihn sein Vater zu einem Pfarrer ausbilden lassen wollte. Er studierte denn auch Theologie, widmete sich daneben aber immer im stillen der edlen Kunst der Töne. Da er nicht Mittel genug besaß, sich gelehrte musikalische Werke anzuschaffen, schrieb er solche ab. Frühzeitig machte er sich an das Komponieren. So setzte er z. B. den 137. Psalm in Musik; derselbe wurde in der Neuen Kirche in Straßburg aufgeführt und ergab einen Reinertrag von 700 Franken, welche der junge Künstler dem Munzipalrat in Barr überwies. Auch eine Oper „Fleurette" bearbeitete er, wegen welcher es jedoch mit seinen theologischen Lehrern zu Auseinandersetzungen kam, in Folge deren er nach allerlei Zwischenfällen das Studium der Theologie aufgab. Hatten seine Eltern gehofft ihn bald im Amt und Brot zu sehen, so waren sie nun schmerzlich enttäuscht. Sie mußten ihn in Leipzig, wohin er sich unverzüglich wandte und wo er sich eifrig dem Studium seiner Lieblingskunst widmete, kräftig unterstützen, sahen ihn aber auch bald zu geachteten Stellungen emporsteigen, — er wurde nach kurzer Zeit Chordirektor. Er hat sich hier sowohl durch volkstümliche Lieder als namentlich durch seine Oper „der Rattenfänger von Hameln" großen Ruf erworben. Ein geachteter Schriftsteller nannte ihn einen „frischen Liedersänger von Gottes Gnaden."

Bildende Kunst.

Ausgezeichnetes wurde in Elsaß-Lothringen in der Baukunst und Bildnerei hervorgebracht. Das bezeugen die zahlreichen Kirchen — besonders aus dem Mittelalter —, welche heute noch eine Hauptzierde des Landes bilden, und die stolzen Burgen, auf deren einstige Pracht die da und dort vorhandenen Ruinen schließen lassen. Unter den Baumeistern ragt die von der Sage umwebte Gestalt Erwin's († 1318) am meisten hervor.

Auch in der Malerei und den verwandten Künsten (Kupferstich und Holzschnitt) sind einige ruhmgekrönte Namen zu nennen.

Von den Bildern der Aebtissin Herrad haben wir bereits gesprochen.

Martin Schongauer, † den 2. Februar 1488 in Colmar.

Der größte Meister, dessen sich das Elsaß während des Mittelalters im Gebiete der Malerei und des Kupferstichs erfreute, ist Martin Schongauer[1]). Seine Familie führte ihren Namen von dem Orte Schongau in Oberbayern. Sein Vater wanderte nach Colmar aus und erlangte da das Bürgerrecht. Geburtsjahr und -Ort des Künstlers sind nicht bekannt. Wahrscheinlich ist er um's Jahr 1420 in Augsburg geboren.

Wimpheling, der gelehrte Humanist, rühmt von ihm: „Was soll ich von Martin Schön aus Colmar sagen, der in der Malerei so ausgezeichnet war, daß seine Gemälde nach Italien, nach Spanien,

[1]) Auch — wegen seiner Anmut im Malen — Martin Schön und hübsch Martin genannt.

Frankreich, England und andere Teile der Erde ausgeführt wurden? In Colmar in der Martinskirche und in der des h. Franciscus befinden sich Bilder desselben, zu denen die Maler von allen Seiten herbeiströmen, um sie nachzuahmen. Wenn man guten Künstlern und Malern Glauben schenken darf, so gibt es nichts zierlicheres und lieblicheres als diese Muster." Eines seiner Werke ist der neben abgebildete „Stephanus."

Stephanus.
Von Martin Schongauer.

In Straßburg lebte lange Zeit Hans Baldung (mit dem Zunamen „Grien", welchen er wahrscheinlich wegen seiner Vorliebe für die grüne Farbe bekam). Er ließ sich 1509 in dieser Stadt nieder, hielt sich einige Zeit in Freiburg im Breisgau auf, für dessen Münster er herrliche Bilder schuf, kehrte aber 1517 wieder zurück und blieb da bis an sein Ende (1545). Er zählt zu den ausgezeichnetsten Malern und Holzschneidern.

Da die Holzschnittplatte auf der Buchdruckerpresse ebenso wie der Schriftsatz vervielfältigt werden kann, die Herstellung von Abdrücken von ihr also verhältnismäßig billig ist, eignet sich der Holzschnitt besonders für solche Werke und einzelne Blätter, welche in die Masse des Volkes gelangen sollen. Sie fand denn auch für Schriften, wie Brant's Narrenschiff, und für Flugblätter, welche das politische und religiöse Leben des Volkes, wie auch dessen Sitten betreffen, reichliche Anwendung.

Viele Zeichnungen für den Holzschnitt, sowie eigene Holzschnitte lieferte Tobias Stimmer (geb. 1534 in Schaffhausen, † gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Straßburg, wo er lange gelebt hatte). Außer andern schönen Kunstwerken verdankt man ihm eine Bilderbibel, deren Wert schon daraus zu erkennen ist, daß sie der berühmte niederländische Maler Rubens hoch schätzte und für eine treffliche Schule der Jugend erklärte.

Unter den neueren Künstlern nennen wir folgende:

Christoph Guérin (geb. 1758 in Straßburg, † 1830). Derselbe war Konservator an dem Museum seiner Vaterstadt und zeichnete sich als Kupferstecher aus.

LIBER I. MOSIS, GENESIS

UT OPUS ARGUIT ARTIFICEM: ITA FABRICATIO mundi opificem Deum.

Der Geſchöpff Zierlichkeit / zeigt deß Schöpffers Herrlichkeit.

Geneſis I. Cap.

Principiò Æterni bis ter fecêre labores
Æthera, ſtelligerum, tellurem, quidq; miniſtrant:
Cunctum animal, volucres, piſces, carnemq; ferinam:
Tandem hominem, eſt ſacra qui divinæ mentis imago.
Diſtendit bonitate ſua Deus omnia largè.

Am Anfang ſchuff Gott inn ſechs Tagen
Lufft / Himmel / Erd / vnd was ſie tragen:
All Thier vnd Vögel / Fiſch vnd Wild /
Letzlich den Menſchen nach ſeinem Bild:
Von ſeiner Milt iſt alls erfüllt.

A

Das erſte Blatt aus der Bilderbibel des Tobias Stimmer (unter dem Titel: „Newe bibliſche Figuren". Straßburg, Lazari Zetzners Erben 1625).

Größeren Ruhm erlangte sein Bruder Johann Guérin (geb. 1760 in Straßburg, † 1838 in Obernay) als Miniaturmaler. Seine meiste Lebenszeit brachte er in Paris zu, wo er von den höchstgestellten Personen beauftragt wurde, ihre Bildnisse zu malen [1]).

Jakob Friedrich Kirstein,
geb. den 25. Mai 1765 in Straßburg,
† den 4. Juni 1838.

Jakob Friedrich Kirstein wurde ein geachteter Ciseleur, ohne daß er einen tüchtigen Lehrmeister gehabt oder auf Reisen in Mittelpunkte der Kunstthätigkeit sich ausgebildet hatte. Als großer Liebhaber der Jagd wählte er für seine feinen Arbeiten mit Vorliebe Gegenstände, welche darauf Bezug hatten.

Auch sein Sohn Joachim Kirstein (geb. 1805, † 1860) zeichnete sich als Künstler aus. Er war nicht bloß Ciseleur, sondern leistete ebenso in der Bildnerei prächtiges. Eines seiner Bildhauerwerke ist „Jesus, die Kinder segnend."

Andreas Friedrich,
geb. den 17. Januar 1798 in
Rappoltsweiler,
† den 9. März 1877 in Straßburg.

Benjamin Zix (geb. den 25. April 1772 in Straßburg, † den 7. November 1811 in Perugia in Italien), Maler. Eine Probe seiner Kunst geben wir in seinem „Nachtwächter".

Landolin Ohmacht († 1834 in Straßburg), Bildhauer, der die Bildsäulen an der Vorderseite des Straßburger Theaters und andere Kunstwerke verfertigte.

Friedrich, welcher den Unterricht tüchtiger Meister in den größten Kunststädten — in Wien, Dresden, Berlin, Paris und Rom — genossen hatte, brachte die längste Zeit seines Lebens in Straßburg zu, wo er für Elsaß und Baden eine beträchtliche Anzahl von Standbildern und Porträtmedaillons schuf, so z. B. die von Bischof Werner, von Erwin, Jakob Sturm, Melanchthon, Turenne, Großherzog Leopold, Ehrenfried Stöber u. a. Für Colmar fertigte er ein Denkmal des Dichters Pfeffel. Schon lange hatte man dort nach einem solchen getrach-

[1]) Als er ein Mal mit dem Porträt der Kaiserin Josephine, der Gemahlin Napoleon's I., beschäftigt war, kam der Kaiser. Er wollte es sehen. „Um Verzeihung,

Jesus, die Kinder segnend. Von Joachim Kirstein.

tet, kam aber nicht zum Ziele. Da bot Friedrich eines unentgeltlich an. Auch seiner Geburtsstadt Rappoltsweiler verehrte er ein schönes Werk seiner kunstfertigen Hand, eine sinnbildliche Darstellung der Stadt. In einem — von J. Leser verfaßten — Gedichte heißt es, es habe in ihm geschlagen

---

Sire, ich zeige meine Porträts erst, wenn sie fertig sind." „Sie werden wohl für mich eine Ausnahme machen," entgegnete Napoleon. Guérin that es nicht. Da rief der Kaiser: „Ich will es." Gleichwohl blieb Guérin unerschütterlich. Napoleon lachte und ging fort, indem er sagte: „Gut denn, Herr Guérin, Ihnen gehört das Schlachtfeld."

Ein Herz, dem heilig war die heim'sche Erde,
Für deren Wohlfahrt immer es geglüht,
Ein edles Herz, das Eines nur begehrte —,
Daß alles herrliche befördert werde —,
Daß auf Alsatiens Haupt die Ruhmeskrone
In würdevollem Glanze sicher throne!

Sein Alter wurde durch schmerzliche Familienverhältnisse getrübt, aber bis zuletzt bewahrte er sich seinen heiteren Lebensmut und die Liebe zu seiner Heimat.

Der Nachtwächter. Von B. Zix.

Philipp Graß (geb. 1801 in Wolxheim, † 1876), dem man u. a. Kleber's, Lezay-Marnesia's, Mühe's, Spach's Standbilder und Büsten verdankt. Er betrachtete die Kunst als etwas religiöses und den Beruf des Künstlers als ein Priesteramt; er konnte nicht begreifen, daß man leichtsinnig von der Kunst spreche und daß man im Stande sei, sie zu mißachten. Er gab nicht zu, daß der Künstler altern könne; seine Körperkräfte, meinte er, könnten nachlassen, aber die Einbildungskraft bleibe jung. Er wollte als Künstler leben und, wenn möglich, mit dem Meißel in der Hand sterben. Letzterer Wunsch wurde ihm fast buchstäblich erfüllt.

Johann Joseph Friedrich Klein (geb. den 31. Dezember 1803 in Straßburg, † den 23. Januar 1855), Zeichner und Maler.

Theophil Schuler, Sohn eines Pfarrers, hat sich in ganz hervorragender Weise den Namen eines elsässischen Malers und Zeichners erworben. Nur kurze Zeit hielt er es ferne von seiner Heimat aus, und es ist wahrhaft rührend zu hören, wie sehr ihn sein Herz nach seinem geliebten Elsaß zog, in dessen Wäldern er so gerne weilte, bei dessen schlichten, treuherzigen gemütlichen Bewohnern er sich so wohl fühlte, deren Sitten und Gebräuche er mit so feinem Takt und tiefem Verständnis ablauschte, um sie in zahlreichen Zeichnungen und Gemälden zu verherrlichen, in deren Sagen und Geschichte er sich so gerne vertiefte — nach welchem ihn unsägliches

Heimweh ergriff, als er in der Schweiz, wohin er gezogen war, krank wurde — und in dem seiner unermüdlich fleißigen Hand zuletzt auch der Stift entsank. Erst in späterem Alter hatte er sich verheiratet. Als ihm eine Tochter geschenkt wurde, lebte er ganz auf im Blick auf deren Entwicklung. Mit der tiefen Empfindung eines zärtlichen Vaters schilderte er ihr Thun und Treiben in seinen „Arbeiten Alsa's." Auch machte er sich verdient durch Gründung einer Zeichenschule für Mädchen in seiner Vaterstadt. Seine Gemälde wurden dahin und dorthin zerstreut, seine zahlreichen Zeichnungen[1]) aber, durch welche er Arnold's Pfingstmontag, mehrere Erzählungen Erckmann-Chatrian's und eine große Reihe illustrierter Zeitungen schmückte, sind ein Gemeingut des Volkes geworden. Es war uns vergönnt, eine beträchtliche Anzahl derselben wiedergeben zu können.

Theophil Schuler,
geb. den 18. Juni 1821 in Straßburg,
† 26. Januar 1878.

Hätten wir die Aufgabe, unsern Gegenstand erschöpfend zu behandeln, so müßten wir noch viele Künstler aufführen; aus ihrer großen Zahl können wir jedoch nur noch einige Namen nennen:

Maréchal (geb. 1800 in Metz), Steinhel (geb. 1814 in Straßburg), Yvon (geb. 1817 in Eschweiler), Jundt (geb. 1830 in Straßburg) und ganz besonders Gustav Doré, (geb. 1833 in Straßburg, † 1883), der sein kurzes Leben mit einer Fülle von Schöpfungen ausfüllte.

In neuester Zeit haben noch andere elsässische Maler besonders das Leben der Bauern ihrer Heimat behandelt; sie fanden in deren einfachen Verhältnissen jenen gemütlichen, treuherzigen, dem deutschen Wesen eigentümlichen Zug, welcher sich so gut zu einer einen jeden Beschauer ergreifenden Darstellung der menschlichen Seelenzustände und Stimmungen eignet.

Auch das Kunstgewerbe, welches sich die Aufgabe stellt, Erzeugnissen des Gewerbfleißes eine kunstvolle Gestalt zu geben, wird sorgsam gepflegt. Ein Meister auf diesem Gebiete ist z. B. Joseph Hügelin (geb. 1820 in Straßburg, wo seine Vorfahren seit 1628 das Geschäft betrieben), dessen dauerhafte, mit allerlei hübschen Figuren geschmückte, farbenprächtige Fayence-Oefen, Teller u. s. w. die Zimmer nicht weniger schmücken als Gemälde und Bildsäulen.

1) Große Berühmtheit erlangten namentlich auch seine „Schlitter".

Aus der Geschichte des Unterrichtswesens.

In Schlettstadt wurde um die Mitte des 15. Jahrhunderts eine Gelehrtenschule gegründet. Deren erster Leiter war Ludwig Dringenberg, welchen der Rat der Stadt aus Heidelberg berufen hatte. Sie erlangte bald großen Ruhm. Im Jahre 1517 hatte sie 900 Schüler. Als sie um jene Zeit ein Schweizer besuchte, fand er nach langen Irrfahrten die erste Schule, von der ihm däuchte, „daß es ordentlich zuging.“ Zwei ihrer berühmtesten Zöglinge sind die Schlettstadter Wimpheling und Beatus Rhenanus. Als die Reformation ihren Zug durch Europa hielt, schloß sich ihr die Schlettstadter Schule nicht an. Sie kam unter die Leitung der Jesuiten und verlor nach und nach ihren früheren Einfluß.

In Straßburg zeigte sich der Stättmeister Jakob Sturm als „der Schule allezeit Gönner und Vater.“ Er brachte es dahin, daß an Stelle der daselbst bisher bestandenen lateinischen Schulen Eine neue große, für die ganze Stadt ausreichende, in zweckmäßiger Abstufung fortschreitende Anstalt errichtet wurde. Dazu bedurfte man eines erfahrenen Mannes und berief Johann Sturm. Dieser faßte seine Aufgabe von einem hohen Standpunkte aus an. Er wollte auf der Schule beides pflanzen: Frömmigkeit und Bildung; er wollte nicht bloß erziehen, nicht bloß unterrichten, sondern beides sollte unzertrennlich mit einander verbunden sein.

Johann Sturm,
geb. den 1. Okt. 1507 in Schleiden an der Eifel, † den 3. März 1589 in Straßburg.

Außer an Schulangelegenheiten zeigte Sturm auch an den religiösen Fragen jener Zeit rege Teilnahme. Viele um ihres Glaubens willen Verfolgte, welche in Straßburg Zuflucht suchten, fanden in ihm einen freigebigen Helfer; er schenkte selbst sein Silbergeschirr und seine besseren Haushaltungsgegenstände her, so daß er manchmal in große Geldverlegenheit kam. Den Abend seines Lebens verbitterte ihm der Streit mit Anhängern der streng lutherischen Richtung, welchen seine vermittelnde, den Schweizer Reformatoren freundlich gesinnte Art zuwider war. Er sah sich genötigt, seine Stellung aufzugeben; auf einem Landsitz in der Nähe Straßburgs bestellte er seinen Garten, dessen Ertrag er für seinen Lebensunterhalt notwendig bedurfte.

1538 wurde genannte Anstalt im Dominikanerkloster eröffnet. Sie sollte die Knaben zum Besuch der hohen Schulen vorbereiten. Dies „Gymnasium", wie man sie nannte, erlangte solchen Ruf, daß es Portugiesen und Franzosen, Dänen und Engländer, Polen und Litauer, Fürsten-, Grafen-Söhne und sonstige Sprossen hochangesehener Familien besuchten. Zöglinge der Anstalt gründeten andere ähnliche Schulen, so daß auch in dieser Hinsicht Straßburgs Einfluß zu jener Zeit ein tiefgehender und weitreichender war.

Eine Hochschule besaß Straßburg in seiner Akademie. Die Gelehrten Straßburgs hatten dieselbe aus freien Stücken begründet, indem jeder über den Wissenszweig, welchen er am besten verstand, Vorlesungen hielt. Ihnen schloß sich Johann Sturm an, der vom Jahre 1537 an unterrichtete. 1567 erhielt die Hochschule von Maximilian II. besondere Rechte; welche später erweitert wurden, namentlich im Jahre 1621, in welchem sie das Recht erlangte, junge Gelehrte zu Doktoren zu ernennen. Erst von da an war sie eine ganze „Universität." Als in den Stürmen der ersten französischen Revolution alle Vorrechte abgeschafft werden sollten, wollten die Gewalthaber auch die ihrigen nicht mehr bestehen lassen; man warf ihr vor, „sie bilde in den Augen der Republik das erstaunliche Schauspiel knechtischen Sinnes und des Deutschtums in einem französischen und freien Lande"; man wollte die „Hyder des Deutschtums und alle Einrichtungen, welche ihm noch sein Bestehen sichern, vernichten." Demzufolge wurden die Hörsäle geschlossen und mehrere Professoren eingekerkert. Als die Wogen der Revolution sich verlaufen hatten, lebte auch die Universität wieder auf. Sie wurde am 7. November 1803 als protestantische „Akademie" eröffnet und später dem großen Lehrkörper der französischen „Universität", einer von den deutschen Anstalten gleichen Namens sehr verschiedenen Einrichtung, eingegliedert. Sie erlangte auf's neue großen Ruf, im Jahre 1866 hatte sie z. B. 740 Schüler. Als Elsaß-Lothringen wieder mit Deutschland vereinigt wurde, war es eine der ersten Sorgen der Regierung, die Hochschule nach dem Vorbild deutscher Universitäten neu zu gründen. Es gelang ihr, sie schon am 1. Mai 1872 in's Leben zu rufen. Die Stiftungsurkunde enthält folgende Worte Kaiser Wilhelm's I.: „Wir begründen diese Hochschule, die aus dem Elsaß und aus Lothringen so viele hochgelehrte Lehrer empfing und diesen Ländern wie der Welt Männer, tüchtig in allen Zweigen der Wissenschaft, zurückgegeben hat, von neuem, auf daß an ihr im Dienst der Wahrheit die Wissenschaft gepflegt, die Jugend gelehrt und so der Boden bereitet werde, auf welchem mit geistiger Erkenntnis wahrhafte Gottesfurcht und Hingebung für das Gemeinwesen gedeihen."

Eine katholische höhere Schule gründete Bischof Johann von Manderscheid im Jahre 1580 in Molsheim. Dieselbe wurde von

den Jesuiten geleitet, 1618 in eine Akademie umgewandelt, 1701 nach Straßburg (in den „Bruderhof") verlegt und zum Rang einer Universität erhoben. Daß es in letzterer Stadt zwischen den katholischen und protestantischen Professoren zu manchen Reibungen kam, ist leicht erklärlich. Weitere höhere Schulen mit Jesuiten als Lehrern entstanden in Ensisheim und Colmar. Mit der Aufgabe, die Anhänglichkeit an Frankreich in die Herzen der Knaben zu pflanzen, verbanden dieselben die andere, den protestantischen Einfluß möglichst zu entkräften.

Fachwissenschaften.

Das Gebiet der einzelnen Fachwissenschaften wurde von einer großen Reihe berühmter Forscher angebaut. Da wir hier aber keine eigentliche Gelehrtengeschichte schreiben, können wir nur die Namen einiger der hervorragendsten nennen.

Ein im Elsaß geborener **Philosoph** war Lambert.

Johann Heinrich Lambert, geb. den 26. Aug. 1728 in Mülhausen, gest. den 25. Sept. 1777 in Berlin.

In seiner Jugend mußte er seinem Vater, einem Schneider, helfen, in seinem 15. Lebensjahre wurde er Buchhalter, im 17ten Schreiber, im 19ten Hauslehrer in Chur. In letzterer Stelle, in welcher er 8 Jahre blieb, hatte er Muße, sich auszubilden. Dann lebte er einige Jahre für sich, bis er 1765 von König Friedrich II. von Preußen zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt wurde, als welches er seinen Weisheitsdurst in reichem Maße befriedigen konnte. Sein Wissen war ein sehr ausgebreitetes, besonders auf dem Gebiete der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Philosophie (Weltweisheit). Er hat sich dessen Aneignung aber auch sauer genug werden lassen. Schon als Knabe war er der fleißigsten einer. Während er mit dem Fuße die Wiege in Bewegung setzte, hielt er in der Hand ein Buch, in welchem er las. Da ihm seine Mutter kein Licht gab, um nachts studieren zu können, las er beim Mondscheine. Er fertigte kleine Zeichnungen an, welche er seinen

Gespiele verkaufte. Mit dem erlösten Gelde und den Trinkgeldern, die er fürs Herumtragen der Kleidungsstücke erhielt, kaufte er sich Lichter. Als er ein Mal ein Buch über die Rechen- und Meßkunst geliehen bekam, erlernte er daraus ganz allein die kirchliche Kalenderrechnung, ja er fand sogar einige Fehler in diesem Werke. Als er nun noch ein Buch über denselben Gegenstand geliehen erhielt, wurde er durch dasselbe in den Stand gesetzt, die Fehler in jenem ersten zu berichtigen. Um den Himmel beobachten zu können, kletterte er nachts an den Dächern umher, und manche Instrumente, die er gebrauchte, fertigte er sich selbst an. Als ihn König Friedrich der Große ein Mal fragte: „Wie haben Sie es gelernt?“ antwortete er: „Von mir selbst.“ Ueber die Art seines Nachdenkens spricht er sich in einem Briefe an den größten Philosophen jener Zeit, an Immanuel Kant, mit folgenden Worten aus: „Ich zeichne in kurzen Sätzen alles auf, was mir über eine Sache einfällt, es mag nun für sich klar oder nur vermutlich oder zweifelhaft oder gar zum Teil widersprechend sein. Dieses setze ich fort, bis ich überhaupt merken kann, es werde sich etwas daraus machen lassen. Sodann sehe ich, ob sich die einander widersprechenden Sätze durch nähere Bestimmung und Einschränkung vereinigen lassen, oder ob es noch dahingestellt bleibt, was davon beibehalten werden muß.“ Der letzte Zweck seines Forschens war die Wahrheit. „Ich begriff“, sagte er, „daß der Wille nicht könne gebessert werden, wo nicht vorher der Verstand erleuchtet würde.“

In seinem äußeren Benehmen hatte er manches seltsame an sich, so in seiner Kleidung. Dieselbe bestand aus einem scharlachroten Rock, hellblauer Weste, schwarzen Beinkleidern, Stiefeln, einer Beutelperücke, einem niederen Hut und Degen. In seine Gedanken war er oft so versunken, daß er nicht mehr auf das achtete, was um ihn her vorging. So schaute er ein Mal, als er auf einem Pferde ritt, so sehr nach den Wolken, daß er erst nach einiger Zeit gewahr ward, daß sein Pferd ruhig in einem offenen Baumgarten weidete. In einem Cafehaus in Berlin stellte er sich eines Tages vor den großen Spiegel des Saales, zog seinen Degen, ging vorwärts und rückwärts, machte allerhand Bewegungen, als ob er fechten wolle, und dachte dann eine Zeit lang über das, was er sah und that, nach — dies alles in Gegenwart anderer Gäste, die gar nicht wußten, was er im Sinne führte, und die ihn für einen Narren hielten, während er doch nur die Gesetze von der Strahlenbrechung und -Zurückwerfung im Spiegel beobachten wollte und still wieder fortging, als er fertig war.

Altertumsforscher waren: Wimpheling, Beatus Rhenanus, Gebwiler [1]), Oberlin, Schweighäuser.

Jakob Wimpheling, geb. 1450 in Schlettstadt, † 1528, bekleidete Stellen als Priester und Lehrer an verschiedenen Orten, so in

[1]) Siehe über diesen die Geschichte des religiösen Lebens, Seite 233.

Speyer, Heidelberg, Basel, Straßburg. Seine letzten Jahre brachte er in Schlettstadt zu. Seinen Wunsch, ein einsames von der Welt abgesondertes Leben führen zu dürfen, sah er nicht erfüllt. Auch er wollte eine Verbesserung des damaligen Kirchenwesens, aber eine solche, durch welche das Ansehen des Papstes nicht angetastet würde. Den Franzosen war er nicht hold. „Viele unter uns", sagt er, „sind mehr dem französischen als dem deutschen Reiche geneigt. Denn von den unseren werden zu Zeiten Botschafter nach Frankreich gesandt, welche halbe Franzosen sind. Wenn sie von den Franzosen freundlich empfangen werden, so reden sie ihnen zu Munde und gehen auf ihre Absichten ein, in der Hoffnung, bei einer künftigen französischen Eroberung Ehren und Würden zu erlangen." An einem andern Orte spricht er sich so aus: „Es irren die meisten auch unter den unsrigen gar sehr, wenn sie meinen, Elsaß, das edle Straßburg, die übrigen am linken Rheinufer gelegenen Länder, welche zum römischen Reiche und dem deutschen Volke gehören, seien zur Herrschaft der Gallier und dem Reiche des westlichen Frankreichs zu rechnen. Wir wollen also kühn Karls Geschlecht für uns in Anspruch nehmen und nicht dulden, daß die stolzen Gallier sich anmaßen, was unser ist." Von der deutschen Wissenschaft rühmt er: „Wir Deutsche beherrschen fast den ganzen geistigen Markt des gebildeten Europa, und was wir auf den Büchermarkt bringen, das sind meist edle Erzeugnisse, die nur der Ehre Gottes dienen, dem Heile der Seele, der Bildung des Volkes."

Der Vater des Beatus Rhenanus[1]), ein Fleischer, war aus dem nahegelegenen, der Ueberschwemmung des Rheins ausgesetzten Rheinau nach Schlettstadt gezogen. Dort besuchte der Sohn die Schule und brachte auch die längste Zeit seines Lebens zu. Er war gerne in der Stille, im Umgang mit seinen Büchern, welche er so hoch hielt, daß er die Worte hineinschrieb: „Ich gehöre dem Beatus Rhenanus und ändere meinen Herrn nicht." Trotz seiner schwachen Gesundheit pflegte er bis tief in die Nacht hinein zu arbeiten. Mit großer Sorgfalt gab er die Werke mehrerer römischer Schriftsteller heraus, überhaupt machte er sich um die Bekanntwer-

Beatus Rhenanus,
geb. 1485 in Schlettstadt,
† 1547 in Straßburg.

[1]) Der Name Beatus ist eine lateinische Uebersetzung seines Geschlechtsnamens Bild (dies Wort kommt noch in „Unbild" vor; das Gegenteil davon, also eben Bild, ist gleich „Glück"; in dieser Bedeutung gebrauchte es Rhenanus; denn Beatus heißt der Glückliche); das Wort Rhenanus hängt mit Rhein zusammen. Es war bei den Gelehrten zu jener Zeit üblich, ihre Namen in's lateinische zu übersetzen.

dung des griechisch-römischen Schrifttums so verdient, daß ein Gelehrter jener Zeit von ihm sagte, er habe das Altertum wieder auf die Füße gestellt. Dabei vergaß er sein Vaterland nicht; er verfaßte ein Werk über deutsche Geschichte; in dessen Vorrede sagte er: „Wunderbar ist es, daß wir auf die Erforschung des römischen Altertums all' unsern Eifer verwenden, in der mittleren Zeit aber oder auch der älteren, die auf uns Bezug hat, gleichgültiger und nachlässiger sind." Als er in diesem Werke einen Ausspruch des römischen Geschichtschreibers Tacitus erwähnte, daß es nämlich bei den alten Deutschen nicht Sitte gewesen sei, über das Laster zu lachen und Verführung und Verderbnis „Zeitgeist" zu nennen — fügte er folgende Betrachtung hinzu: „Um wie viel reiner waren die Heiden als wir! Denn heutzutage, wie viel sind ihrer, welche über das Laster nicht lachen und selbst bei den ungeheuerlichsten Verbrechen nicht jenes leere Wort zur Ausrede nehmen: „„Es ist der Zeitgeist."" Wenn ein rechter Mann jene abscheuliche Sitte des Zechens tadelt, so ist gleich einer da, der es entschuldigt, „„weil es so Zeitgeist sei."" Wenn einer die maßlose Gier der Menschen nach Reichtum, ihren unerlaubten Gewinn und ihre schnöden Verträge verdammt, so wird ihm, wie einem Fremden, die Antwort beschieden werden: „„Es ist nun so Zeitgeist."" Kürz, für keine Fehler, Schlechtigkeiten, Verbrechen gibt es nicht diesen Schleier des Zeitgeistes." — Um seine angegriffene Gesundheit zu stärken, ging er nach Baden. Auf der Rückreise starb er in Straßburg. Seine irdische Hülle wurde nach seiner Vaterstadt gebracht und dort in der Hauptkirche beigesetzt. Seine Grabschrift lautet, wie folgt: „Dem Beatus Rhenanus, Sohn von Antonius, aus der alten Familie der Bilde, dessen ausgezeichnete Kenntnis in allen Zweigen der Gelehrsamkeit, in der griechischen und römischen Sprache, dessen Sittenreinheit, edle Menschlichkeit, Mäßigkeit, Züchtigkeit in preisendem Andenken sich erhalten wird, so lange die Welt besteht, dessen Beschäftigung mit dem Altertum eine Anzahl lateinischer von ihm hergestellter und beinahe von neuem in's Leben gerufener kirchlicher und weltlicher Schriftsteller bezeugen, ebenso das deutsche Land, das alte wie das neue, das er in 3 Büchern mit bewundernswertem Fleiße beleuchtet hat — dem großen, unsterblichen Gedächtnisses würdigen Manne setzt Rudolf Berz dies Denkmal liebender Verehrung; er starb zu Straßburg, am 18. Mai, im 62. Jahre seines Alters, dem 1547sten nach Christus; von dort weggetragen, liegt er hier, damit nicht der sterblichen Ueberreste ihres besten und geehrtesten Bürgers die Vaterstadt entbehre, welche er als lebender durch so viele gediegene Denkmäler verherrlicht hat."

Auch der große Gelehrte Erasmus, mit welchem er oft verkehrte, sagte von ihm: „Ich will nicht gesund sein, wenn ich je in meinem Leben einen zuvorkommenderen, leutseligeren Charakter, einen feineren Geist gefunden habe."

Jeremias Jakob Oberlin (geb. 1735, † 1806), ein Bruder des berühmten Pfarrers im Steinthal, war, wie es in seiner Grabschrift in der Thomaskirche in Straßburg heißt, „berühmt durch Kenntnis des Altertums und durch von den Alten geübte Tugend."

Johannes Schweighäuser (geb. 1742 in Straßburg, † 1830). Als die Schreckensmänner zur Zeit der französischen Revolution auch in Straßburg zur Herrschaft gelangten, wurde er ins Gefängnis gesetzt; der Fürsprache seiner Frau gelang es, daß das Gefängnis in Verbannung nach dem lothringischen Städchen Bacart verwandelt wurde. Hier arbeitete Schweighäuser oft bis in die Nacht an der Herausgabe der Werke eines griechischen Geschichtschreibers (des Polybius). Das erweckte den Verdacht eines Taglöhners. Derselbe vermutete, er schreibe nächtlicher Weile Briefe an die Gegner der Regierung und zeigte ihn deshalb bei dieser an. Es war nahe daran, daß der fleißige Forscher als Staatsverräter verhaftet worden wäre. Da kam aber zum Glück noch ein Brief des „Wohlfahrtsausschusses" an, worin für die demselben übersandten, bisher erschienenen Bände des Polybius ehrenvoll gedankt wurde. Jener Taglöhner kam nun, bat Schweighäuser um Verzeihung und versicherte ihn, daß er von nun an solche Arbeiten fürs Vaterland ungestört bis zum anbrechenden Morgen fortsetzen könne.

Unter den **Geschichtschreibern** ragen hervor:

Friedrich Closener, ein Priester zu Straßburg, welcher eine Chronik der Päpste, der römischen Kaiser und Straßburg's verfaßte. Dieselbe ist eine der ältesten, welche in deutscher Sprache geschrieben wurden. Er vollendete sie am 8. Juli 1362.

Jakob Twinger von Königshofen († 1420 in Straßburg). Er war Priester in Straßburg und schrieb eine Chronik von Anfang der Welt bis 1386 nach Christi Geburt. Die Vorrede fängt so an: „Man vindet geschriben in latyne vil kroniken, das sind bücher von der zit, die do sagent von keisern, bebesten, künigen und von andern fürsten und herren, wie ir leben si gewesen, und von etlichen nenhaftigen dingen, die von inen oder bi iren ziten geschehen sint. Aber zu düsche ist lützel (wenig) solicher bücher geschriben, wie doch das die klugen leygen also gerne lesent von semelichen dingen also gelerte pfaffen. Ouch hant die menschen me lustes zu lesende von nuwen dingen denne von alten, und ist doch von stryten, reysen und andern nenhaftigen dingen, die bi nuwen ziten sint geschehen, aller minnest geschriben. Herumb will ich Jocob Twinger von Künigeshoven ein priester zu Strosburg .... zu dütsche schriben etliche ding, die mich aller fürnemest dunkent vnd lüstlich, und sünderliche von etelichen nenhaftigen dingen die zu Strosburg vnd zu Elsas und in den landen do bi geschehen sint."

„Ueber den Stand der Religion und des Staates unter Karl V.," also über das Reformationszeitalter, schrieb Johannes Sleidanus

(geb. 1506 zu Schleiden in der Eifel, † 1556), der lange Zeit in Straßburg lebte. Jakob Sturm förderte ihn bei Abfassung seines Werkes in hohem Grade.

Johann Daniel Schöpflin,
geb. 1694 zu Sulzburg in Baden,
† den 7. August 1771,
Professor der Geschichte und Beredsamkeit in Straßburg.

Schöpflin's gründliches Wissen und seine große Beredsamkeit verschafften ihm mehrere Berufungen an auswärtige Pflanzstätten der Gelehrsamkeit. Er schlug dieselben aber alle aus, wie glänzend sie auch waren. Er wollte Straßburg, „sein zweites Vaterland", nicht verlassen, und Reichtum suchte er nicht. Das Hauptwerk, welches er schrieb, ist eine Geschichte des Elsasses. Um die dafür nötigen Urkunden und Schriftstücke zusammenzubekommen, machte er viele und weite Reisen. Er sammelte und arbeitete an diesem Buche dreißig Jahre. Dabei gelangte er auch in den Besitz vieler Bücher, Münzen, Inschriften und dergl. Noch vor seinem Tode vermachte er sowohl die Sammlung seiner Bücher als seiner Münzen u. s. w. der Stadt Straßburg. Er schrieb: „Straßburg, als das Auge vom Elsaß, soll dasjenige besitzen, was der ganzen Provinz nützen und Ehre bringen kann. In dieser Stadt blühen Künste und Wissenschaften schon über zweihundert Jahr. Diese Blüte hat ihr in fremden Landen viele und große Ehre gemacht, welches ich auf meinen Reisen mit Vergnügen gehört habe. Dieser Ruhm wird sich niemals verdunkeln, sondern immer höher steigen und wachsen. Eine kluge Regierung wie diejenige, welche Straßburg beglücket, läßt uns nicht daran zweifeln."

In einem zu seinen Ehren verfaßten Gedichte heißt es:

Marmor bricht, Metall zerfließet
Und wird endlich aufgezehrt;
Doch, was Weisheit baut und gießet,
Bleibet ewig unversehrt.

Ein Mitglied der berühmten Orgelbauerfamilie Silbermann, Johann Andreas (geb. den 26. Juni 1712, † den 11. Febr. 1783), verfaßte mehrere Schriften über das Elsaß, besonders über seine Vaterstadt Straßburg, und schmückte sie mit vielen Zeichnungen seiner fleißigen und geschickten Hand.

Ein treuer Mitarbeiter Schöpflin's war Andreas Lamey (geb. 1725 zu Münster im Gregorienthal, † 1802). Er durchsuchte für denselben viele Urkundensammlungen und schrieb die für ihn wichtigen ab; er starb als kurpfälzischer Hofrat und Bibliothekar in Mannheim.

Philipp Andreas Grandidier,
geboren den 29. November 1752, † 1787,
katholischer Priester und Geschichtschreiber.

Trotz seines frühen Todes (er wurde nur 35 Jahre alt) hat Grandidier viele sehr wertvolle Beiträge zur kirchlichen Geschichte des Elsasses geliefert. Seinen Beruf faßte er erhaben auf, wie folgende Worte aus der Vorrede zu einem seiner Werke zeigen: „Geboren mit einer entschiedenen Hinneigung zur Geschichte und besonders der unseres Vaterlandes, sahen wir uns seit unsrer frühesten Jugend von einem unwiderstehlichen Drange in die Bahn der Wissenschaften gezogen. In deren Pflege haben wir Glück und Ruhe gesucht und sind da wenigstens dem ersten begegnet, wenn wir auch nicht immer die zweite dabei gefunden haben. Die Forschung ist für uns eine erleuchtete und mitempfindende Freundin geworden, welche uns, indem sie uns von dem Joche der Leidenschaften in einem Alter befreite, in welchem man sich sonst kaum ihrer Herrschaft entzieht, zu jener frommen und stillen Weisheit geführt hat, welche es uns zur Pflicht macht, die Menschen zu lieben, ohne sie zu fürchten, und mit ihnen zu leben, ohne sie zu hassen."

Vom Forschergeist, dem mächtigen, durchdrungen,
Stiegst Du hinab in der Geschichte Tiefen
Und zogst an's Licht aus modernden Archiven
Den Hort, den eine finstre Zeit verschlungen.

Hell leben auf in Deinen Schilderungen
Die Helden, die da ruhmgekrönt entschliefen,
Und was zerstreut lag in uralten Briefen,
Hast Du in reine, neue Form gezwungen.

Doch hast Du in des Geist's gewalt'gem Ringen
Die Schwäche des Gefäßes nicht ermessen
Und frühe mußtest Du's zum Opfer bringen. (Fr. Otte.)

Eine übersichtliche, auf weitere Kreise berechnete „Vaterländische Geschichte des Elsasses" veröffentlichte Adam Walther Strobel, Professor am protestantischen Gymnasium in Straßburg (geb. daselbst den 23. Febr. 1792, † den 28. Juli 1850).

Ludwig Adolf Spach, Archivar des Unter-Elsasses, geb. den 27. September 1800 in Straßburg, † den 16. Oktober 1879 ebendaselbst.

Spach war — seit 1839 als Archivar des Unter-Elsasses angestellt — ein sehr gelehrter Kenner der Geschichte seines Vaterlandes wie auch des deutschen und französischen Schrifttums. Sein reiches Wissen legte er in vielen Schriften nieder. Auch verfaßte er Gedichte und Schauspiele. Mit zartfühlendem Herzen suchte er bei den Personen, deren Leben er beschrieb, wie auch in seinen andern Werken und im Verkehre besonders die edlen Seiten des menschlichen Lebens hervorzukehren und zu schildern: „Wer sich in den Bann seiner Persönlichkeit begibt" — sagte einer seiner vielen Verehrer — „der betritt eine Region (Gegend) des Friedens. Alles, was Anstoß erregen könnte nach irgend einer Seite hin, das ist daraus verwiesen; es ist vorsichtig verhüllt oder diskret (schonend) angedeutet, es ist gemildert und des Stachels beraubt. Ihn gekannt zu haben, reicht hin, um Elsaß und die Elsässer für immer ins Herz zu schließen."

Karl Schmidt, Professor der Theologie an der Universität Straßburg, verfaßte eine große Reihe von Werken über die Orts-, die Kirchengeschichte und die Geschichte des geistigen Lebens im Elsaß, besonders in Straßburg. In einem 1879 erschienenen Buche sagt er: Ich schrieb „ohne einen andern Beweggrund als den der Liebe zu meiner Heimatsprovinz, ohne eine andere Voreingenommenheit als die für die geschichtliche Wahrheit. Um die Werke unserer Vorfahren mit Billigkeit zu würdigen, habe ich versucht, mich zu ihrem Zeitgenossen zu machen, in ihrer Mitte zu leben, mit ihren Gedanken mich zu erfüllen, die Dinge zu sehen, wie sie sie gesehen haben, ohne deswegen auf mein Recht zu verzichten, sie nach Grundsätzen der Gerechtigkeit und des Geschmacks zu beurteilen, welche mir um so unbestreitbarer zu sein scheinen, als sie nicht nur die des 19. Jahr-

Karl Schmidt, geb. den 20. Juni 1812 in Straßburg.

hunderts sind, sondern die aller Zeiten." Welches Ansehen er als einer der gelehrtesten Kenner der mittelalterlichen Mystiker genießt, zeigt z. B. der Ausspruch Karl Hase's, eines der berühmtesten Kirchengeschichtschreiber des 19. Jahrhunderts, welcher nichts ändern wollte an der Auffassung einer dahin gehörigen Frage, „bis der Straßburger Schmidt als der hier sachkundigste gesprochen hat."

Joseph Alexander Straub, geb. den 19. März 1825 in Straßburg, Kanonikus in seiner Vaterstadt, hat sich um die Erhaltung und Beschreibung der Denkmäler des Landes, namentlich solcher der Kunst, große Verdienste erworben. Mit sinnigem, eindringendem Verständnis empfindet er die Absichten der Künstler nach, und dieser inneren liebevollen Teilnahme entspricht eine seltene Kunstfertigkeit im Zeichnen, so daß man seiner fleißigen Hand eine Fülle von Abbildungen verdankt, namentlich aus dem — durch Brand zerstörten — Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg.

Einer der berühmtesten lothringischen Geschichtschreiber ist Augustin Calmet, geb. den 26. Februar 1672 in der Diözese von Toul, † 1757. Er gehörte dem Benediktinerorden an, zu dessen gelehrtesten Mitgliedern er zählte. Nachdem er einige andere Stellen bekleidet hatte, ward er Abt von Senones (in den Vogesen). Er hat etwa 100 Werke in kleinerem und größerem Umfang geschrieben. Seine „Geschichte Lothringens" wurde, nachdem erst wenige Exemplare davon ausgegeben worden waren, beschlagnahmt, und weil sie dem Herzog von Lothringen und dessen Ratgebern an einigen Stellen nicht gefiel, von drei damit beauftragten Gelehrten vielfach verändert, ja ganzer Abschnitte beraubt. Trotzdem ist sie noch jetzt eines der wichtigsten Werke über diesen Gegenstand. Calmet war bis in sein hohes Alter unermüdlich in der Arbeit. Auch erwies er sich allen gefällig, welche ihn brieflich oder persönlich um Auskunft oder andere Dienste angingen. Er hatte eine so große Herrschaft über sich, daß ihm im Umgang mit Menschen selten ein heftiges Wort entschlüpfte. Für ihn war das Wahlwort seines Ordens „Pax", das heißt: Friede, zum Herzensbedürfnis geworden. Trotz bedeutender Einnahmen lebte er einfach. „Sag uns" — heißt es in einem französischen Gedichte zu seinen Ehren — „welche Gabe in Dir vorherrscht, die der Ehre oder der Lehre, die des Wissens oder der Tugend". Auf sein Grab ließ er die Worte setzen: Legi, scripsi, oravi, utinam bene! das heißt: Ich habe gelesen, geschrieben, gebetet; o möchte es doch auf gute Weise geschehen sein!

Einer der angesehensten **Rechtsgelehrten** war Christoph Wilhelm Koch (geb. den 9. Mai 1737 in Buchsweiler, † den 25. Oktober 1813). Er genoß den Unterricht des Geschichtschreibers Schöpflin, der ihn so hoch schätzte, daß er mit der Schenkung seiner Bibliothek die Bedingung verknüpfte, Koch solle Bibliothekar derselben werden. Nachher wurde er Professor an der Universität und mit Ehren und

Würden reich bedacht. Durch Vorlesungen, durch Abfassung gelehrter Werke und Beteiligung an dem öffentlichen Leben hat er in großem Segen für seine Vaterstadt und das Land gewirkt.

Unter den **Naturforschern und Aerzten** sind unter andern zu nennen:

Otto Brunfels (geb. in Mainz, † den 23. Nov. 1534 in Bern), welcher ein sehr bewegtes Leben führte (er war anfangs Karthäusermönch, schloß sich dann der Reformation an, wurde Pfarrer, später Lehrer in Straßburg, zuletzt Arzt in Bern), veröffentlichte in Straßburg eine mit Abbildungen versehene Pflanzenbeschreibung, in welcher er in die damals herrschende Verwirrung der Pflanzennamen Licht zu bringen sich bemühte. Er ist durch dies gelehrte Werk einer der Väter der Pflanzenkunde in Deutschland geworden.

Johannes Hermann (er lebte 1738—1800), ein Arzt und Professor. Seine Vorlesungen an der Straßburger hohen Schule hielt er abwechselnd in deutscher, lateinischer und französischer Sprache; auch fand er neben denselben noch Zeit, sich mit der Erforschung deutscher Mundarten abzugeben und ein gelehrtes Werk darüber zu schreiben. Seine Hauptkraft aber widmete er der Naturgeschichte und gelangte auf diesem Wissensfelde zu großer Berühmtheit. In seinen Untersuchungen wurde er aufs wesentlichste gefördert durch die Sammlungen naturwissenschaftlicher Gegenstände, welche er anlegte und eifrig erweiterte. Der Vergrößerung des botanischen Gartens gab er sich hin, wie wenn er anderes nicht zu thun hätte. In der Zeit der französischen Revolution drohte demselben große Gefahr. Man hielt es für unnötigen Luxus, in einem öffentlichen Garten Palmen und Lorbeer und andere vornehme Gewächse zu pflegen und wollte ihn zu nützlicherem verwenden. Hermann hatte viele Mühe, ihn zu erhalten. Auch gründete er ein „Naturalienkabinet", dessen Reichhaltigkeit aus der Angabe hervorgeht, daß es bei seinem Tode 200 Säugetiere, 900 Vögel, ungefähr je 200 Fische und Reptilien, zahlreiche andere Tiere, Pflanzen, Samen, Früchte, Hölzer, Steine und Versteinerungen enthielt.

Die Stadt kaufte diese Sammlung um 44,000 Franken und setzte für deren Erhaltung und Vermehrung jährlich 1800 Fr. aus. Letztere Summe wurde später erhöht und beläuft sich zur Zeit auf 8300 Mk., womit allerdings nicht viel erreicht werden kann. Große Förderung wurde dem Kabinet durch die „Société des sciences naturelles" zu Teil, deren Mitglieder je 10 Fr. jährlich beisteuerten; diese Gesellschaft stellte jedoch im Jahre 1870 ihre Thätigkeit ein, ohne daß sie sich förmlich aufgelöst hätte. — Große Verdienste um das Naturalienkabinet erwarb sich Schimper. Nach dessen Tod wurde es geteilt und zwar in die paläontologische Abteilung, welche mit der der Universität näher vereinigt wurde, und die zoologisch-osteologische (die Hauptsammlung), welch letztere selbstständig weiter besteht. Sie zählt ungefähr 1200 Exemplare Säugetiere (darunter einen indischen Elefanten und ein riesiges Walroß; ferner sind besonders hervorzuheben Steinböcke und Schafe, Antilopen und Hirsche, sowie Halbaffen aus Madagaskar), 9000 Vögel (namentliche Erwähnung verdienen Raubvögel, Paradiesvögel, Kolibris, der jetzt ausgestorbene Riesenalk — alca impennis — aus Island), Reptilien und Amphibien (darunter ein riesiges Krokodil; eine Sammlung von Seetieren in Spiritus aus Neapel), Krebse (darunter ein Paar Riesenkrabben aus Japan — bei dem männlichen beträgt die Spannweite der Arme 4 Meter —, von dem jetzigen Konservator Dr. Döderlein aus Japan

mitgebracht), 6000 Schmetterlinge, 30,000 Käfer u. s. w. Die Sammlung ist, wenn sie auch z. B. die Stuttgarter und Berliner nicht erreicht, eine der bedeutendsten, welche bestehen, und zeichnet sich namentlich durch gute Ausstopfung und Erhaltung der Tiere vor vielen andern aus. Gelegenheit, sie zu benützen, ist reichlich gegeben.

Johann Friedrich Lobstein,
Professor der Heilkunde und Gründer des anatomisch-pathologischen Museums in Straßburg,
geboren den 8. Mai 1777 in Gießen,
† den 7. März 1835 in Straßburg.

Außer seiner wissenschaftlichen Thätigkeit als Schriftsteller und Lehrer widmete sich Lobstein mit großer Gewissenhaftigkeit der ausübenden Heilkunde am Krankenbette. Besonders sorgsam pflegte er die Kinder. In schweren Krankheitsfällen wachte er oft mehrere Nächte hintereinander, als ob die Kleinen ihm gehörten, an deren Bettchen. Obwohl er eigene Pferde besaß, machte er nächtliche Krankenbesuche, selbst im Winter, lieber zu Fuße, damit „der Kutscher und die armen Tiere ihre Ruhe nicht einbüßten". Als einen Lebensgrundsatz sprach er die Worte aus: „Ich wußte von keiner anderen Neigung, als derjenigen, mich zu unterrichten, und hatte keinen anderen Ehrgeiz, als den, mich in der wissenschaftlichen Laufbahn bemerkbar zu machen und in den Fußtapfen meiner Ahnen zu wandeln."

Friedrich Kirschleger (geb. den 7. Januar 1804 in Münster, † den 15. November 1869) zeigte schon frühe große Liebe zur Natur, namentlich zur Pflanzenwelt. Einen Band von Schiller's oder Goethe's Werken in der Tasche, seine Pflanzenbüchse auf dem Rücken, in den Bergen umherzustreifen und bald zu lesen, bald Pflanzen zu sammeln, war seine Freude. Er erlernte den Apothekerberuf, widmete sich dann noch dem Studium der Heilkunde und übte letztere seit 1829 in seiner Vaterstadt aus. Es zog ihn jedoch zu sehr hin zu seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik, so daß er 1834 seine ärztliche Thätigkeit aufgab und nach Straßburg übersiedelte. Hier wurde er schon im folgendem Jahre Professor der medizinischen Botanik an der Pharmazieschule. Von nun an veröffentlichte er viele Schriften, namentlich eine „Flora des Elsasses", welche grundlegend wurde für jede weitere Forschung auf diesem Gebiete. Kirschschlegers Wissen erstreckte sich jedoch nicht bloß auf sein besonderes Lehrfach, sondern er wußte auch in allem Bescheid, was sein Heimatland betraf; in einer Reihe volkstümlich geschriebener, gern gelesener Aufsätze teilte er Proben aus diesem Schatze mit, und die Liebe zu dem deutschen Schrifttum, namentlich zu Goethe, Schiller und Hebel, hat ihn auch ins Mannes- und Greisenalter begleitet.

Wilhelm Philipp Schimper,
geb. zu Dossenheim im Unter-Elsaß den 8. Januar 1808, † den 20. März 1880.

Schimper hatte Gottesgelehrtheit studiert, sogar schon öfter gepredigt, aber seine Neigung zog ihn zu den Naturwissenschaften. Durch weitausgedehnte Reisen und eifriges Erforschen der Natur erwarb er so große Kenntnisse und machte so wichtige Entdeckungen, daß er einen Weltruf erlangte. Es war ihm aber auch keine Anstrengung zu groß, um ein ihm bisher neu oder wenig bekanntes Tier, eine Pflanze oder eine Steinart ausfindig zu machen und zu untersuchen.

Als er einmal in einer öden Gegend Spaniens dahinfuhr, sah er von seiner Kutsche aus ein langgesuchtes Moos an den hohen Felsen des Wegrandes. Der Kutscher wollte nicht halten und drohte, wenn Schimper aussteige, so werde er ohne ihn doppelt so schnell davonfahren. Aber Schimper wollte das Moos durchaus haben und stieg aus. Der Kutscher that, was er gesagt hatte. Als nun Schimper im Besitze seines Mooses war, mußte er in der menschenleeren Gegend zu Fuß weiter. Aber siehe da! Kaum ist er eine Weile gegangen, so findet er zu einem Rade die Mutter, welche dem Kutscher wegen seines schnellen Fahrens herausgefallen war. Bald darauf trifft er auch den Kutscher samt dem umgefallenen Wagen. Derselbe wurde nun wieder hergerichtet, und Schimper konnte weiterfahren.

Er war ein liebenswürdiger, diensteifriger, wohlwollender Mann, eine Zierde seiner Vaterstadt und deren Universität, an welch letzterer er — nach deren Neubegründung durch das Deutsche Reich — während seiner späteren Lebensjahre gewirkt hat.

Johann Baptist Schwilgué,
geb. den 18. Dezember 1776 in Straßburg, † den 5. Dezember 1856.

Als ein tüchtiger Kenner der physikalischen und astronomischen Gesetze sowie der Mechanik bewährte sich Schwilgué.

Derselbe hatte schon als Knabe große Geschicklichkeit im Anfertigen von Instrumenten und faßte früh den Vorsatz, die astronomische Uhr im Straßburger Münster wieder in Gang zu bringen und den Hahn krähen zu lassen. Nach vielen Versuchen und Bemühungen gelang ihm dies in vorzüglicher Weise.

Buchdrucker. Unmöglich hätte die Wissenschaft und das gesamte geistige Leben Elsaß-Lothringens einen so großen Aufschwung nehmen können, wenn nicht die Verbreitung des Wissens durch die Buchdruckerkunst so sehr erleichtert worden wäre.

Der Ruhm, welchen Gutenberg durch die Erfindung derselben den Städten Straßburg und Mainz verschafft hatte, ist ersterer auch nachher erhalten geblieben. Eine große Reihe vorzüglicher Buchdrucker versah von hier aus die gesamte lesenskundige Welt mit geistiger Nahrung, und andere verwerteten die hier erworbenen Kenntnisse in fremden Städten, indem sie ihre Kunst in denselben einbürgerten.

Wer der Erfinder der Buchdruckerkunst war und von wo dieselbe ausging, ist eine vielfach umstrittene Frage. Außer Joh. Gutenberg wurden Johann Fust und dessen Schwiegersohn Peter Schöffer als Erfinder genannt. Langwierige Untersuchungen haben jedoch bestätigt, daß dem ersteren dieser Ruhm gebühre. Gutenberg lebte, wie bereits früher bemerkt, lange Zeit im Kloster St. Arbogast bei Straßburg. Hier machte er allerlei Versuche im Drucken und kam dabei in Geldverlegenheiten und sogar in einen sehr unangenehmen Prozeß. Später hielt er sich in Mainz auf, wo er seine Erfindung zur Reife brachte. Er starb im Februar 1468.

Unter den Straßburger Buchdruckern erwähnen wir folgende:

Johann Mentel (geb. in Schlettstadt, 1447 kaufte er sich das Bürgerrecht in Straßburg, † 1478). Wimpheling sagte von ihm: „Durch den fehlerfreien und hübschen Druck vieler Bände ist er bald sehr reich geworden." Dies zeigte sich z. B. darin, daß er auf eigene Kosten Pferde für den öffentlichen Dienst der Stadt unterhalten konnte. Der erste uns bekannte Druck, in welchem sein Name genannt ist, stammt aus dem Jahre 1465 oder 1466. Es ist eine Abhandlung des Kirchenvaters Augustin über die Predigtkunst.

Heinrich Eggestein aus Rosheim erhielt 1442 das Bürgerrecht in Straßburg und druckte anfangs mit Mentelin, später für sich allein.

Johann Grüninger, der sich 1482 das Bürgerrecht in Straßburg kaufte. Er stattete die bei ihm erschienenen Werke mit zahlreichen Verzierungen und Holzschnitten aus. Auch nachdem die Reformation in Straßburg Eingang gefunden hatte, fuhr er fort, Schriften gegen diese zu drucken, z. B. eine des Dichters Murner, wobei er sich mit folgenden Worten entschuldigte: „Ich hab dies Buch gedruckt in guter Hoffnung, niemand werde mir dies verargen, wiewohl mich etliche angeredet, ich soll es einen andern drucken lassen. Mag doch ein jeder Frommer wohl bedenken, daß ich mit meiner Handtierung dieses und anderer Drucke meine Nahrung suchen muß".

Unter den Buchdruckern neuerer Zeit ragen hervor: Die Familien Heitz und Berger-Levrault, sowie Gustav Silbermann († 1876), letzterer namentlich durch seine prächtigen Farbendrucke.

Auch in Hagenau (seit 1489) und Schlettstadt (seit 1519) blühte die Kunst.

Sitten und Gebräuche.

In den Sitten und Gebräuchen spiegelt sich ganz besonders klar die Seele eines Volkes ab. Man kann da sehen, wie es fühlt und wie es denkt. In ihnen ist es gleichsam bei sich zu Hause und gibt sich nach seiner Eigenart. Es ist nun freilich nicht möglich, daß ein Volk ganz abgesondert für sich allein lebe. Die Einflüsse von außen wirken oft so überwältigend durch Zwang, durch Gewöhnung, selbst auch durch Einschmeichlung auf dasselbe ein, daß die einheimischen Sitten und Gebräuche verdrängt oder bis zum Nichtwiedererkennen umgestaltet werden. Es ist darum ein Zeichen besonderer Treue im Festhalten an dem von den Vätern ererbten, wie auch großer Zähigkeit, wenn wir in dem von so vielen Stürmen heimgesuchten Elsaß-Lothringen noch so zahlreiche, ihm eigentümliche, mit den deutschen verwandte Sitten und Gebräuche finden. Wir können hier nur einzelne wenige kurz erwähnen.

Die schöne Sitte, einander auf der Straße zu grüßen und sich beim Begegnen allerlei gutes zu wünschen, ist auf dem Lande allgemein; es gilt als Ausnahme, wenn die Leute kalt und stumm an einander vorübergehen. Und wem sollte es nicht wohlthun, wenn Worte wie die folgenden an ihn gerichtet werden?

Guete Tag! Sin'r o scho verwacht? Han'r guet g'schlofe?
Was machet 'r guets? Was git's neis? Machet 'r Firobe?
Lebet wohl! B'hüet i Gott! Kumme guet heim!
Schlofe wohl! Träume nit beses!

Es sind dies ja freilich nur Worte, aber doch spricht sich in ihnen die Teilnahme an dem Wohlergehen des Nächsten aus, und die treuherzige Art, in welcher dies geschieht, hilft mit dazu bei, die Härten des Lebens zu mildern.

Die an die kirchlichen und bürgerlichen Feste sich anschließenden Sitten und Gebräuche sind sehr mannigfaltige

und geben dem Volke reichliche Gelegenheit, des Dichters Wort wahr zu machen:

Tages Arbeit, Saure Wochen,
Abends Gäste; Frohe Feste.

Das lieblichste Kinderfest ist das Weihnachtsfest.

Was uff der Welt gitt's scheener
Als so e Dannebaum,
Wenn früej am Christda Morje
's Kind uffwacht us si'm Draum?
's sicht Zuckerdings, Goldnusse
Un Marzepan, wo's kracht;
Es sicht im Glanz de Leuchter,
E Wihnachtsliechtelpracht!

Der Dannebaum duet glitzre,
Un Spieldings gitt's genue;
Ja d'Gyckele, die zwitzre,
Bi'm Maidele, bi'm Bue!
Un jung un alt isch frindli,
's Christkindel isch so guet!
Hanstrapp, de bisch vergesse
Mit dynre beese Ruet.

(Karl Bernhard).

Da kommt das Christkindel (in Frauengestalt mit weißem Gewande und mit einer Krone, auf welcher Wachskerzchen brennen), welches in der einen Hand eine Glocke, in der andern einen Korb mit Zuckerwerk hält. Freilich erscheint hinter ihm der fürchterliche Hans Trapp, der mit seinem schwarzen Gesichte und seiner Rute die Kinder so sehr erschreckt. Die Furcht der Kleinen erreicht ihren Höhepunkt, wenn er sie fragt, wer artig gewesen sei und wenn er dann auf die unartigen losgeht. Doch da tritt das Christkindel ins Mittel und bittet für die geängstigten, ja es führt dieselben, nachdem sie versprochen haben, sich zu bessern, zum brennenden Christbaum, an welchem so viele schöne Sachen liegen.

Klingklingkling! 's Christkindel kummt, Bi de=n=Eltre fröuts 'erum:
Jetz, iehr Kinder, springe, springe
In de Saal mit frohem Singe,
Wie 's am Wihnachtowe frummt.

Isch diß Büewel brav gewese?
Kann diß Maidel bette, lese?
Sinn die Kinder guet un frumm?

Sieh, wie scheen der Tannebaum!
Drüwwer mit em Palmestengel
Schwebt e silwerwyßer Engel —
Scheener sieht mer's nit imTraum.

O wie lächelt's, wenns heißt: Jo!
Langt, de brave Freud ze mache,
Us em Korb viel scheeni Sache —
Un wie juwle d'Kinder froh!

Un wie hängt der Baum so voll —
Aepfel, Nusse, Zuckerherzle!
Un wie golde strahle d'Kerzle,
Daß mers au reecht bschaue soll!

Heißt 's: „Diß isch e beeser Bue",
Horch, se kummt mit schwere Tritte
Der Hans Trapp in d'Kammer gschritte
Mit der Ruet uff d'beese zue.

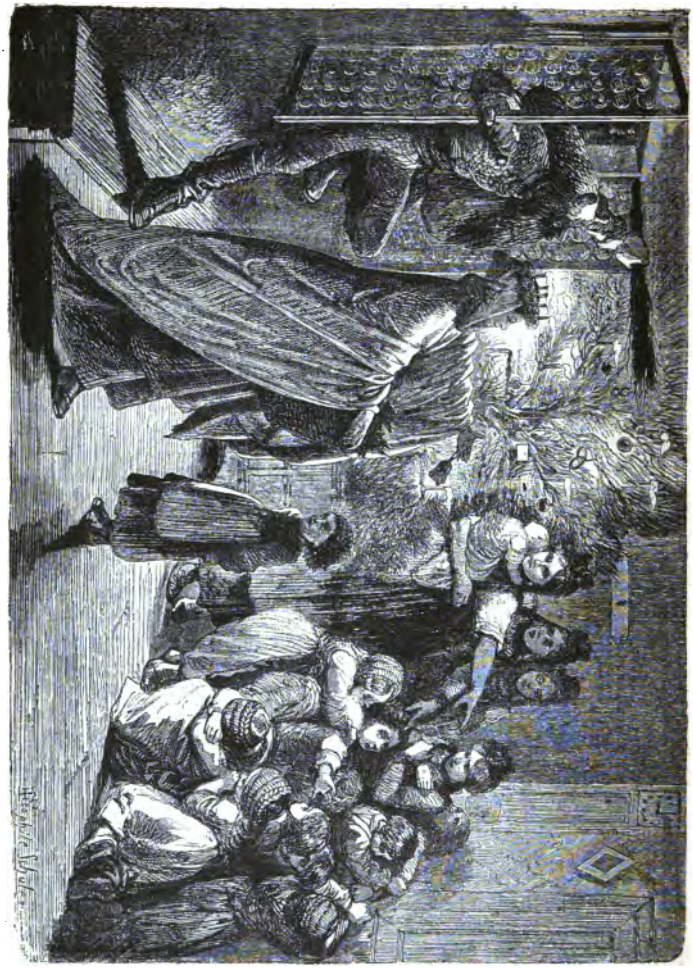
Klinklingkling! zuem zweitemol —
's Christkind isch ans Thor getrette:
Jetz, iehr Kinder, bette, bette,
Daß euch der Hans Trapp nit hol!

Vor dem schwarze Pelzrockmann
Zittre sie, 's lauft au manch gueter
In de Schoß von siner Mueder,
Wo er sich verstecke kann.

Klinklingkling! jetz kummt 's eryn,
Scheener als e=n=Engel, waier,
Mit em lange wyße Schleier,
Un 're Kron voll Demantschin.

Doch 's Christkindel kehrt sich um,
De Hans Trapp zeruck ze triwe;
Jedem, wo nit bees will bliwe,
Bringt's jo 's Evangelium.

O ſo freu ſich arm un rich,
Daß der Heiland iſch gebore!
Loß nur de Hans Trapp rumore,
's Chriſtkind iſch din Himmelrich.
(Adolf Stöber).



Chriſtkindel und Hans Trapp. Von Theophil Schuler. Nach einem Holzſchnitt im „Journal illustré.“

Ausgelassene Freude pflegt an Hochzeitsfesten, Kirchweihen, ja sogar bei Begräbnissen zu herrschen.

Das ist schon lange so. Der Rat von Schlettstadt erließ z. B. 1554 eine Hochzeitsordnung, wornach dies Fest „über zween Tag nicht erstreckt werden sollte," damit „Unordnung, Ueberfluß oder was daraus erfolgen thut, so viel möglich verhütet bleiben." Auch sollten sich die „Gäst und männiglich in- und außerhalb der Hochzeit des Uebereffens, unordentlich Trinkens mit gemessenen ganzen oder halben Gläsern, Kannen oder Flaschen, desgleichen Singens, Schreiens und anderer ungebührlichen, verbotenen, unzüchtigen Gebärden, Wesens und Wandels enthalten."

Manche Bauern legen ein Fäßchen ihres besten Weins für die Feier ihres Begräbnisses zurück. Das ist mein „Lichte- (Leichenbegängnis-) Wein" pflegen sie zu sagen.

Eine Hauptrolle bei den Festlichkeiten fällt den Spielleuten zu. Unsummen sauer verdienten Geldes werden an solchen Festen „verjubelt", und gar oft ist Streit und Blutvergießen die Folge der die Schranken überschreitenden Lust und Ausgelassenheit.

„Kleider mache Lüt"; das haben sich auch die Elsässerinnen und Lothringerinnen gemerkt, und noch sieht man an Sonn- und Festtagen auf dem Lande allerlei malerische volkstümliche Trachten, während in den Städten die meisten Leute unter dem Banne der jeweiligen Mode stehen.

Daß das Festhalten an der Bekleidungsweise der Eltern bei den Elsässern und Lothringern gleichbedeutend war mit der Bewahrung deutscher Art und Sitte, haben die Regierenden wohl eingesehen; es kann uns darum nicht wunder nehmen, daß wiederholt Befehle ergingen, welche ein Aufgeben der Landestrachten vorschrieben, so z. B. 1685, so zur Zeit der ersten französischen Revolution. So tief eingewurzelte Gewohnheiten lassen sich aber nicht leicht ausrotten, und wenn der freundliche Leser die unten aufgeführten Trachtenbilder beschaut, wird er sich freuen, daß sich die Bewohner dies Erbstück aus der guten alten Zeit nicht rauben ließen. Sie haben's so nicht nötig, jedes Vierteljahr sich zu erkundigen, was jetzt Mode ist und darnach ihre alten Kleider umzugestalten oder sich durch Neuanschaffungen in Unkosten zu stürzen. Wie viele Städterinnen wären froh, wenn sie dieser Kleidertyrannei keine Opfer an Zeit und Geld bringen müßten!

Besonders reich an auszeichnenden Trachten ist das Unter-Elsaß, das „Hanauer Land" und der Kochersberg, auch das an die Schweiz grenzende Gebiet, während sich im mittleren Elsaß und in Lothringen nicht viel eigentümliches erhalten hat.

Die einheimischen Behörden freilich sahen sich oft auch veranlaßt „Kleiderordnungen" zu erlassen. Als die Stände noch mehr

Elsässische Bauernhochzeit. Von Theophil Schuler. Nach einem Holzschnitt.

geschieden waren wie heute, wurde dies selbst im Gewande ausgedrückt, und Abweichungen von dem einmal festgesetzten waren nicht gestattet. Aber der Hang zur Eitelkeit und die Nachahmungssucht reizten gar manche zur Mißachtung des Verbotes.

Sebastian Brant sagt z. B. von den Töchtern:

„Sie wickeln viel Hudeln in die Zöpf,
Machen groß Hörner auf die Köpf',
Als ob sie wären wilde Stier,
Gehen daher wie reißend Tier."

Selbst zur Zeit des schrecklichen 30jährigen Kriegs gab's Leute, welche sich durch den Ernst des Lebens nicht von üppiger Kleidertracht zurückhalten ließen.

So klagt Moscherosch:
Seit man die langen Schuh erdacht,
Zotten, Lappen an Kleider macht
Und in den Hosen mancherlei
Mehr Nestel trägt als zween, oft drei,
Und jeder will in Sammet gehn:
So kann's nicht wohl auf Erden stehn.

Wan ich werd also betrachtet,
Schein ich trefflich schön zu sein:
Kommts Gesicht in Augenschein,
So werd ich vielleicht verachtet.

Eine Jungfrau, so spazieren gehet.

Eine adelige elsässische Jungfrau.

Eine Straßburger Frau.
Von Joſt Amman (geb. 1539 † 1591).

Eine Straßburger Frau.

Zu Straßburg in der werten Stadt
Man gar ein ehrbar Kleidung hat,
Ein junges Weib gehet daher,
Schier als wann ſie ein Engel wär.
Gar züchtig ſind all ihr Gebärd,
Die Augen ſchlägt ſie auf die Erd,
Ihr ganzer Wandel ſtill durchaus
Und bleibet gern in ihrem Haus.

Eine Edelfrau in Lotharingen.

Alſo gehet ein Edelfrau,
Geſchmücket wie ein ſchöner Pfau
In Lotharingen, außerm Haus,
Von Füſſen an bis oben aus.

Wann du die Tracht gern wiſſen willt,
Magſt du beſehen dieſes Bild,
Ihr Tugend, Zucht und Ehrbarkeit
Iſt lengeſt bekannt weit und breit.

Eine Edelfrau in Lotharingen.
Von Joſt Amman.

Mein bekränktes Hertz, ach leider
Zeigen an die Trauer-Kleider.

Wyhl mers Pionny d'Eh verſproche,
Wurr ih notte Hockſyt mioche.

So muoßs Kelt mit ſyner Kron
Zue ſyns Brittgoms Hockſyt gohn.

PROCLAMATION

DES

Représentans du Peuple.

Les Citoyennes de Strasbourg sont invitées de quitter les modes allemandes puisque leurs coeurs sont français.

A Strasbourg le 25e Brumaire l'an second de la République une et indivisible.

Les Représentans du Peuple
près l'armée du Rhin.

Signés ST. JUST et LEBAS.

Proklamation

der

Volks-Repräſentanten.

Die Bürgerinnen Straßburgs ſind eingeladen die teutſche Tracht abzulegen, da ihre Herzen fränkiſch geſinnt ſind.

Straßburg den 25ten Nebelmonat im zweiten Jahr der einen und unzertrennlichen Franken-Republik.

Die Volks-Repräſentanten
bei der Rheinarmee.

Unterſchrieben St. Juſt u. Lebas.

Das Verbot der deutſchen Tracht in Straßburg.

Vom 15. November 1793.

Auf photographiſchem Wege verkleinerte Wiedergabe.

(Der Brumaire fiel in den Oktober und November; das Jahr I. der Republik begann am 22. September 1792. Die republikaniſche Zeitrechnung dauerte bis zum 10. Nivôſe des Jahres XIV., d. h. bis zum 31. Dezember 1805).

Trachten aus Elſaß-Lothringen.

Weitbruch (Hagenau).

Weitbruch.

Umgegend von Diedenhofen.

Trachten aus Elſaß-Lothringen.

Rott (Weißenburg).

Rott.

Hunspach.

Schleithal (Weißenburg).

Schleithal.

Neeweiler.

Auch sehr häßlichen Gebräuchen und Anschauungen begegnen wir, z. B. vielen auf dem Aberglauben beruhenden Unsitten und dem Hexenwahne, — Verirrungen des Menschengeistes, deren Ursprung zum Teil bis ins heidnische Altertum zurückreicht.

Die schrecklichen Hexenprozesse waren im 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts am häufigsten und kosteten vielen ehrbaren Frauen das Leben. Man gab den „Hexen" schuld, sie ständen mit bösen Geistern und namentlich mit dem obersten derselben, dem Teufel, im Bunde und fügten mit deren Hilfe ihren Nebenmenschen Schaden zu. Oft waren gemeine Gewinnsucht, Haß und andere schnöde Laster die wahre Ursache solcher Anschuldigungen; man suchte nur nach einem Vorwande, um unter einem gewissen Scheine des Rechtes über die armen Opfer herzufallen. Man folterte dieselben, damit sie gestehen sollten; aus Schmerz haben manche gesagt, was man nur von ihnen verlangte. Selbst ehrbare und gelehrte Männer wie der Prediger Geiler und der Dichter Murner waren in dem heillosen Hexenwahne befangen, und noch heute spukt dieses unheimliche Gespenst in den Köpfen mancher Leute. Dieselben thäten gut daran, sich das Wort des Dichters Peter Hebel zu merken:

„S' sind zwei einzigi Geister de Mensche gfährli und furchtbar:
Irrgeist heißt der eint', und Ploggeist heißt der ander."

„Worte belehren; Beispiele reißen mit sich" — dieser Ausspruch bewährt sich auch an edlen Menschen, welche uns als Vorbilder dienen. Wir sehen in ihnen unser bestes Wissen und Wollen gleichsam verkörpert. Vaterlandsliebend und besonnen wie Jakob Sturm, mild wie Spach, freigebig wie Ehrmann, einander hilfsbereit wie die Israeliten, aufopfernd wie Mühe, wie die barmherzigen Schwestern und die Diakonissen, liebeglühend wie Oberlin: solche Eigenschaften des Geistes und des Herzens schlagen in unserm Innern die edelsten Saiten an und erwecken in uns den Wunsch: Diesen Männern und Frauen nach!

Aber auch die Kehrseite des Bildes kann belehrend und eindrucksvoll für uns werden. Wie, wenn man uns einen Mann zeichnet, an dem man deutlich sieht, „wie man es nicht soll machen"? Auch solche Gestalten hat die Volksdichtung, so auch die im Elsaß, geschaffen, und jung und alt spiegelt sich in ihnen. Eine der bekanntesten dieser Art ist der „Hans im Schnokeloch."

Der Hans im Schnokeloch. Nach einer Zeichnung von E. Schweizer.

Der Hans im Schnokeloch[1]) het alles, was er will!
Un was er het, diß will er nit,
Un was er will, diß het er nit.
Der Hans im Schnokeloch het alles, was er will!

Er isch e richer Buur, un's g'fallt em nimm sin
Abriſſe loßt er sin Gebäu [Huus;
Un ſtellt ſich funkelnaauelneu ['nus.
E Huus mit Schyr un Stall an's Gallebräechel[2])

Un in der erſte Uaacht, uff einmol rueft's: Fyrio!
Sin Huus verbrennt un d'Stallung mit —
Un was er will, diß het er nit.
Jez lejt sin neuer Böu — e Kohlehuffe — do.

Er het e ſuufri Frau, getreu in Glück un Not,
Rechtſchaffe, ſo wie's wenni gitt:
Doch was er het, diß will er nit —
Er loßt ſie ſitze d'heim, bis ſie ſich grämt ze tot.

Jez bli't em noch sin Guet. Was macht er? Schla
Verkauft er alles, Matt un Feld, [uff Schla
Un macht sin ganzi Hab ze Geld,
Un ſetzt ſich uff e Schiff for nooch Amerika.

Was g'ſchicht? E Sturm bricht los, un in der letſte
Kuum ſchwimmt er ſelbſt an's Ufer noch; [Not
Kummt bettelarm in's Schnokeloch [Brot.
Un ſchafft als Buureknecht betrübt um's däjli

Un ze Sank-Galle drus, dort het er jetzt sin Grab:
Un was er het, diß mueß er han,
Un was er will, er kann's nit han —
Drum leb' zefridde doch mit Gott und diner Hab.

(Ad. Stöber).

---

[1]) So heißt im Volksmund ein Ort beim St. Gallenkirchhof in der Nähe Straßburgs.

[2]) Ein Platz beim St. Gallenkirchhof in Straßburg.

Hans im Schnokeloch. Von Theophil Schuler.
Der Künstler stellt ihn als den Reichen dar, dem alle zu Gefallen leben wollen und der doch unzufrieden bleibt.

Die Auswanderer. Von Theophil Schuler.

Die Auswanderung aus Elsaß-Lothringen ist alljährlich eine bedeutende. Bald laden Familienangehörige, welche jenseits des

Meeres ein neues Heim gefunden haben, ihre Verwandten ein, zu ihnen zu kommen, bald treibt die Sorge um die Nahrung, bald der verlorene gute Name, bald der dem deutschen Stamme eigentümliche Wandertrieb, bald irgend ein anderer Drang weg vom heimischen Herde. Mehr oder weniger werden es die Fortziehenden alle inne werden, daß es einem da am wohlsten ist und bleibt, wo die Wiege stand und wo die Eltern das Kind umgaben mit ihrer Sorge und Liebe. Wie oft mag drum in ihrer Seele nachklingen des Dichters Wort:

„Die Welt ist groß: zieh hin und her,
Du findest doch kein Elsaß mehr."

Vielleicht aber wird ihnen die Fremde zur zweiten, wir wollen es ihnen wünschen, zur glücklicheren Heimat; denn:

Gottes ist der Orient, Nord- und südliches Gelände
Gottes ist der Occident! Ruht im Frieden seiner Hände. (Goethe).

Für sie freilich, wie für die andern, welche daheim bleiben, ist die ganze Welt im letzten Grunde doch nur eine Durchgangsstätte zu einem andern Lande, und

dahin, dahin
Laß uns, o Vater, ziehn!

Wir haben Fürsten und Bauern, Deutsche und Franzosen, Gelehrte und Ungelehrte, Männer treu wie Gold und Verräter, Katholiken, Protestanten und Israeliten, Fromme und Unfromme vor unsern Augen vorüberziehen lassen, immer bestrebt, niemanden Unrecht zu thun, keinen über Gebühr zu erheben, jedem das seine zu geben und die Thatsachen reden zu lassen. Wenn wir nun alles zusammenzählen und die Geschichte zu unserer Lehrmeisterin erwählen — was ist dann das Ergebnis?

Irrende und sündige Menschen überall, Fehler die Menge! Und doch: Wie herrliche Züge sind uns im Leben derer begegnet, die in irgend einer Weise bestimmend auf den Entwicklungsgang unseres schönen Elsaß-Lothringen's einwirkten! Welch ein Reichtum des Gemütes, der Gesinnungstüchtigkeit, der Vaterlandsliebe begegnete uns bei ganzen Gemeinwesen, bei einzelnen Männern und Frauen! Darauf blicken wir mit innerer Erhebung hin, und von solchen Leuten gelten die Worte Goethe's:

Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht. Nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

An solchen laß auch Du Dich erquicken! Du und ich, wir können am Gange der großen Weltereignisse nicht das geringste ändern. Aber Eines können wir und dadurch werden wir, so unbedeutend wir sonst sind, doch wieder wichtig für die Geschichte unseres Vaterlandes: An dem Punkt, an den uns ein höherer, als wir sind, gestellt hat, können wir unseres Vaterlandes Ehre fördern durch Fleiß bei der Arbeit, durch gute Sitten im Leben, und wenn wir das thun,

dann werden wir blühende Bäume des Segens, die ihre Früchte in jetzige und kommende Geschlechter streuen. Nicht auf dessen Bilde ruht unser Auge mit Wohlgefallen, der andere beherrscht hat, sondern der sich selbst beherrschte und seiner Gemeinde und seines Volkes schönster Schmuck war. Hast Du, mein lieber Freund, das aus dem Lesen dieser schlichten Darstellung gelernt, so ist dieselbe nicht umsonst geschrieben, und ich mache ihr dann mit wahrer Herzensfreude, indem ich Dir noch zurufe: Grüß Dich Gott! ein

Ende.

Register.

Aberglaube 328.
Adalbert, Herzog 57.
Adamgetobriga, Schlacht bei 104.
Adelheid, die h. 223.
Alamannen 108.
Albe 15.
Albesdorf 97.
Altkirch 80.
Amandus, der h. 220.
Amman, Jost 324.
Ammeister 39.
Andlau 14.
Andlau, Adelheidis von 67.
Andolsheim 80.
Anton von Lothringen 147. 210.
Apffel 294.
Arbogast, der h. 221.
Ardennen 7.
Arioviſt 104 ff.
Armagnaken 131.
Armin 107.
Arnold, Daniel 86. 283.
Arnulf, der h. 249.
Arnulf von Kärnten 116.
Aron 255.
Ars an der Mosel 97.
Artikel der Bauern 144 ff.
Aßmus 260.
Attala 57.
Attich. Siehe Eticho.
Attila 109. 264 ff.
Augsburger Religionsfriede 143.
Auswanderung 331 f.
Back, Otto 41.
Balde 156. 279 f.
Baldung, Hans 138. 297.
Bären 18.
Bärenthal 101.
Barmherzige Schwestern 239.
Barr 73.
Bastberg 11.
Bauernhochzeit, Elsässische 322.
Bauernhof 21.
Bauernkrieg 144 ff.
Baumann 25.
Beatus Rhenanus 307 f.
Beer, Cerf 253.
Begräbnisse 321.
Belchen 9.
Benfeld 66.
Bereswinde 111. 223.
Berger-Levrault 317.
Bergleute 10.
Bergmann, Gustav 47.
Bernhard II. 250 f.
Bernhard von Clairvaux 227. 253.
Bernhard, Herzog zu Sachsen-Weimar 151. 154 f.
Bernhard, Karl 5. 33. 288. 319.
Bezirkstage 36.
Bibliothek, Kaiserliche Univ.- u. Landes- 35.
Bieber 16.
Bienenzucht 23.
Bier 22.
Bischöflicher Krieg 121 f. 150 f.
Bischweiler 67. 291.
Bismarck-Bohlen, Graf v. 195.
Bisten 15.
Bitsch 100.
Blies 16.
Blind 14.
Blindenanstalt 35.
Bolchen 97.
Bournonville 160.
Brant, Sebastian 138. 273 f. 323.
Braun, Adolf 85.
Breitenfeld, Schlacht bei 152.
Breitopf der Züricher 148.
Breusch 14.
Bruch 246 f.
Brümath 66.
Brunfels 314.
Bruno von Köln 207.
Bube, Ad. 5.
Bucer 138. 231.
Buchdruckerkunst 136.
Buchsweiler 76.
Bundschuh 144.
Burgunderkriege 132.
Busendorf 97.
Calmet 313.
Candidus, Karl 7. 65. 148. 289.
Capito 231.
Cäsar, Julius 104 ff.
Catalaunisch. Feldern, Schlacht auf den 109.
Charfreitag in den Vogesen 257.
Chateau-Salins 98.
Chatrian 289.
Chlodwig 109 f. 220.
Chrodegang, der h. 249.
Chrotehilde 110.
Clemens, der h. 249.
Closener 55. 309.
Cölestis, der h. 249.
Colmar 80. 81. 121. 158 f.
Columban, der h. 221.
Coucy, Enguerrand von 128.
Cramer, L. v. 138.
Dagobert I. 111. f.
Dagsburg 99.
Dammerkirch 80.
Dampfkessel 25.
Darenſee 16.
Dasypodius, Konrad 55.
David, J. L. 184.
Dekapolis. Siehe Zehnstädtebund.
Desaix 187.
Diakonissenhaus in Straßburg 248.
Diedenhofen 98.
Dietrich, Phil. Friedrich v. 176 f.
Dietrich, Dominikus 234 f.
Dieuze 98.
Doller 14.
Dollfuß, Jean 26.
Dollfuß, Johann Heinrich 86.
Doré 302.
„Drei-Heiligen" 102.
Dreißigjähriger Krieg 151 ff.
Dringenberg 303.
Drulingen 76.
Dufays 98.
du Pont des Loges 253.
Duvernin 234.
Eckart 227.
Eggestein 317.
Ehn 14.
Ehrmann, August 64.
Eichel 16.
Eidschwüre, Straßburger 115.
Einwohner 28.
Eisen 25.
Eisenbahnen 26.
Eisenerze 11.
Eiserner Mann 65.
Ekkehard 264.
Elsaß, Namen 6.
Elsässer 28.
Elsaß-Lothringen,
„ Lage und Grenzen 6.
„ Ausdehnung 7.
„ Bodengestalt 7.
„ Klima 16.
„ Anbau des Bodens 20.
Emigranten 174.
Engländer, Wilde 128.
Enſisheim 83.
Enzheim, Schl. bei 160.

Erasmus von Limburg 233.
Erbfolgekrieg, Spanischer 167.
Erckmann-Chatrian 289 f.
Erstein 66.
Erwin 3 (Titelblatt: Standbild von Andreas Friedrich) 48. 53. 296.
Eticho 111. 221 f.
Etzel. Siehe Attila.
Eugen, Prinz 167.
Falkenberg 97.
Fanfaren 293.
Farel 251.
Fecht 14.
Fecht, K. A. 11.
Felix, der h. 249.
Fensch 15.
Fentsch 98.
Ferrand 79.
Feste 318 ff.
Festungen 37.
Finstingen 100.
Fischart 138. 148. 275 f.
Fischbädle 16.
Fischzuchtanstalt bei Hüningen 85.
Flagellanten 125.
Fleckenstein, Herren von 135.
Florentius, der h. 71. 221.
Flüsse 11.
Fontenay, Schl. bei 114.
Forbach 98.
Franken 109.
Franken, Könige aus dem Hause der 118.
Franz I. Egon von Fürstenberg 165. 233.
Franz III. 215.
Freischießen, Straßburger 148.
Friedrich Andr. 3 (Titelblatt: Erwin) 299 ff.
Friedrich I. 119.
Friedrich II. (Deutscher Kaiser) 120.
Friedrich III. 131.
Friedrich I., König von Preußen 166 f.
Friedrich II., König von Preußen 170.
Friedrich V. von der Pfalz 152.
Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst 160 ff.
Fritz, Joh. Wilh. 64.
Fröschweiler 75.
Fürstenberg. Siehe Franz I. Egon u. Wilhelm IV. Egon von.
Gallier 102 f. 218.
Gart 276.
Gartenbau 23.
Gaugrafen 111.
Gebirge 7.
Gebweiler 83 f.
Gebweiler Belchen 9.
Gebwiler, Hieron 232.
Geiler, Johann 54. 138. 230 f. 328.
Geispolsheim 66.
Geißler 125.
Generalstaaten 172.
Gerber, Erasmus 147.
Gerhard v. Elsaß 207.
Gerichtswesen 36.
Germanen 103 ff. 218.
Geroldseck 79.
Geschütz, Straßb. 143.
Gewerbe 25.
Gießen 14.
Glasbecher aus einem Christengrabe 219.
Gneis 11.
Goldene Bulle 125.
Goldene Rose 225.
Goldkörner 17.
Gorze 97.
Goethe 49. 282 f. 332.
Gottesfriede 225.
Gottfried von Straßburg 269 f.
Grabsteine, Keltisch-römische 102.
Grafenburg 25.
Grandidier 311.
Granit 11.
Granson, Schl. bei 134.
Graß, Philipp 186. 237. 301.
Gregor VII. 118.
Gregor IX. 120.
Grimm, Jakob 29. 33.
Grimmelshausen 278.
Groß-Moyeuvre 98.
Großtänchen 98.
Grüninger 317.
Grüßen 318.
Guérin, Christ. 297 f.
Guérin, Joh. 299.
Gustav II. Adolf 153 f.
Gutenberg, Joh. 3 (Titelblatt). 136 138. 317.
Habrecht 55. 138.
Habsburger 123 ff.
Habsheim 85.
Hackenschmidt, Joh. Christian 32. 288.
Hackenschmidt, Karl 68 ff. 288.
Häduer 103.
Hagen 265 ff.
Hagenau 68. 317.
Hagenau, Vertrag von 151.
Hagenbach, P. v. 132 f.
Handel 26.
Hans im Schnokeloch 328 ff.
Härter 247 f.
Hartmann 287.
Hayingen 98.
Hebel 328.
Hedio 232.
Heidenmauer 102.
Heinrich I. 117.
Heinrich II., Herzog von Lothringen 213.
Heinrich IV. 118.
Heitz 317.
Hermann, Joh. 314.
Hermann, Karl 110.
Hermannsdenkm. 107.
Herrad von Landsberg 111. 226. 296.
Herzöge 111.
de Heu 211.
Hexen 92. 328.
Hirsingen 80.
Hirtz, Daniel 13. 287 f.
Hochfelden 66.
Hochzeitsfeste 321 f.
Hofer 190 f.
Hohbarr 79.
Hoheneck 18.
Hohenstaufen, Könige aus dem Hause der 119.
Hohkönigsburg 73.
Holzschlitter 17.
Holzschneidekunst 297.
Hopfenernte 22.
Horn, Gustav 154.
Horning 248.
Hügelin 302.
Hültz, Johannes 48.
Humanisten 136.
Hüningen 85.
Hunna, d. h. 221.
Hunnen 109.
Hussitenkriege 129.
Jeanjean 236. 251.
Ill 14.
Innocenz IV. 120.
Interregnum 121.
Johann Georg von Brandenburg 151.
Johannes IV. von Manderscheid-Blankenheim 233.
Isch 16.
Ischert 14.
Israeliten 32. 253 ff.
Judenverfolg. 125.
Julian der Abtr. 108.
Jundt 302
Jura 7. 9.
Kaiserdenkmünze der Stadt Straßburg 200.
Kanäle 26.
Kanner 15.
Kanzel im Straßburger Münster 54.
Karl der Dicke 116.
Karl der Große 113.
Karl IV. 125.
Karl V. 139 ff. 210 ff.
Karl der Kühne 132 ff. 209.
Karl v. Lothringen 151.
Karl III. von Lothringen 210.
Karl IV. von Lothringen 214.
Karl V. von Lothringen 215.
Karl Martell 112.
Karl X. (Frankr.) 194.
Karolinger 113.
Kastner 295.
Katholiken (Zahl) 32.
Kattenhofen 98.
Kayserberg 88.
Kehl, Rheinbr. bei 12.
Kelten 102 f.
Kirschleger 315.
Kirstein 299 f.
Kleber 185 f.
Klein, J. 72. 122. 130. 301.
Klima 16.
Klinglin 165 f. 175.
Koch 313 f.
Köchlin, Samuel 86.
Konrad I. 117.
Konrad IV. 120.
Konrad II. von Lichtenberg 53.
Konradin 120.
Konstanzer Kirchenversammlung 129.
Krafft 14.
Krebser, Friedrich 54.
Kreistage 36.
Kreuzzüge 227.
Kunstgewerbe 302.
Kurfürsten (als Wähler) 125.
Lambert 305 f.
Lamey, Andreas 310.
Lamey, August 85. 287.
Landesausschuß 36.
Landgraf 111.
Landser 85.
Landwirtschaft 20.
Lauch 14.
Lauter 14.
Lauterburg 73.
Lauth 41.
Lebel 10.
Lechfelde, Schlacht auf dem 117.
Le Grand 242.
Lehranstalten 35.
Leo IX. 224.
Leopold (Lothr.) 215.
Leser, J. 300 f.
Lezay-Marnesia, Graf von 192.
Lichtenberg 76.
Lichtenberg, Herren von 135.
Liebenzeller, Reinhold 121.
Liga (kathol.) 152.

Limburg, Erasmus von 233.
Linderweiher 16.
Lobstein 315.
Lörchingen 100.
Lothar I. 114.
Lothar II. 116. 207.
Lothringen, Name 6.
Lothringer(Charakter) 28 ff.
Louis Philipp 194.
Ludw. der Fromme 114.
Ludwig das Kind 116.
Ludwig XIV. 156 ff. 234. 236. 253.
Ludwig XV. 168.
Ludwig XVI. 172.
Ludwig XVIII. 194.
Ludwig I., König von Bayern 90.
Lügenfeld 91. 114.
Lunéville, Friede von 217.
Lutter 14.
Lützel 226.
Lützelstein 77.
Majestätsbrief 151.
Manderscheid, Johann v. 150.
Mansfeld, Ernst v. 152.
Manteuffel, Freiherr v. 197.
Marbach 232.
Maréchal 302.
Markirch 88. 90.
Markolsheim 73.
Marlborough 167.
Marsal 98.
Marseillaise 177.
Masmünster 90.
Maso 90 f.
Maternus, der h. 220.
Maursmünster 77.
Maximilian I. 134.
Meißner, Adolf 13.
Meistersänger 151. 271 ff. 291.
Mentelin 138. 317.
Merian, Matth. 81. 99.
Merowinger 109.
Mersen, Vertrag v. 116.
Merswin 228.
Metz 3 (Titelblatt). 94 ff. 210 ff.
Metz, Bistum 249 ff.
Metzerwiese 98.
Michel, Maria. Siehe Rebe, Maria.
Militärwesen 37.
Minnegesang 268.
Moder 14.
v. Möller 195 f. 336.
Molsheim 71. 304 f.
Mönche 220.
Monet 178.
Montclar, v. 164.
Montmorency 212.
Moritz v. Sachsen 168 ff.
Moscherosch 277. 323.
Mosel 15.
Mouton, Georges 100.
Mühe 237.
Mühl, Gustav 13. 289.
Mühlberg, Schlacht bei 143.
Mülhausen 85 ff. 189 ff.
Müllenheim 39.
Mundate 135.
Münster 80.
Murbach 84.
Murner (geb. in Oberehnheim) 67. 138. 232. 274.
Murten, Schl. bei 134.
Mutzig 291.
Mystiker 227.
Nancy, Schl. bei 134.
Napoleon I. 184 ff.
Napoleon III. 194.
Naturalienkabinet in Straßburg 314.
Naubach 15.
Neffler 295.
Neu-Breisach 83.
Neu-Winstein 68.
Ney, Michel 97.
Nibelungenlied 265. 291.
Nideck 72.
Nied 15.
Niederbronn 68.
Oberehnheim 66.
Oberhausbergen, Schlacht bei 121 f.
Oberhomburg 98.
Oberlin, Jeremias Jakob 309.
Oberlin, Joh. Fr. 242 ff.
Obrecht, Ulrich 165.
Obstbaumzucht 23.
Ochsenfeld 91.
Odilia, die h. 221 ff.
Ohmacht 299.
Oelenberg 240.
Orden (geistl.) 239.
Orgel im Straßburger Münster 55.
Orne 15.
Orthodoxie 245.
Ortlepp, E. 113.
Otfried 259 ff.
Otte, Friedrich 5. 90 f. 109. 141. 244. 284. 285. 289. 311.
Ottmarsheim 88.
Otto I. der Große 117.
Pack, J. D. 169 f.
Pange 92.
Panier v. Straßb. 40.
Pappus 232.
Parade in Straßb. 199.
Patiens, der h. 249.
Pauli 274.
Petroleum 11.
Pfalzburg 100.
Pfalzsturm 176.
Pfeffel 280 f.
Pfeifer 90. Siehe auch Spielleute.
Pfirt 80.
Pfirt, Grafen von 128.
Pflanzen 17 f.
Pigalle 169.
Pilâtre de Rozier 97.
Pipin der Kleine 112 f.
Pipin v. Heristall 11 2.
Pirminius, h. 84.
Pleyel 293 f.
Poitiers, Schl. bei 113.
Porphyr 11.
Post 26.
Propagandisten 180.
Protestanten(Zahl) 32.
" (Name) 142.
Pättlingen 98.
Quarz 9.
Rapp 187 ff.
Rappoltstein, Herren von 135.
Rappoltsweiler 90. 291.
Räß 235.
Rationalismus 245.
Rebe, Maria 290.
Reformation 137 f.
Reinmar der Alte 269.
Religiöses Leben 218 ff.
Renatus I. von Anjou 208.
Renatus II. 209.
Rettig 97.
Reunionskamm. 163.
Reuß, Eduard 30. 33.
Revolution, Erste französische 173 ff.
Rhein 11 ff.
Richardis, die h. 223.
Richter, Fr. X. 293.
Rietschel 283.
Rixheim 88.
Rixingen 100.
Rodemachern 98.
Rohan 234. 250.
Rohrbach 100.
Romfahrt 131.
Roraffen 54.
Rosheim 73. 291.
Rossel 15.
Rösselmann, Joh. 121.
Rouget de Lisle 177.
Rückert, Friedrich 72.
Rudolf von Habsburg 123 f.
Rudolf II. 151.
Rufach 84.
Rufus, der h. 249.
Ruprecht, Pfalzgraf 134.
Ryswyk, Friede von 167. 215.
Saales 71.
Saar 15.
Saaralben 100.
Saarburg 100.
Saargemünd 100.
Saarunion 77.
Sabina 48. 53.
St. Amarin 91.
St. Avold 100.
St. Jakob, Schlacht bei 131.
St. Ludwig 88.
St. Odilienberg 3 (Titelblatt). 67.
Sachsen, Könige aus dem Haus der 117.
Sandstein 11.
Sauer 14.
Schäfer, elsässischer 24.
Schenkendorf, Max v. 123. 258.
Scheppler 244.
Schiefer 11.
Schiller 49. 123. 125. 282 f.
Schiltigheim 66.
Schimper 314. 316.
Schirmeck 71.
Schlettstadt 73. 159. 226. 303 317.
Schlucht 82 f.
Schlumberger, Jean 9. 27.
Schlüter, Andreas 161.
Schmalkaldisch. Krieg 142 f.
Schmaltzer, Johann Jakob 86.
Schmidt v. Lübeck 17.
Schmidt, Bernh. 138.
Schmidt, Karl 228. 312 f.
Schneider, Eulogius 179 ff.
Schnierlach 88.
Schnorr von Carolsfeld 268.
Schongauer 138. 296 ff.
Schöpflin 310.
Schulbrüder der christl. Lehre 239.
Schulschwestern der göttlichen Vorsehung 239.
Schuler, Theophil 10. 21. 24. 69. 89. 101. 150. 243. 256. 257. 292. 301 f. 320. 322. 330. 331.
Schulwesen 34.
Schwarzer Tod 125.
Schweighäuser 309.
Schweizer, E. 329.
Schwilgué 55. 316.
Schwörbrief 39.
Seen 16.
Seille 15.
Selz 73.
Sennheim 91.
Sequaner 103.
Serpentin 11.

Sewenſee 16.
Sierck 98.
Sigismund 128 ff.
Silbermann, Andreas 54. 293.
Silbermann, Guſt. 317.
Silbermann, Johann Andreas 310.
Simeon, der h. 249.
Sinsheim, Schl. bei 160.
Sleidanus 309 f.
Spach 312.
Sparſinn 37.
Speckle, Daniel 41.
Speichern 100.
Spener 241.
Spielleute 291. 321.
Spittel 100.
Spitz 238.
Spörlin 290.
Sprachverhältn. 32 ff.
Staatsrat 36.
StanislausLeszczynski 216 f.
Statthalter 36.
Steinhel 302.
Sternſee 16.
Sternwarte 63.
Steuern 37.
Stimmer 297 f.
Stöber, Adolf 14. 32. 33. 86. 91. 114. 129 f. 149 223. 244. 286 f. 319 f. 329.
Stöber, Aug. 48. 285 f.
Stöber, Ehrenfried 5. 9. 13. 14. 23. 93. 186. 193. 284 f.
Stockhauſen 295.
Stockweiher 16.
Strafanſtalten 37.
Straßburg 3. 38 ff. 139 ff. 163 ff. 198 ff. 303 ff. 314. 317.
Straub, Alexand. 57. 58. 220. 227. 239 (Bild der V. Sultzer). 313.
Strobel 311.
Sturm, Jakob 138. 140 ff. 310.
Sturm, Joh. 138 303 f.
Suffel 14.
Sultzer Vinzentia (nach einem Bilde von A. Straub) 239.
Sulz 83.
Sulz u. Wald 73.
Tabak 22 f.
Taubſtummenanſt. 35.
Tauler 138. 229.
Telegraphenweſen 26.
TerapolitanaConf. 232.
Teutoburger Wald, Schlacht im 107.
Textilinduſtrie 25.
Thann 91 f.
Theater 294 f.
Theobald, h. 91.
Thomas 295.
Thur 14.
Tiere 18.
Tilly 152.
Touſſain 252.
Trachten 321 ff.
Trapp, Hans 319.
Trappiſten 239 f.
Trappiſtinnen 239.
Tronje 265.
Türckheim v. 178.
Türkheim, Schl. b. 162.
Twinger von Königshofen 125 ff. 222. 309.
Uhr im Straßburger Münſter 55.
Ulberger, Hans Thoman 52.
Ulfilas 258.
Union (proteſt.) 152.
Varus 107.
Vauban 41.
Verdun, Vertrag von 116.
Verny 97.
Verwaltung 36.
Vic 98.
Victor, der h. 249.
Vierſtädter Bekenntnis 232.
Vigy 97.
Villars 167.
Villers, K. F. D. v. 97.
Vogeſen 7 ff.
Vogeſenklub 9.
Volker 291.
Völkerwanderung 108.
Voltaire 172.
Wald 17.
Wallenſtein 153.
Waltarilied 264.
Walter von Geroldseck 121.
Walter von der Vogelweide 269.
Wappen: Elſaß 3 (Titelblatt). Deutſches Reich 3. Deutſch-Lothr. 3.
Warth 63.
Waſſelnheim 73.
Weihnachtsfeſt 319.
Weiler 73.
Wein 23.
Weiß 14.
Weißen Berg, Schlacht am 152.
Weißenburg 74.
Wendel 98.
Werd, Landgr. v. 59.
Werner, Biſchof von Straßburg 224.
Weſſerling 91.
Weſtfäliſcher Friede 156 ff.
Wickram 277.
Wildſchweine 19.
Wilhelm I. 198 ff.
Wilhelm III. von Honſtein 232.
Wilhelm IV. Egon von Fürſtenberg 234.
Wimpheling 138. 296 f. 306 f.
Winkel 80.
Winkler, A. 56.
Winzenheim 83.
Wölfe 20.
Wölfelin v. Rufach 59.
Wolmünſter 100.
Wörth 75.
Yolante 209.
Yvon 302.
Zabern 77 f.
Zehenthoffer 273.
Zehnſtädtebund 123. 135.
Zembs 14.
Zetter. Siehe Otte.
Zigeuner 101.
Zix 299 f. 301.
Zölle 37.
Zorn 14.
Zorn, Edle v. 38. 129.
Zülpich, Schlacht bei 109.

Nachwort.

Herr Oberpräſident v. Möller iſt kurz vor ſeinem Rücktritt von ſeinem hohen Poſten dem Wunſche, eine Schrift wie die vorliegende herauszugeben, in höchſt ermunternder und fördernder Weiſe entgegengekommen. Dem Andenken an dieſen wohlwollenden Gönner, faſt wage ich zu ſagen, väterlichen Freund ſei ſie darum vor allem dankbarſt gewidmet.

Schon lange hätte ſie erſcheinen ſollen, aber während der Arbeit wuchs ihr Umfang, und bei der wenigen freien Zeit, über welche ich verfüge, verzögerte ſich der Druck mehr und mehr. Auch jetzt hätte ich ſie noch gerne zurückgehalten, um ſowohl im einzelnen mehr zu feilen, als das Geſamtbild beſſer abzurunden, äußere Nötigung drängte jedoch zum Abſchluß.

Bei der Abfaſſung des Werkes durfte ich mich freundlichſter Zuwendungen erfreuen, ſo beſonders der Schuler'ſchen Holzſchnitte, welche ich durch die Güte der Witwe des Künſtlers erhielt, einiger Zeichnungen der Herren Kanonikus A. Straub, Architekten A. Winkler und Profeſſors J. Euting. Ihnen wie den andern Förderern ſage ich meinen herzlichſten Dank.

Für eine etwaige neue Auflage bitte ich um gütige Mitteilung von Verbeſſerungen, Zuſätzen u. dergl.

Daß bei der Darſtellung das Herz mitſprach, wen ſollte das wundern? Wie wäre es denn möglich, von Elſaß-Lothringen u. deſſen Bewohnern zu reden, ohne warm zu werden?

Und hiermit empfiehlt ſeine Schrift freundlicher, nachſichtiger Aufnahme

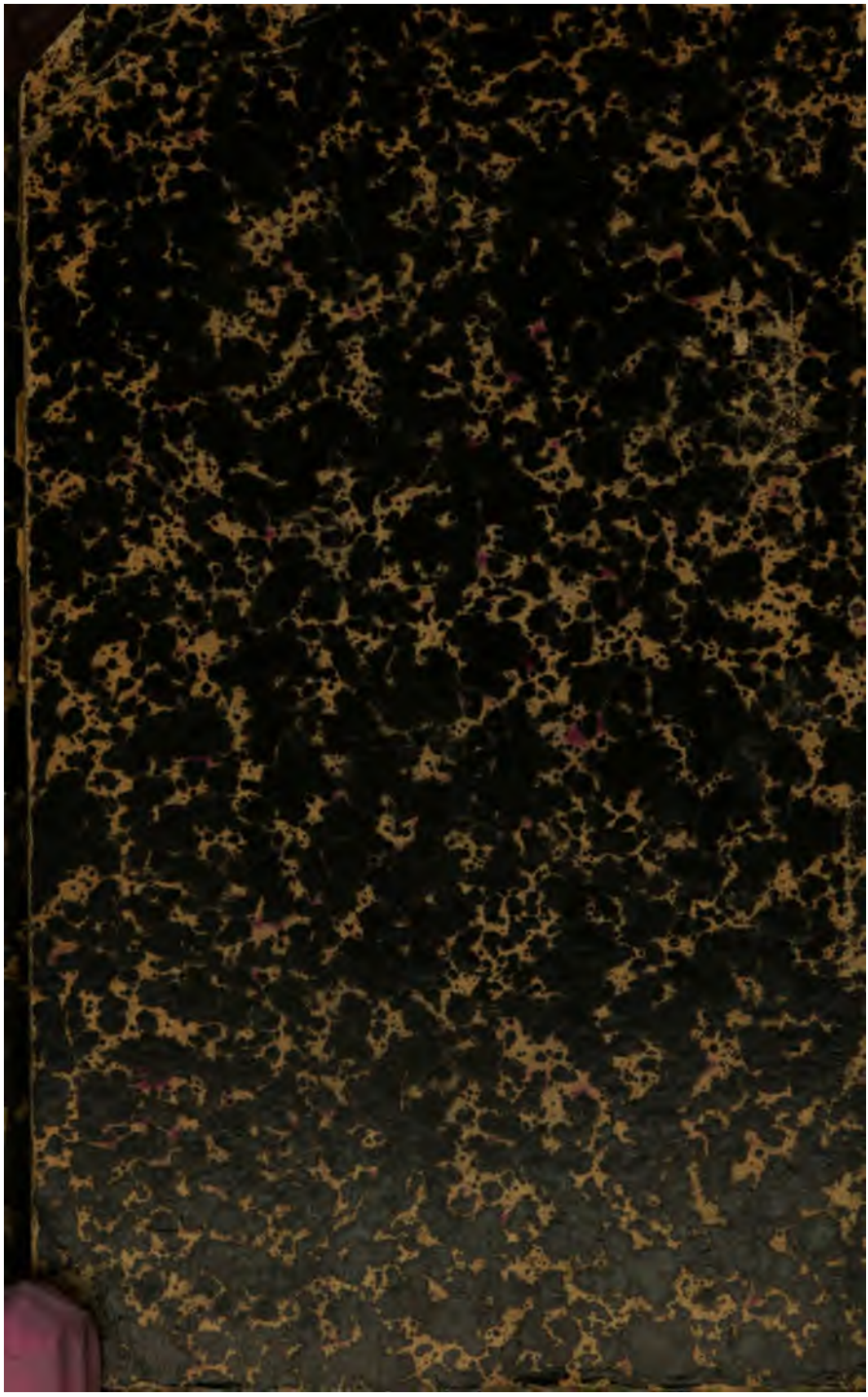
Straßburg, den 22. Auguſt 1883.

der Verfaſſer.

Im Selbstverlag des Verfassers sind erschienen und durch F. Strohmeyer's Buchhandlung zu beziehen:

Dr. Hottinger, Elsaß-Lothringen in Wort und Bild. Brosch. à 2 M. 00 Pf.
— „ „ „ geb. in Leinwand mit Schwarzdruck à 3 M. 00 Pf.
— „ „ „ Goldschnitt à 4 M. 00 Pf.
— Straßburg in Wort und Bild. Geheftet à 0 M. 50 Pf.
— Dr. Martin Luther. In Umschl. geh. Ausg. I. à 0 M. 20 Pf.
(in Parthien billiger).
— „ „ „ „ „ II. à 0 M. 30 Pf.
(in Parthien billiger).
— Der Sedantag 1870. In Umschl. geheftet à 0 M. 20 Pf.
(in Parthien billiger).
— Die Welt in Bildern (Orbis pictus) mit Erläuterungen brosch. à 4 M. 50 Pf.
— „ „ „ einfach geb. à 5 M. 20 Pf.
— „ „ Orig.-Bd. m. Goldschnitt à 6 M. 00 Pf.
— „ Erläuterungen dazu apart à 0 M. 50 Pf.
— Kunstgeschichte. Brosch. . . . . à 0 M. 50 Pf.
— „ Cart. . . . . à 0 M. 60 Pf.
— Krieg 1870—71. Cart. . . . . à 1 M. 60 Pf.
— Das Geld. Cart. . . . . à 1 M. 00 Pf.
— Deutschland in Bild und Wort. Cart. . à 1 M. 00 Pf.
— Die ev. Geistlichen d. Deut. Reiches. Brosch. à 6 M. 00 Pf.
— Die Kaiserliche Universitäts- und Landes-Bibliothek. Brosch. . . . à 1 M. 00 Pf.
— Jesus Christus. Wort und Bild. Brosch à 0 M. 20 Pf.
(in Parthien billiger).
— Die Kirche Christi in Wort u. Bild. Brosch. à 0 M. 50 Pf.
— „ „ „ „ Cart. à 0 M. 70 Pf.
— „ „ Orig.-Bd. m. Goldschnitt à 1 M. 50 Pf.
— Volksblatt Jhrg. 1878. 1879 und 1880 Brosch. à 2 M. 60 Pf.
— „ „ „ „ „ Geb. à 3 M. 80 Pf.
„ „ 1881 und 1882
(Von diesen beiden Jahrgängen fehlen einige Nummern).
— Volksblatt 188 . . . Nr. . . . . pro . . . . Quartal à 0 M. 65 Pf.
Orig. Einbanddecke zum Volksblatt 18 . . . à 0 M. 70 Pf.

810

(3. 1

a/1.